Erlebnisse

eines

Schleswig'schen Predigers

in

den Friedens= und Kriegsjahren

1838 bis 1850.

Ein Beitrag zur Beurtheilung der dänischen kirchlichen und nationalen Zustände.

Von

Fr. Petersen,

erstem evangel. Pfarrer zu St. Johann = Saarbrücken,
früher Pfarrer zu Nottmark auf Alsen.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

1856.

Inhalt.

Vorwort.

Dr. A. G. Rudelbach in Kopenhagen, derselbe, welcher im Jahre 1851 in einer Schrift die Sache Schleswig-Holstein's volksthümlich, historisch-politisch, staatsrechtlich und kirchlich erörterte, und darin zu dem Resultate gelangte, daß er Schleswig alles Recht auf eine Verbindung mit Holstein absprach und die Geistlichkeit der Herzogthümer bezüchtigte, daß sie „den Amtseid selbst mit in die Sphäre der Insurrection hinüber gezogen habe", dieser selbe Dr. Rudelbach hat mich zunächst zur Herausgabe der nachstehenden Schrift veranlaßt.

Nach einem Referat im norddeutschen Correspondenten Nr. 226 von 1855 ist Dr. Rudelbach auf der Missions- und Prediger-Conferenz in Leipzig erschienen und hat über die dänischen national-kirchlichen Zu-

stände folgendes mitgetheilt: „Grundtvig (der anerkannte Führer der kirchlich-nationalen Richtung in Dänemark) selber mache den Ruhm seiner vaterländischen Kirche, auf welche er so stolz sei, zu Schanden. Dieser sei nemlich in die gefährlichste Schwärmerei gerathen, seine Schüler gewännen die Oberhand auf den Kanzeln Dänemark's und die Menge falle der neuen Lehre zu. Sein dänisches Volk sei ihm Alles; es solle sein eigenstes Wesen nur ausgestalten in politischer wie in kirchlicher Beziehung, um herrlich zu sein vor Allen und für Alle. Das fanatisch wilde Treiben Grundtvig's und seiner Partei gewänne neuen Gluthhauch durch den wüthendsten Haß gegen Alles, was Deutsch heißt. Die Bekenntnißschriften sind von Deutschen verfaßt, die lutherische Theologie ist auf deutschem Boden gewachsen und groß geworden — darum hinweg mit Beiden. Jetzt ist die Schwärmerei bis dahin gediehen, auch die Zehn Gebote abthun zu wollen, damit durch die Knechtschaft derselben das christliche Volk nicht länger um seine Freiheit betrogen werde. Zunächst wird für den nächsten Reichstag ein Antrag auf Abschaffung der Bekenntnißschriften vorbereitet und es ist alle Aussicht, daß er durchgehen werde."

So hat Dr. Rudelbach in Leipzig geredet. Nach

einem andern Referat hat er weiter mitgetheilt, daß jene kirchlich-nationale Partei ihn nur „den deutschen Hund" nenne und hat die Versammlung aufgefordert „für Volk und Kirche Dänemarks, welche beide ins Verderben rennten, Fürbitte zu thun."

Der alte Grundtvig ist seit vielen Jahren der Führer einer politisch-national kirchlichen Richtung in Dänemark gewesen. Sein politisch-nationaler Eifer, welcher den alten Mann immer zu den äußersten Consequenzen einer regierungsfeindlichen Opposition treibt, ist bekannt. Um dieses Eifers willen hat Kammerrath Drewsen, sonst sein Gesinnungsgenosse, Grundtvig treffend „national Tyren" (den nationalen Stier) genannt.

Weniger bekannt ist vielleicht seine Stellung zur Kirche. Grundtvig sagt selber von sich, daß er weder ein evangelischer noch kirchlicher Christ sei, denn er erkenne die h. Schrift nicht als regula fidei et vitae an. Diese steht ihm nur im zweiten Gliede. Im ersten steht ihm das lumen internum und das apostolische Glaubensbekenntniß, letzteres als eigentlich historisches Bindeglied für die Christenheit aller Jahrhunderte. —

Schon diese Mittheilungen lassen es begreifen, wie in consequenter Durchführung seines nur national-dänischen Christenthums Grundtvig zu jenen unsinnigen Folge-

rungen getrieben werden muß, über welche sein Landsmann und früherer Freund Dr. Rudelbach in Leipzig so bittere Klage geführt hat. Dazu ist Grundtvig eine Dichternatur von hoher Begabung, aber in so national-skandinavischer Färbung, daß er Christum mit Worten besingt, welche der nordischen Mythologie angehören und alten Sangesweisen entnommen sind, die einst zu Ehren Thor's, Odin's und Frigga's erklangen. Außer Dänemark ist ihm kein Heil, giebt es Nichts, das groß und herrlich ist. —

Die nachfolgende Schrift erörtert mehrfach den Punkt, daß der nationale Charakter der dänischen Nation eine starke, überstarke Hinneigung zu fratzenhafter Eitelkeit habe, daß „gamle Danemark" noch immer glaube, in den Zeiten seiner Waldemare zu leben. Sie erörtert ferner, daß in dieser nationalen Eitelkeit der Erklärungsgrund, wie für die stagnirenden Volkszustände Dänemarks, so dafür läge, daß auch das Christenthum sich national habe gestalten müssen, nicht aber die Nation christlich durchdrungen worden sei. Sie folgert aus diesen Vordersätzen, daß es ein naturgemäßes Ereigniß gewesen ist, wenn die Gesammtgeistlichkeit Dänemark's beim Ausbruch der dänischen Revolution dieser in hellen Haufen zugefallen, der Monarchie in ihrer ehrwürdigen Form untreu ge-

worden, sich dem souveränen Volk hinzugesellt hat. Diese Anschauungen sehe ich nun auf einmal durch die Klagetöne des Dr. Rudelbach bestätigt und derselbe ist ohne sein Wissen ein Zeuge für die Wahrheit und Begründung meiner Aufstellungen geworden.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Dr. Rudelbach behauptet, daß die Anhänger Grundtvig's auf den Kanzeln Dänemarks die Oberhand gewännen und die Menge ihnen zufiele. Ich widerspreche dem nicht. Es giebt aber noch eine Menge älterer Geistlichen, welche dem flachen Rationalismus, den der gewesene Minister, der Protodemocrat und Hegelianer Professor Clausen, gelehrt hat und noch lehrt, anhängen. So zerfällt fast die gesammte dänische Geistlichkeit in diese beiden Richtungen Grundtvig's oder Clausen's, und das Evangelium bleibt unvertreten.

Das ist der leitende Gedanke bei Abfassung der nachstehenden Schrift gewesen. Mein theures engeres Vaterland, das Herzogthum Schleswig, wird von dänischen Geistlichen überschwemmt. Zeugnisse, wie diese arbeiten, geben die leeren Kirchen Süd- und Nordschleswigs, geben die lauten Klagen meiner lieben Landsleute, welche ja jetzt weit und breit bekannt geworden sind. Da zwang mich nun die Liebe zu dem theuren Volk meiner Heimath,

die Schilderung der geistlichen Arbeiter, welche Dänemark in ganzen Massen nach Schleswig sendet, anzutreten, und durch die Schilderung der kirchlich-nationalen Zustände Dänemarks zu zeigen: das sind die Arbeiter, an diesen ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Ich habe weiter nichts zu sagen. Wie Dr. Rudelbach in Leipzig zur Fürbitte für Dänemark aufgefordert hat, so fordere ich Jeden, dem diese Zeilen zu Gesichte kommen, auf, Hülfe zu leisten, daß Schleswig-Holstein frei werde von der Stickluft, welche dänische Beamte und Geistliche einzutrichtern bemüht sind.

Der Verfasser.

I.

Friedensjahre.

1838 – 1848.

Erstes Pfarramt.

Das Herzogthum Schleswig, dessen Westküste fette Marschen, dessen Ostküste wald- und hügelreiche, fruchtbare Gegend auszeichnet, bietet auf seinem Rücken eine breite baumlose Ebene dar. Das Auge übersieht eine endlose Fläche, man kann Meilen reisen, ohne einem Wagen zu begegnen; große Heidestrecken, die jedoch unter der fortschreitenden Cultur mehr und mehr verschwinden, breiten sich aus, und zwischen ihnen liegen, zwar weit von einander entfernt, große Dorfschaften mit großen, wohlhabenden Bauerngütern. Mitten auf dem Rücken des Landes und fast auch in der Mitte des Herzogthums, fünf Meilen von der Nordsee und ebenso weit von der Ostsee, liegt meine erste Pfarrei Uck. Sie bildet die Grenzmark der südwestlichen Fläche, denn dort wachsen schon Bäume, dort beginnt das wellenförmige Hügelland und ein schöner Wald, der sich bis an die ein und eine halbe Stunde entfernte Ostseebucht, an welcher die Stadt Apenrade liegt, erstreckt. Uck selbst aber liegt noch inmitten der Fläche und gestattet nach Süden, Westen, Norden eine unbegrenzte Fernsicht.

Ich gedenke weder topographische noch statistische Beschreibungen zu geben. Aber die Geduld meiner Leser möge mir

nur nicht gleich auf der ersten Seite ermüden, wenn ich über mein theures Uck mich etwas breit ergehen lasse. Acht glückliche Friedens- und Lebensjahre habe ich dort verlebt. Ich preise den Herrn für alle meine Lebensführungen; ich lobe seinen heiligen Namen auch für die gegenwärtige Stunde; wenn ich aber jetzt nach schweren Stürmen, nach wol ungewöhnlichen Lebensführungen auf jene acht Jahre zurückblicke, so möchte ich eine Idylle schreiben. Uck hatte weder eine schöne Natur, noch einen fruchtbaren Boden. Das Dorf lag weit ab von den Landstraßen und es ist vorgekommen, daß wir in vier Wochen eingeschneit waren, in längerer Zeit, außer unserer täglichen Umgebung, keinen Menschen sahen. Das große Kirchdorf hatte keine Aristokratie, weder des Geldes noch der Bildung, aber auch kein Proletariat. Die Einnahme der Pfarrei war so gering, daß meine Vorweser sich eiligst wieder davon gemacht hatten, was dort, wo die Visitatoren präsentiren und die Gemeinden wählen, nicht schwer hält. Das Pfarrhaus lag in einem recht großen, aber unschönen Garten. Es war so niedrig, daß ich in meiner Studierstube bequem die Hand an den Balken der Decke legen konnte, und eben so, vor dem Hause stehend, das niedrige Strohdach erreichen konnte. Es hatte fünf kleine freundliche Räume. Unter einem Dach mit den Oekonomiegebäuden, konnte ich Nachts im Bette das Stampfen meiner Pferde und das Brüllen meiner Kühe deutlich vernehmen. An Haus und Hof stieß der Kirchhof, der ein bretternes Glockenhaus mit einer kleinen Glocke und ein kleines Gotteshaus ohne Thurm umfaßte. Die Kirche war niedrig, ohne Orgel und ohne allen Schmuck und mochte wohl 300 Menschen fassen. Sie hatte ihre eigene Geschichte. Nachdem die Dänen im

dreißigjährigen Kriege bei Lutter am Barenberge geschlagen waren, retirirten sie vor den verfolgenden Truppen Tilly's und Wallenstein's. Nach dem damaligen Kriegssystem verheerten die fliehenden Truppen Alles um sich her und so zündeten auch die fliehenden Dänen den Ort an, der bis auf ein Haus gänzlich abbrannte. Die kleine Gemeinde hatte damals schwere Kämpfe um ihre Existenz zu bestehen. Sie sollte eingehen und an die umliegenden Gemeinden vertheilt werden. Aber sie kämpfte den Kampf siegreich durch. Ein Collectant ward ausgesandt, um Mittel zu dem Bau der Kirche zu sammeln. Nachdem er ein Jahr collectirt hatte, kehrte er zurück mit $2\frac{1}{2}$ Schillingen ($1\frac{3}{4}$ Groschen), das Uebrige hatten seine Reisekosten verzehrt. Da nahm sich ein anderer namhafter Mann der Sache an, dehnte seine Reisen sogar bis Holland aus, das ja damals das Land der Schätze war, kam mit reichlichen Mitteln wieder und die Kirche ward erbaut, wie sie noch steht. Sie war, wie gesagt, klein und schmucklos. Die Kanzel lag zwischen Chor und Schiff so niedrig, daß man fast in gleicher Höhe mit den Zuhörern stand und folgende Anekdote erzählt ward. Im Anfange dieses Jahrhunderts stand ein alter Geistlicher, der aus dem Orte gebürtig war, und nie eine bessere Pfarre hatte bekommen können, an der Gemeinde. Man nannte ihn den Böttcher von Uck, weil er so tüchtig auf die Kanzel klopfte. Nun war er ein alter Mann geworden, dem die Gemeinde kindlich anhing und ihn, wie es damals gebräuchlich war, Vater nannte. Unmittelbar unter, oder an der Kanzel stand ein Gemeindeglied, alt an Jahren, Sonntag für Sonntag. Wenn nun das Exordium gehalten und die kurze Pause in der Rede eintrat, dann pflegte dieser dem Pfarrer auf der Kanzel die Dose mit den Worten

hinzuhalten: Vater, nun nehmt erst eine Prise. — So waren die örtlichen Zustände. Klein und gering, einfach und schlicht und weil dies, darum grade habe ich dort meine glücklichsten Jahre verlebt. Als ich im April 1838 in Uck von der Gemeinde erwählt wurde, waren es schlechte Zeiten für die Candidaten der Theologie. Das Studium der Theologie war an der Tagesordnung, und eine Fluth von Candidaten, über zweihundertfünfzig an der Zahl, bedeckte das Land. Von diesen konnten jährlich etwa zwölf bis fünfzehn in beiden Herzogthümern angestellt werden, so daß nicht wenigen die Aussicht auf ein Candidaten-Jubiläum bevorstand. Theils die guten Pfründen des Landes, theils der seit 1817 erwachte bessere Sinn, theils die Möglichkeit, sofort nach dem Examen eine eigene Existenz als Hauslehrer gewinnen zu können, hatten wol damals eingewirkt. So kam es, daß eine der kleinsten Pfarreien, welche kaum etwa 320 Thaler Preuß. eintrug, achtzig Bewerber hatte. Dazu kam, daß die einträglichsten und besten Stellen in Nordschleswig, wo die Kirchen- und Schulsprache dänisch ist, von der Regierung unmittelbar besetzt und fast nur an Dänen vergeben wurden. So waren im Jahre 1822 vierundvierzig Pfarreien von eingebornen Dänen, zum Schaden des Landes und der Religion, eingenommen. Es sollte zwar nach einer Verordnung von 1811 Reciprocität Statt finden und die Candidaten der Herzogthümer vice versa eben so gut in Dänemark angestellt werden. Die Reciprocität bestand aber nur auf dem Papier. Deutsche Nationalität, wie sie bis an die Königsau, namentlich von den gebildeten Landeskindern der Herzogthümer getragen ward, und die dänische, sind zwei verschiedene Größen, die nie verschmolzen werden. Die meisten Candidaten der Herzog-

thümer kannten die lateinische Sprache besser als die dänische. Ich selbst habe dafür ein redendes Beispiel abgegeben. Sohn eines Landgeistlichen in einem der dänisch redenden Distrikte Nordschleswigs, hatte ich von Jugend auf das Volkspatois meiner Heimath gesprochen, war dänisch confirmirt. Aber die Sprache des Hauses, der Schule, der Sitte, der Bildung war die Deutsche. Das Volkspatois stand zu der dänischen Schrift- und Kanzelsprache wie irgend ein schweizerischer Dialekt zu dem Hochdeutschen. Gebildete Dänen konnten sich unserm Landvolke nicht verständlich machen, und umgekehrt dasselbe nicht verstehen, wie ich vielfach erfahren habe. Das kommt besonders daher, weil der gebildete Däne eine Menge von Guttural- und Nasenlauten hat, eine Menge von Buchstaben verschluckt und aushaucht, die Schriftsprache dagegen, wie sie in meiner Heimath in den Schulen gelehrt, auf den Kanzeln gepredigt wird, jedes Wort so ausspricht, wie es geschrieben steht und der dänischen Salonbildung gänzlich entbehrt. Damit will ich das weiche, poetische und melodische Element des besseren Dänischen nicht verkannt haben. — Genug, uns Landeskindern war nur die Fertigkeit angewachsen, uns im Patois des heimischen Volkes ausdrücken zu können. Es war aber nur eine angelernte Fertigkeit, kein Wissen, Können und Eindringen in den Geist der Sprache. Denn das dänische Patois meiner Heimath hat in der That keinen Geist, am wenigsten einen national Dänischen. Es ist nur eine locale Mundart, die fast in jedem Dorfe anders ist und unterscheidet sich wesentlich von der dänischen Sprache dadurch, daß es einer Menge deutscher Wörter eine dänische Endung anhängt und constant den Artikel vor das Hauptwort setzt, während der Däne ihn dem Hauptworte anhängt.

Es würde nicht schwer sein, den Beweis zu führen, daß nicht Dänemark, sondern Deutschland auch in dem Patois meiner Heimath die Oberhand hat. Wie es nun mit den fremden Sprachen geht, man bringt es dahin, daß man sie versteht, ein Buch lesen kann, aber dem Geiste der Sprache und der Redefertigkeit steht man noch unendlich fern; so ging es uns mit der dänischen Sprache. Die Sprache der Bildung war die Deutsche und das in allen Ständen. Nun kamen die Studienjahre und verwischten das Patois der Jugend. Ich stand der dänischen Schriftsprache näher, als die meisten Candidaten. Sie gewann an Interesse bei mir, als ich in den Dänisch redenden Distrikten eine Anstellung suchte, wo aber, aus Unkunde der Sprache, der Andrang der Candidaten weit geringer war. Und doch habe ich meine Antrittspredigt und mehrere spätere, deutsch niedergeschrieben und mit Hülfe eines Lexicons übersetzt. Ich will dies nicht billigen, aber die Sachlage, die Landesverhältnisse führten es so mit sich und unsere Landsleute hatten kein critisches Ohr und verstanden die Landeskinder besser als die gebornen Dänen. Durch zwölfjährige Uebung und Studien brachte ich es später so weit, nicht bloß die Kanzel-, sondern auch die dänische feinere Umgangssprache, — denn zwischen beiden liegen große Differenzen — mit ziemlicher Fertigkeit sprechen und schreiben zu können. Durch diese sprachlichen Zustände nun ward die Reciprotät zwischen Dänemark und den Herzogthümern in Betreff der Candidaten nur eine papierne. In die fetten Pfründen Nordschleswigs rückten beständig Dänen ein, die der Sprache des Landes und der Nationalität völlig fremd waren; nach Dänemark gingen nur die Schleswiger, welche aus Unfähigkeit keine Anstellung fanden.

Ich weiß nur von Zweien, die dort angestellt wurden, während jetzt die Zahl der Dänen in Schleswig Legion ist und schon damals 44 Prediger und eine Anzahl von dänischen Civilisten angestellt waren.

Nun lagen sieben Candidatenjahre hinter mir, als ich in Uck erwählt ward. Von Freunden ward ich bedauert, als die kleine Stelle mein geworden war. Aber nicht die geringe Einnahme, nicht die dürftige Einfachheit, nichts dämpfte den heißen innerlichen Dank, den ich im Herzen trug, als ich erwählt war. Noch danke ich es dem Herrn, daß ich mit warmer, kindlicher Begeisterung in den heiligen Dienst des Pfarramts eingetreten bin, daß ich selige Freude empfunden habe, als mir die eigene kleine Herde von 450 Seelen zu weiden gegeben war. Der Herr weiß es, wie fern ich der Vollendung als Geistlicher war, wie fern ich dieser blieb; die Gemeinde, welche meine achtjährigen Dienste mit seltener Liebe und Anhänglichkeit gelohnt hat, weiß es wohl nicht, wie viel ich in meinem Dienste gefehlt habe, wie geduldig sie meine Erstlingsarbeiten auf dem Gebiete der Predigt und Seelsorge getragen hat, wie oft ich als ein geschlagener Mann, Reue und Schmerz und Gelübde im Herzen, aus den Gottesdiensten gegangen bin. Aber noch danke ich dem Herrn die Begeisterung, die Herzenswärme, mit welcher ich in mein Amt eintrat. Ich hatte die Braut meines Herzens, meiner Erwählung, meines Sehnens errungen, ich hatte das heilige, theure Amt gefunden, und war unaussprechlich glücklich und voll tiefen Empfindens der Treue, womit ich diese kleine Heerde meines Oberhirten weiden wollte. Ich habe es später anders bei Anderen gefunden. Ich habe in den Herzen junger Candidaten diese Oriflamme gläubiger Innigkeit ver-

mißt, habe die Liebe zur milchgebenden Kuh als hervorragend erkannt und tiefen Schmerz darüber empfunden. Denn eine Ehe zwischen Mann und Weib, mit blasirter Sättigung und ohne Liebe begonnen, wird nicht so viel Dornen tragen, als Sünden von einem Prediger am Amte begangen werden, der ohne warme Begeisterung, ohne gläubige Gebetsweihe das heilige Amt antritt. Der Amtssünden bleiben so genug; wo ist der Pfarrknecht, den der Herr treu befindet, wo der Pfarrknecht, der nicht täglich zu beten hat: Herr, gehe nicht in's Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht! Was aber soll aus dem Amte werden, in das ein Mann eintritt, der ein kaltes Herz mitbringt? Das Vernehmen Gottes nach seiner Züchtigung und seiner Gnade ist ihm verschlossen, das Wachsen am innern Menschen bis zum Mann in Christo ist ihm verborgen. Er erkennt sich nicht als den Knecht des Herrn, nicht seinen Dienst als einen Dienst Gottes an der Gemeinde, unter der einzigen Signatur: was weiter vom Haushalter gefordert wird, ist, daß er treu erfunden werde; er nimmt nicht jede ihm vertraute Seele in concreter Liebe in sein Herz und Gebet auf, er bleibt eine Salzsäule in stabiler, objectiver Gestaltung, und ist das Salz nicht dumm geworden, so ist es weniger noch flüssig geworden. Er bleibt Beamter und wird nie Geistlicher. Ich danke Gott noch für die Begeisterung, mit welcher ich mein erstes Pfarramt antrat. Waren es Illusionen, die in dieser Begeisterung lebten, waren es Ideale, die sich nie verwirklichten, waren es Träume jugendlicher Jahre, die Schäume werden mußten, weil die zwei feindlichen Factoren, meine Sünde und die Sünde der Gemeinde, das Facit illusorisch machten? Wol, ich danke dem Herrn auch für die Illusionen, Ideale,

Träume, selbst wo sie mich gehindert haben, dem Reiche Gottes Gewalt anzuthun; denn sie sind der menschliche Rahmen, der den warmen Herzschlag einfaßt. Der Herzschlag ist aber bleibend, der Rahmen aber ist vergänglich. Ich will hier gleich einer Illusion Erwähnung thun. Wie es wol allen jungen Predigern geht, die mit Glaubenswärme ihr Amt antreten, so ging es auch mir. Ich wollte, nachdem kaum einige Jahre vergangen waren, Früchte meiner Arbeit sehen, die Herzen wollte ich bekehrt, das Leben in der Heiligung gefördert erblicken. Und davon war nichts sichtbar geworden. Das war mein erster Schmerz im lieben Amte. Ich klagte ihn einem lieben Freunde, der älter war an Amtsjahren und Amtserfahrungen. Er verwies mich an das eigne Herz, dessen gründliche Bekehrung ich zuerst zu erbitten hätte; er wies mir die senfkornartige Natur des Reiches Gottes nach. Beide Lehren schlugen bei mir ein. Ich habe seitdem es nicht mit der Ungeduld, wol aber mit dem Gebet für das eigene Herz und für die Gemeinde gehalten; ich habe mir oft eine kräftige Demuthspredigt gehalten und in dieser mir die unverdiente Geduld Gottes mit mir vorgehalten, wenn ich mit Menschen keine Geduld hatte; ich glaube sogar gelernt zu haben, obgleich der Herr aus besonderer Gnade mich noch nicht in diese schwere Schule geführt hat, mit gleicher Freudigkeit vor Wenigen als vor Vielen das theuer werthe Wort predigen zu können. Was weiter vom Haushalter gefordert wird, ist, daß er treu erfunden werde. Das Gebet um Treue, Treue im heiligen Dienste; die Bewahrung dieser Treue in guten und in bösen Tagen, unter dem Hosiannah und dem „Kreuzige" der Gemeinde ist die einzige subjective That, zu der wir berufen sind. Alles ist Gabe, alles ist Gnade; aber

unser ist es, Gnade wie Gabe in das Gold der Treue einzufassen; Ihr allein wird der überschwengliche Segen gegeben, daß wir gewürdigt werden, Menschenfischer zu sein. Aber ohne die heilige Wärme des amtlichen Herzens ist kein Gebet, keine Treue möglich, und die Wolken Gottes träufeln keinen Segen, der Himmel ist verschlossen, wie ein ehernes Thor. Ich danke noch dem Herrn für das warme Herz und das warme Amtsgebet, das die Illusionen nicht haben steinern und kalt machen können. Ich glaube, nicht ohne Segen im ersten Amte gestanden zu haben und kam er nicht, wie ich in jugendlicher Begeisterung ihn wollte, so kam er doch, wie Gott wollte; kam er nicht als Christus vor Moses, so kam er doch als Christus nach Moses. Wie sind doch die jungen Geistlichen vor diesem Irrthum ihres warmen Herzens zu warnen; wie liegt doch so viel Selbstgerechtigkeit und fleischlicher Sinn in dem: Früchte sehen wollen? Auf den Herrn und auf das eigene Herz haben wir zu sehen. Die Versöhnung dieser beiden Mächte haben wir durch Christum zu erflehen, das geschlungene Band durch Treue täglich fester zu schürzen, das ist das Geheimniß einer gesegneten Amtsführung.

Also ich danke dem Herrn für die Begeisterung, mit welcher ich das theure Amt antrat. Diese verklärte auch die äußere Situation. Ich heirathete bald und empfand das Wort: eigener Heerd ist Goldes werth. Wir sahen nicht die räumlichen und örtlichen Mängel, sondern freuten uns unsres Gartens, Hauses, Feldes. Und in der That gestaltete sich das Haus immer freundlicher und war, wenn auch eng, jedenfalls eine Friedenstätte, wo das Brod vortrefflich schmeckte. Gegenwärtig an der französischen Grenze, an der äußersten Spitze der Preußischen Rheinprovinz, wo die pfarrlichen Verhält-

nisse so ganz anders sind, fühle ich mich gedrungen, auch über die materiellen Verhältnisse des heimischen Pfarramts etwas mitzutheilen. Die nicht reichliche Einnahme von etwa 400 Thaler Pr., welche sich indeß, als ich Uck verließ, fast verdoppelt hatte, kam auf die wunderbarste Weise von der Welt zusammen. Vier sogenannte Geldopfer am Weihnacht, Lichtmeß, Ostern, Pfingsten, zu welchen jedes erwachsene Mitglied der Gemeinde 3 Sch. (2 1/4 Silbergroschen) zahlen mußte, wurden am Schlusse des Gottesdienstes, während ich vor den Altar trat und ein sogenannter Opfergesang gesungen ward, auf den Altar hingelegt. Mit Beginn der Fastenzeit lieferte jeder Hufner der Gemeinde, deren es 37 gab, an den Pfarrer 2 Brode, zu 6 Pfund das Stück, und 1 Schilling für Häringe inventarienmäßig bestimmt. Kam Ostern, so wurden 14 Stieg Eier, (ein Stieg hält 20 Eier) eingesammelt, welche die wirthliche Hausfrau in Kalk einlegte und für den kommenden Winter verwahrte. Pfingsten brachte wieder Brod, und Johannis ward 1 Pfund Butter von jeder Kuh geliefert, zugleich mit einer kleinen Summe Geldes für Käse. So nahete die Ernte der Feldfrüchte: Von diesen wurde mir von jeder Hufenstelle eine bestimmte Anzahl Garben und eine überzählige gesteuert, so daß meine eigene Ernte fast verdoppelt ward. Den Beschluß machte das 15. Lamm eines jeden Einwohners, der Schafe hielt. Ich halte hier noch meine Bemerkungen zurück, um die eigenthümliche Dotation der Pfarrei weiter zu führen. Außer diesen Zehnten und den nicht bedeutenden Accidentien bestand die Hauptdotation aus dem Pfarracker. Ich hatte etwa 120 Morgen Ländereien, die nicht verpachtet, noch versteigert werden konnten, sondern deren Ertrag durch zweckmäßige Behandlung die Haupteinnahme hergeben mußte.

Die Sache hat ihre Schattenseiten. Gewöhnlich versteht der Geistliche nichts vom Landbau, und muß sich auf Treu und Glauben seinem Gesinde überlassen; die Frau versteht nichts von der Landhaushaltung und die Wirthschaft geht den Krebsgang. Dann erfordert die Einrichtung einer so großen Oekonomie mit Vieh und Inventar eine bedeutende Summe Geldes. Gewöhnlich sind die Theologen arm und müssen Schulden machen. Endlich erfordert eine solche Oekonomie ein Gesindepersonal von 4 bis 6 Personen, und dies gehört am allerwenigsten zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Füge ich nun noch hinzu, daß der Geistliche den Fluctuationen der Mißernten, der Kornpreise u. s. w. unterworfen ist, so glaube ich auch alle Schattenseiten namhaft gemacht zu haben, welche diese Art der Dotirung mit sich führt. Es möge aber nicht paradox klingen, wenn ich den Wunsch ausspreche, daß in allen Ländern evangelischen Bekenntnisses die Dotirung der oben geschilderten gleichen oder ähnlich sein möge.

Es versteht sich, daß ich nur vom Lande, nicht von den Städten rede. Andere Sitten, andere Zustände. Ich bin, so gut wie Einer, mit einem idealen innern Horror die ersten Male vor den Altar getreten, um das Geldopfer hinlegen zu sehen. Ich habe Zehnten und Landwirthschaft u. s. w. für eine Entweihung des geistlichen Amtes, für unwürdig des Standes und was weiter gehalten. Nicht lange indeß, so war ich ganz andern Sinnes. Die Opfer und Zehnten sind alt an Jahren, sie sind aus dem göttlichen Gesetz erwachsen, sie sind, wie das Gesetz selbst, recipirt im Canon des neuen Bundes; sollten sie denn wirklich so entsetzlich das geistliche Amt herabwürdigen? Es wäre ein übel Ding, wenn die Amtswürde auf so schwachen Füßen ruhete. Der Träger

derselben ist der Geistliche selbst und ich bin der Meinung, daß, wenn dieser sich geistlich vom Amte tragen läßt, so wird auch seine Amtswürde in der Gemeinde ihre Anerkennung finden. Revolutionen und plötzlich hereinbrechende Sturmfluthen des Unglaubens vermögen wol eine Zeitlang die Amtswürde mit dem Amtsinhalt zu verwischen; in Zeiten geordneter Zustände geht sie nicht durch Opfer, Zehnten und Oekonomie zu Grunde. Nicht die Ideologen, das Volk selbst muß darüber entscheiden. Des Volkes Ansichten sind aber ganz anderer Art. Es ist in diesen Zuständen aufgewachsen, und hält vererbte Zustände werth. Es hat durch die regelmäßige Wiederkehr solcher Dinge beständig persönliche Beziehungen zum Pfarrer. Es wird durch die gewöhnlich sehr geringe Abgabe nicht gedrückt, und hat es den Pfarrer lieb, so hat es Freude daran, ihm das beste Korn, ihm besonders gutes Brod und Butter u. s. w. zu senden. Und ich habe auch Freude an den Gaben gehabt und sie herzlich meinen lieben Pfarrkindern gedankt. Nur der Städter stellt sich nobler und feiner hin. Er bringt vielleicht einen silbernen Pocal, oder sonst was. Der Bauer aber bringt sein Brod, sein Huhn, bringt also das, was er hat, und giebt dadurch dem Pfarrer seine Neigung so gut zu erkennen, wie der Städter. Fragt es sich nun, nicht wessen Gabe nobler, glänzender ist, sondern wessen Gabe ehrlicher gemeint ist, so nehme ich lieber das Huhn des Bauern, als ein Tafelservice des Städters. Hiezu kommt noch eins. Staatsgehalt erhält der Geistliche in meinem Vaterlande nicht, und kommt daher auch nicht in die Lage, wie hier in der Rheinprovinz, von Sectirern als bezahlter Diener der Staatskirche verdächtigt zu werden. Wie sollte denn nur eine Gemeinde von 450

Seelen im Stande sein, den Pfarrer mit seinen höheren Lebensbedürfnissen zu unterhalten? Da nimmt er nun die Bedürfnisse seines Lebens unabhängig, wie ein Freiherr, aus dem ihm zugelegten Acker; da theilt er des lieben Gottes Sonnenschein und Regen, theilt Furcht und Hoffnung, Dank und Sorge mit seinen Bauern; hat überall Anknüpfungspunkte, vom Irdischen auf das Himmlische zu verweisen, kann das Evangelium von den Vögeln des Himmels und den Lilien des Feldes ganz anders auslegen, als der Städter; denn er hat in Sorge und Gebet Exegese getrieben, die Exegese des Herzens; kann faktisch und praktisch beweisen, daß die Sabbathsentheiligung auch in nassen Jahren nicht nöthig ist, weil ihm keine Garbe verdarb, wiewol er nicht den Sabbath misbrauchte; kann für die Erntepredigt ganz andere specielle Momente auffinden, als wenn in die Allgemeinheit hin, das: „lobe den Herrn, meine Seele" mit dem Psalmisten angestimmt wird; kann endlich durch eine ordentliche Wirthschaft eine demonstratio ad hominem predigen, die schwerlich seiner Amtswürde Abbruch thut. Die Sünde liegt nicht an und für sich nothwendig in solchen Verhältnissen; wir Sünder tragen jene in diese. Man schütte nur das Kind nicht mit dem Bade aus.

Aber der Haupteinwand, den die Studierstuben machen, ist noch zurück; er trifft die Person des Pfarrers, welche nothwendig unter solchen Umständen versauern und verbauern muß. Es ist wol sehr in Frage zu stellen, wo die meisten versauerten und verbauerten Pfarrer zu finden sind, auf dem Lande oder in der Stadt. Wenn die Bildung nicht ein bloßes Attribut des feinen Tuchrockes, des savoir-vivre in Gesellschaften ist, sondern wenn die geistliche Bildung in der

gläubig geistlichen Weise des Herzens, in wissenschaftlicher Tüchtigkeit, in heiligem Amtsernste besteht, so wird das Land immerhin die Parallele mit der Stadt aushalten können. Sollen wir denn ewig Sklaven von Redensarten bleiben, wie: der Landprediger, wenn er Oekonom sein muß, muß nothwendig versauern? Es scheint mir dies nur eine falsche Auslegung des Wortes: wer sich in Gefahr begiebt, kömmt darin um. Gewiß ist Wachen und Beten heilige Pflicht, gewiß muß ich die Versuchung meiden; gewiß liegen schwere Anfechtungen für den Geistlichen darin, daß er mit sammt seiner Existenz auf den Ertrag des Ackers verwiesen ist, daß er seine Produkte verwerthen, daß er Handel treiben muß. Aber hier ist eben keine Versuchung, es sind unter Gottes Zulassung historisch gewordene und geordnete Zustände. In ihnen zu stehen wie ein Mann Gottes, das ist die Aufgabe des Land-, wie des Stadtpredigers, und wer von beiden Gott am Besten vor Augen hat und im Herzen, der geht am siegreichsten aus der Versuchung hervor, sei sie in der Stadt, oder auf dem Lande. Aber die Berufsstörungen? Ich habe eine große Oekonomie gehabt und ihr selbstständig vorgestanden und bin mir nicht bewußt, meiner Pflicht damit Stunden und Studien entzogen zu haben. Die Sache macht sich auch anders praktisch, als theoretisch angesehen. Kaum angestellt, erkannte ich bald, daß unsre Existenz zumeist von einem guten Betrieb der Oekonomie abhängig sein dürfte, erkannte weiter, daß ich, wenn ich nicht der Knecht meines Knechts sein wolle, auch die Sache verstehen müsse. Ich gab mich daran, sie praktisch und theoretisch zu studiren und es dauerte nicht sehr lange, so hatte ich sie ziemlich inne. Von da ist mir die Sache leicht geworden. Mein Großknecht war mein

Premier. Er machte jeden Abend seine Vorschläge und ich entschied, und so ging Alles seinen geordneten Weg. Es war mir eine Erholung, täglich auf mein Feld zu gehen, um nach meinen Arbeitern zu sehen. Ich bin mit herzlicher Freude an meinen Saaten gestanden, und habe ihrem Keimen zugesehen und mit dem, der sie wachsen läßt, der Regen und fruchtbare Zeiten vom Himmel sendet, mit dem habe ich oft an meinem Acker stehend geredet. Ich mögte darum herzlich wünschen, daß die theologisch absprechenden Sätze aus der Welt geschafft würden, daß wir in Diesem und in Allem zuerst lernten, auf das trotzige und verzagte Ding, das wir in der Brust tragen, zu achten. Denn im Herzen, nicht im Acker steckt es, wenn der Landgeistliche versauert und verbauert.

Aber es wird Zeit, von dem Acker, der mein täglich Brod trägt, wegzugehen, und auf den andern zu treten, wo ich das Brod des Lebens auszustreuen berufen war; denn der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes hervorgehet. Ich gehe zuerst in das kleine einfache Gotteshaus, worin ich in acht Jahren dem Herrn diente. Ps. 27, 4: Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen. Wie gnädig ist Gott, daß „die schönen Gottesdienste" dem ahnenden Schauen des einfältig gläubigen Herzens dennoch vergönnt sind und nicht an eine plastische und nicht plastische Form ihrer Erscheinung gebunden sind. „Schöne Gottesdienste" — Ja, das Herz schaut sie allüberall, wohin es die Glaubensgestalt seines Friedensfürsten mit sich trägt, feiert sie allüberall, wo es sich von dem

Friedensgruß gegrüßet weiß: sei getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben. Solche „schöne Gottesdienste" hat mein Herz auch in der kleinen dürftigen Kirche zu Uck gefeiert und ich hoffe, sagen zu dürfen: nicht mein Herz allein hat solche dort gefeiert. Nicht entgegen bin ich sonst der Wahrheit, daß unser Cultus zu nackt, zu baar ist, zu wenig die Sinne des Gemüths anregt. Noch weniger verkenne ich, daß unser Cultus viel zu viel auf dem ordinirten priesterlichen Diener ruht, viel zu wenig ein Dienst der Gemeinde in selbstthätiger Betheiligung bis zu der Stufe hin ist, daß ein lebendiger Gesammtgottesdienst, als Errungenschaft des Herzens, die Gemeinde begrüßt. Aber das ist nun einmal so, das Extrem schafft als Gegensatz das Extrem. Und die Sinne sind protestantisch in den Bann gethan. Zwar mit Unrecht und Uebereilung; aber die Seelen befinden sich dennoch besser dabei, als wo und wann sie katholisch emancipirt werden. Aber im äußeren Sinne des Worts waren in Uck keine „schönen Gottesdienste"; die Predigt hatte wie überall den Primat. Von einem liturgischen Gottesdienste war keine Rede und was ich dort einführte, war auch keine Liturgie. Nach einem kurzen Eingangsliede trat ich vor den Altar und verlas Collecte und Epistel. Darauf folgte das Hauptlied. Eine Orgel war nicht da; mein Küster und Vorsänger war ein braver, lieber Mann, aber eben kein Sänger. Wir sanken oder stiegen während des Gesanges regelmäßig mehrere Töne. Eine feste Tonleiter kannten wir nicht. Dennoch sangen wir, und gewiß oft aus vollem Herzen: Ehre sei Gott in der Höhe. Meine Predigt folgte und dauerte, ohne die Ungeduld der Gemeinde zu wecken, gewöhnlich eine Stunde. Ja, wie viel Predigtsünden nimmt ein Prediger wol mit in sein Grab?

Ich denke hier nicht an Luthers Kraftwort: „thu' das Maul auf, schlag' wacker d'rauf, hör' bald auf"; ich denke an Pauli Wort: „und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt; denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten." Nun aber predigen wir uns und nur zu oft nicht Christum, den Gekreuzigten; wir stellen Christum in die Peripherie unsres Wissens und Meinens und nicht uns in das Centrum Christus, in welchem verborgen liegen alle Schätze, beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes. Wir predigen dem Worte speculative und theologische Errungenschaften unseres wissenschaftlichen und feinen Denkens vor, aber das Wort predigt nicht uns göttliche Weisheit und göttliche Kraft. Das aber giebt diametrale Verschiedenheiten und erzeugt die schwersten Predigersünden.

Es ist, als ob wir vergessen hätten, daß das Wort allein es thut, daß der lautern reinen Predigt des Wortes allein die Verheißung gegeben ist: es wird sein eine Kraft Gottes zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum; darum predige das Wort, es sei zur Zeit oder zur Unzeit. Wir Prediger meinen, es thun zu sollen, und das göttliche, allmächtige Subject der Erlösung wird in die dienende Subjectivität als hülfsbedürftig hineingestellt. Wir armen Prediger! wie sind wir doch so oft blinde Führer von Blinden. Was eine Predigt nach paulinischer Vorschrift ist, das hat Keiner tiefer erkannt und besser ausgeführt in diesem unserem Jahrhundert, als der zu früh verewigte Ludwig Hofacker. Mögten doch die jungen Theologen, die mit speculativer Weisheit in's Amt kommen, nur die Bibel lesen und Hofacker studiren. Sein Band Pre-

digten hat eine Zukunft, so gewiß wie die Schriften der alten Gottesmänner Arndt, Scriver, Heinrich Müller u. A. Die Predigt soll eine That sein und zwar eine lebendige Glaubensthat. Aus der Gebetsweihe, aus der frommen Arbeit, aus dem angeschauten, Gott entfremdeten wie gottesfürchtigen Leben erwachsen, soll sie Zeugniß geben von dem lebendigen Christus in der Gegenwart, soll sie verkündigen aus eigener Erfahrung: „es ist in keinem Andern Heil"; soll sie ausreden, was die Meditation des Glaubens aus der Begegnung mit dem Geiste Gottes aus der heiligen Arena des Wortes an und in diesem erlebt und erfahren hat. Jüngeren Theologen will ich meine Weise der Predigtarbeit mittheilen. Was folgt, wird mich schon vor der Meinung schützen, als hielte ich meine Weise für eine besondere. Der Sonntagabend gab mir den Text für die nächste Predigt zur Meditation in die Hand. Der Montag oder Dienstag brachten exegetische Studien und die Disposition. Das Skelett ruhete dann bis Freitag, oder wanderte mit mir, wo ich ging und stand und Raum fand zur innerlichen Meditation. Am Freitag ward gewöhnlich die Predigt niedergeschrieben. Zwar oft auch erst am Sonnabend: aber ich habe immer an diesem mehr als an einem andern Tage der Woche, erbauliche und wissenschaftliche Studien getrieben und mich gut dabei gestanden, nicht auf den letzten Tag und die unberechenbaren Störungen durch Unwohlsein und andere Dinge, die Predigtarbeit verschoben zu haben. Der Abend des Samstags bringt das Memoriren, das in der Frühe des Sonntags vollendet und möglichst wörtlich getrieben wird. Eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes wird das Concept bei Seite gelegt und die Predigt frei und neu in vollster Unabhängigkeit von dem geschriebenen

Wort innerlich reproducirt, auch corrigirt, hinzugethan, weggelassen, im Bewußtsein critischer Freiheit des Besitzstandes. Während so die Predigt entstand und noch jetzt, wo ein schweres großes Amt auf meinen Schultern ruht, entsteht, habe ich alle Casualreden von Anbeginn nach freier Meditation und Disposition, wenn man so will, extemporirt. Nun, es hat jedes Predigerindividuum ein Recht, sich seine Weise zu schaffen: Nur sei sie in Treue! Freiheit und Gebundenheit zu versöhnen und in einem Herrendienste zu vereinigen, ist mein Streben gewesen, und ich habe mich dabei gut gestanden. Ob auch meine Zuhörer? Darüber richtet der Geist.

Es ist ein großes Vorrecht des Predigers, daß er Vorredner sein darf einer gläubigen Versammlung, ein größeres, daß er allein berufen ist, in den Gottesdiensten das kündlich große Geheimniß auszureden: „Gott ist geoffenbaret im Fleisch!" Aber wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden und so sollten wir mit ganzer Seele nichts, nichts erstreben wollen, als ein lebendiges Eindringen in Gottes Wort. Nur durch dieses kommt der Geist, der in die freimachende Wahrheit leitet, nur dadurch gewinnen wir eine wahrhaft panharmonische Interpretation und aus ihr eine Predigt, welche jedesmal die ganze Schriftwahrheit und nicht Bruchstücke predigt. Ich weiß, es gehören hierzu andere Factoren auch, vor allem ein bekehrtes Herz, das aus erlebter Erfahrung die beiden Pole der Predigt, Sünde und Gnade, in sich aufgenommen hat und immer ausredet — aber ich schreibe hier keine homiletisch-theologische Abhandlung. Und darin habe ich wohl am Meisten gesündigt, darum hat meine Predigt den rechten Segen nicht haben können. Ich war jung an Weisheit und lebte der Meinung, daß meine Wärme,

mein Wissen, mein lebendiges Menschenwort dem armen Gottesworte auf die Beine helfen müsse und ihm den Herzensacker erobern müsse. Ein warmes, lebendiges Gefühl riß mich oft auf Kosten der Logik fort, ich brachte Bruchstücke aus dem Leben, dieselben aus dem Worte Gottes, aber die Totalität der gläubigen Auffassung fehlte, es fehlte die gänzliche Hingabe des Herzens an das allein allmächtige Gotteswort. Ich war ein strenger, mehr Gesetz- als Bußprediger. Es fehlte nicht viel, so hätte ich mit Johannes Feuer vom Himmel gebetet. Ich rügte die Sünden und Uebertretungen ohne Schonung und wol ebenfalls ohne Weisheit. So erinnere ich mich in einer Erntepredigt nach einem nassen Jahre den Uebertretern des Sabbathsgesetzes gesagt zu haben: das Brod hätten sie dem lieben Gott gestohlen und sollten nur warten, es würde ihnen nicht zum Segen gereichen. Das setzte eine Zeitlang böses Blut. Aber wie es kam, daß meine Gemeinde dennoch mich und meine Predigt- und Amtssünden in Liebe trug, daß ein Drittel und die Hälfte ihrer Gesammtzahl durch die acht Jahre sonntäglich in Frost und Hitze die Kirche besuchte, daß sie mich endlich schwer ziehen ließ und ich noch schwerer von ihr den Abschied fand, — das muß organisch weiter entwickelt werden.

Der evangelische Norden, ich weiß es bestimmt, würde eher Gut und Blut hingeben, als sich katholisiren lassen. Aber einen Grundirrthum der römischen Kirche, die eigentliche Lebenswurzel der Hierarchie, den Priesterbegriff, würde auch der Norden aufnehmen. Er würde dies nun und nimmer nach der hierarchischen Seite hin thun, nein, der Norden ist ein Todfeind der Hierarchie und hat für diese wunderbar feine Geruchsorgane; — aber leichter nach der objectiven

Seite: dem Norden und, ich glaube sagen zu müssen, dem ganzen evangelischen Deutschland ist die köstliche Errungenschaft der Reformation, das allgemeine Priesterthum, nie zum vollen Bewußtsein gekommen, und darum eben so wenig die rechte Freiheit eines Christenmenschen vor Gott. Das subjectiv-religiöse Leben liegt noch viel zu tief in den Banden der Amtskirche und des Amtsgeistlichen; hat es auch wol die liebliche Reife einer Gebetskammer errungen, dahin versteigt es sich selten, die Religion objectiv sich anzueignen, die Lehre und den Cultus in den Besitzstand des priesterlichen Volkes zu tragen, die Gottesdienste als ethisch religiöse Volksthat, als lebendige Bethätigung eines heiligen Bundesvolkes, als seine eigene priesterliche That vor Gott anzusehen und den Geistlichen nur als den organisch Abgeordneten, als die Centralisirung des allgemeinen Priesterthums, als den Diener Gottes an der Gemeinde und den Diener der Gemeinde vor Gott anzusehen. Die Religion, wiefern sie eine Allgemeinheit ist und nicht nur subjectives Glauben und Beten, wiefern sie als öffentliche Lehre und Cultus sich darstellt, wird ihrem natürlichen Boden entnommen und zum Besitzthum der specifischen Amtskirche und des Geistlichen gemacht. Das ist ein lebensgefährlicher Irrthum deutscher evangelischer Nation. Die begriffliche Amtskirche verhindert das Werden der Volkskirche, der dritte Artikel: „ich glaube an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche,“ wird zu einer priesterlichen Gliederung; die Gemeinschaft der Gläubigen als königliches und priesterliches Volk, wird nie eine organisch verbundene, gläubige Gesammtheit um Christus und das sporadisch erwachte religiöse Leben lös't sich von der Einheit der Kirche ab, entweder als krankes Sectirerthum, oder als isolirte Ge-

betskammer. So aber kann die eine allgemeine Kirche Christi weder ihre vollen Lebensströme segnend in das Leben des Individuums ausströmen lassen, noch das Individuum sein erwachtes Leben der Gesammtheit als Stärkung zuführen. Viel irrige Begriffe von Staats- und Amtskirche erwachsen auf Grund und Boden dieser Entfremdung von der wahren Kirche Christi; sie bleibt dem Einen eine fremde, kalte Größe, dem Anderen wird sie zum gefürchteten Papstthum, zum römischen Lügenbau. Der Geistliche wird zum katholisirenden Mittler, Lehre, Cultus ist priesterliches Eigenthum, ist Standesbesitz und die objective Erlösung wird in subjective Abhängigkeit gestellt. Man höre nur, wie wenig das christliche Volk im Stande ist, sich objectiv frei zu Gott zu stellen, wie es die Predigt des Wortes von dem Prediger, den Segen des Sacraments von der Person des priesterlichen Dieners abhängig macht. Daraus folgt auf der einen Seite, daß der Unglaube, wo und wann die Kirche in ihrer amtlichen Organisation mit Ernst und Bewußtsein ihrer Pflicht als Zionswächter auftritt, sofort Hierarchie wittert; das christliche Individuum dagegen immer wieder an der Person des amtlichen Dieners Aergerniß nimmt und dessen Sünde der objectiven Religion als Defect anrechnet. In diesem falschen Subjectivismus wurzeln alle die schlechten Witze, welche über die Geistlichen im entfremdeten Volke circuliren. Das deutsche evangelische Volk muß dies katholische Erbe wegwerfen. Es muß zum lebendigen Bewußtsein des dritten Artikels und seines königlichen Priesterthums hindurch dringen.

Es muß sich selbst als ein erlöstes Bundesvolk erkennen und begreifen lernen; es muß Gesammtgottesdienste in Einheit einer Anbetung im Geist und in der Wahrheit feiern

lernen; es muß die geistliche Abordnung auf die gesunde Lebenswurzel d. h. auf sich selbst zurückführen und so lebendige Gliederung zwischen sich und dem Herrn der Kirche in sein Bewußtsein aufnehmen. Weder werden sich dann in der Geistlichkeit hierarchische Standesbegriffe ausbilden, noch dem Sectiererthum zugleich mit dem Unglauben die kindischen Ideen von Staatskirche und bezahlten Staatsdienern kommen, noch endlich den Schwachen im Glauben Aergerniß durch das schwache geistliche Standesglied kommen. Sagt sich das christliche Volk: das Amt ist mein Amt, meine Anordnung; die Amtswürde des Geistlichen ist ein Ausfluß, eine Centralisirung meiner Amtswürde, zu der ich berufen bin durch Christum, als das erwählte Bundesvolk; Cultus und Lehre, der Geistliche ist ihr verordneter Träger, aber ihre Lebenswurzel haben sie in meinem geistlichen Leben von Gott, als des priesterlichen Volks; die Gottesdienste macht nicht der Prediger, ich, in der individuellen gläubigen Gesammtheit, diene Gott mit und durch dies Organ meines Glaubenslebens, so wird es williger und wichtiger die Amtswürde des Geistlichen als seine eigene Amtswürde anerkennen und würdigen, wird sich von dem falschen Subjectivismus frei machen, wird für die objectiven Gnaden subjectiv empfänglicher sein und nicht in persönliche Knechtschaft unter den Priesterstand gerathen. Trifft dies mehr den Dienst des Priesterstandes vor Gott in Vertretung der gläubigen Gemeinde, so stellt es sich fast eben so heraus in Betreff der mehr objectiven Amtsseite, in Betreff des Dienstes Gottes an der Gemeinde. Die Bußpredigt ist der Kirche fast abhanden gekommen; doch ist nur dann Leben in der Kirche gewesen, wenn eine volltönende Bußpredigt durch ihre Hallen

drang. Ob dieser zeitgeistige Defect Schuld der ungeistlichen Geistlichen, oder der entfremdeten ungläubigen Gemeinden ist, will ich nicht untersuchen. Genug, er ist vorhanden. Die Geistlichen ziehen Glacéhandschuhe an, wenn sie das Wort Gottes auf den Kanzeln und in den Häusern predigen, und der volle Ton des Berufs: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium", ja gar das directe Nathanswort: „Du bist der Mann" wird in die zartere Allgemeinheit von Röm 3. 23 verwiesen. Die Gemeinden sind verzärtelt und wollen so gehalten werden; was die Ohren kitzelt, was die Thränendrüse berührt, wollen sie hören, aber ja nicht das zweischneidige Schwert des Wortes, ja nicht den Hammer, der Felsen zerschmeißt. Die Wurzel dieser Verzärtelung ist die eingerissene Selbstgerechtigkeit der Gemeinden, ist das verloren gegangene Bewußtsein der Duplicität ihres Lebens, das ein Geworden in der Gnade und ein Werden fortwährend ist. Genährt ist diese Verzärtelung durch Untreue des Amtes, das die Stimme des Predigers in der Wüste verlassen hat. Erkennete die Gemeinde recht, daß sie fortwährend Buße thun, daß ihre Sünde und Gnade vermittelt durch Buße und Glauben nur in eine Versöhnung eintreten muß; erkennete sie, wie fortwährend das Gewordensein in das Werden und umgekehrt umschlägt; erkennete sie die Verheißung, welche der Buße aus dem Glauben beigelegt ist, sie würde weder ihre eigene Unmittelbarkeit von Gott sich durch die Person des Dieners verdüstern lassen, noch die Bußpredigt der göttlichen Beamtung im Geistlichen persönlich verdächtigen. Daran fehlt es und darüber leidet das Reich. Es kann nicht kommen, weil es nicht im Glauben der Gemeinde gekommen ist, weil die Subjecte von ihrer Objectivität in Gott kein volles Bewußtsein haben, weil das:

„wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid?" ein fremder Begriff, weil darum der geistliche Träger des Amts mit dem Amte, das ihn trägt, identificirt wird. Und das mögte schon sein nach einer Seite, daß wer ein geistlich Amt hat, geistlich es trägt, daß die Weise und Würde des Amts die Person verklärt, das mögte schon sein. Nimmer zu viel geistlicher Sinn wird von uns verlangt und es ist ein lautes Wehe, daß daran großer Mangel sich findet. Die Geistlichen müssen geistlicher werden. Daß aber die Person des Geistlichen ihre schwarzen Schlagschatten auf das heilige Amt und seinen objectiven Inhalt zurückwirft, das darf nun und nimmer mehr sein und ist ein trauriges Criterium für den niedrigen Barometerstand des christlichen Bewußtseins im Volke. Aber wir dürfen das Volk nicht schelten, wenn wir leider erkennen müssen, daß es im geistlichen Amt eine kleine Partei giebt, die ächt römisch angethan, den katholisirenden Mittlerbegriff des Priesterstandes freudig adoptirt, von heiliger Achtung vor der historischen Mutter, genannt Rom, erfüllt ist, und den evangelischen Diener Gottes an der Gemeinde jegliche Stunde ausliefert, um ein Glied des hierarchischen Priesterleibes werden zu können. Wie sehr die Leute dieser Richtung die köstliche Errungenschaft der Reformation, das allgemeine Priesterthum, verachten, predigt jeder Tag. Sehnsüchtig blickt ihre Apostasie nach Rom und dies kennt seine guten Freunde in der evangelischen Kirche, stimmt schon Triumphlieder an und meint die abtrünnige Kirche Luthers und Calvins bald verscheiden zu sehen.

An der Hand dieser allgemeinen Bemerkungen will ich nun zu einer Schilderung meiner Stellung zur ersten Gemeinde und meiner Amtswirksamkeit übergehen.

Die bessere Seite der oben gerügten zu persönlichen Auffassung des geistlichen Amtsbegriffs kömmt in Nordschleswig als ein patriarchalisches Verhältniß zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde zur Erscheinung. Es ist ein gutes Zeugniß für Nordschleswig, daß die dortigen Gemeinden durchschnittlich alle Ereignisse ihres innern und äußern Lebens in die Betheiligung ihres Predigers gestellt wissen wollen. Wo das Vertrauen sich nicht findet, daß der Prediger ein Herz habe für die sämmtlichen Momente des Lebens der Gemeindeglieder, wo man den Prediger nur wie den Civilbeamten ansieht, an den man sich, als an den verordneten Geschäftsmann, vorkommenden Falls wenden müsse, wo man einseitig nur den Amtsbegriff aufgefaßt hat, da sieht es um die geistliche Wirksamkeit übel aus. Denn wie die Seele in dem Leibe ihre Wohnung hat, so muß die Seelsorge auf dem Lande namentlich durch Leibespflege vorbereitet werden, um an die Seele zu gelangen. Mit einem großen Vertrauen kam mir die Gemeinde entgegen und hat mir im Laufe der Jahre, als sie mehr erkannt hatte, daß ich ein Herz für sie hatte, gar viel vertraut. Wunderliche Dinge, in keiner Pastoraltheologie verzeichnet, würden zum Vorschein kommen, wollte ich mittheilen, wem und worin ich oft Rathgeber gewesen bin. Das Gesammtleben der Gemeinde pulsirte im Pfarrhause. Jedes häusliche Ereigniß, so Freude als Schmerz, Geburt, Krankheit, Tod, ward dem Prediger sofort mitgetheilt. Kaum erkrankte Jemand, so kam auch die Bitte an mich, den Kranken zu besuchen. Auch andere Ereignisse, wenn z. B. Sohn oder Tochter in die Fremde ziehen sollten, wenn Veränderungen anderer Art in dem Bestande der Familie eintraten, wenn Kauf und Verkauf intendirt wurden, mußten mit dem Pastor

berathen werden. Es konnte kein Tauffest, keine Hochzeit, kein Begräbnißmahl begangen werden, ohne daß der Pfarrer mit seiner Frau daran Theil nahm. Das war allerdings oft eine schwere Kreuzigung des Fleisches. Jedes Bauernhaus enthielt einen großen Saal, Pesel genannt. In diesem waren die Tische gedeckt und an diesen präsidirte der Pfarrer mit seiner Frau, rechts und links die Taufzeugen, oder Hochzeiter, oder nächsten Leidtragenden. Der Schaffner trat vor den Tisch, sprach ein kurzes Gebet und nun wurden die Speisen in Angriff genommen. Gewöhnlich waren drei bis vier Gänge, aber zwischem diesen ward eine oft einstündige Pause gemacht, in welcher eine Pfeife geraucht, auch wol ein Gang in den Garten gemacht wurde. Der Prediger war dabei im Ornat und berufener Wortführer und Tonangeber. Es ist mir oft recht schwer geworden, dabei auszuhalten, vier Stunden hinter dem Tisch zu sitzen in einer nicht ganz reinen Atmosphäre. Aber ich habe je länger, je lieber auch diese Pflicht erfüllt. Meine Bauern, denen solche Gesellschaften eine angenehme, genußreiche Unterbrechung ihres sonst so einfachen und stabilen Lebens waren, freuten sich, auch mir einen vermeinten Genuß bereiten zu können, und ahneten nicht, welches Opfer sie von mir heischten.

Ich erkannte aber bald ihre gute Meinung und brachte das Opfer gern. Natürlich war ich der Erste, welcher die Gesellschaft verließ. Auch da ließen sich sittlich = pastorale Zwecke erreichen. Die sittliche Haltung der Unterhaltung lag in meinen Händen; man erwartete vom Prediger die Leitung und Belebung der Gespräche. Und nie habe ich in den acht Jahren Ursache gehabt, ein unziemliches Wort zu rügen; nie habe ich eine persönliche oder amtliche Kränkung erfahren,

aber oft in gehobener Stimmung das geistliche Lied angestimmt, das den Schluß des Mahles bildete.

Ich benutzte diese Gelegenheiten, um Angelegenheiten der Kirche, Schule, Gemeinde, oder zeitgemäße christliche Ideen unter das Volk zu bringen, um die Gemeinde für Dies oder Jenes zu erwärmen, um wider diese oder jene üble Sitte ein Wort einzulegen. Was ich sonst erreichen wollte, das betrieb ich auf meinen besonderen Pfarrwegen durch Hausbesuche. In einer halben Stunde konnte ich an die äußersten Enden meiner Gemeinde kommen, und es stand daher in der That jedes Haus unter meiner pfarramtlichen Controle. Ich war gern gesehen, wann und wohin ich kam, setzte mich gern mit den Leuten an ihren Tisch, um den unvermeidlichen Kaffee mit ihnen zu trinken. Sie kamen auch wieder, namentlich im Winter, gern zu mir und theilten mit mir, was auf meinem Tische war. So gewann ich einen nicht geringen Einfluß auf die sittliche Haltung des Lebens in der Familie, konnte strafend, versöhnend, ausgleichend einwirken, konnte die Jungen leiten und den Alten rathen, und erntete wol Widerspruch und Undank, aber auch Dank und reiches Vertrauen. Ich führe hier nur einen Erfolg an. In den acht Jahren meiner dortigen Beamtung ist wider Schulversäumnisse keine einzige Strafe verhängt worden. Dies erreichte ich dadurch, daß ich eine außerordentliche Commission zur Ueberwachung der Versäumnisse errichtete, und wo dies nicht ausreichte, persönlich zu jedem Schulverächter mit freundlich ernster Ermahnung trat. Als ich die Gemeinde verließ, durfte ich sagen, daß in derselben sich kein Herz befand, in dessen Tiefen ich nicht geblickt, zu dem ich nicht in ein persönlich seelsorgerisches Verhältniß getreten und das wieder zu

mir nicht einen persönlichen Vertrauensstand gewonnen hatte. Erzählte ich diese Dinge, um mich zu rühmen, der Ruhm wäre eitel! Denn es war ja heilige Amtspflicht nur, der ich nachkam und das oft unter großer Schwäche und vielen Fehlgriffen; der geringe Umfang meiner sonstigen Amtsgeschäfte ließ mir für diese Specialisirung volle Muße, und vor allen Dingen trug mich das entgegenkommende Vertrauen und die Liebe der Gemeinde. Hätte sie nicht diesen patriarchalischen Sinn in sich bewahrt; hätte sie nicht diese schöne Vererbung von ihren Vätern überkommen gehabt, welche den Geistlichen nicht bloß als Religionslehrer und Prediger, sondern vielmehr als den ansah, der von Gotteswegen berufen sei, alle Angelegenheiten ihres inneren und äußeren Lebens in sein seelsorgerisches Herz aufzunehmen, hätte sie die tragende Liebe nicht gehabt, welche dem Eifer und der Wärme des jungen Geistlichen, um seiner guten Meinung wegen viele Misgriffe nachsah, nie hätte ich diese Resultate erreichen können. Dann kamen ja auch die localen Verhältnisse hinzu. Aus 450 Seelen bestand meine Gemeinde. Mögte doch nie ein Geistlicher mehr als 1000 Seelen in seiner Gemeinde haben! Ich habe des guten Kirchenbesuchs Erwähnung gethan. Wenn dawider gesündigt ward, so pflegte ich dies nicht in der Kirche zu rügen, wo, wie mit Recht gesagt wird, eben diejenigen, welche die Rüge verdienen, nicht zugegen sind, und die zugegen sind, die Rüge nicht verdienen; der eigenthümliche, köstliche Vertrauensstand, den mir die Gemeinde einräumte, der persönlich rege Verkehr, in welchen ich zu jedem Mitgliede trat, gestattete auch eine persönliche Verhandlung dieses Gegenstandes und

meine Ermahnungen blieben nie unbeachtet. Soll ich mir dies zum Vorwurf machen?

Ich meine nicht. Wozu hat der Herr die Zionswächter bestellt? was heißt es, wenn Er spricht: weide meine Schafe? was heißt im Allgemeinen die cura animarum specialis? Der Rationalist freilich, als Geistlicher, darf nie solche Sprache führen und wird sie auch nicht führen, denn er predigt sich und nicht Christum, den Gekreuzigten. Wenn aber unser Herz durch den Glauben das selige Dienen und den seligen Dienst am Wort begriffen hat, wenn unser eigenes Leben gläubig in die freimachende Gnade gestellt ist, wenn wir täglich selber schmecken, wie freundlich der Herr ist, so haben wir den sündigen Menschen in uns gleichsam abgelöst vom heiligen Amte (sit venia verbo) und dürfen aus Liebe zum Herrn auch den uns anvertrauten Seelen sagen: verlasset nicht die Versammlungen, kommet in die Gottesdienste, kommet und schmecket, wie freundlich der Herr ist. Auch die gottesdienstliche Ordnung hielt ich mit Strenge inne. Es war nicht möglich, die üble Sitte abzuschaffen, nach welcher ein Theil der Gemeinde erst während des letzten Liedes in die Kirche kam. Aber die andre üble Sitte, sofort nach dem Amen der Predigt die Kirche zu verlassen, gelang es mir abzuschaffen. Ich machte darin auch eine eigene Erfahrung. Von Ostern bis in den Herbst ward gleich nach der Predigt mit der Jugend catechisirt. Im ersten Jahr liefen nicht blos die Erwachsenen fort, ehe die Catechisation begann, sondern es fehlte mir auch die Jugend. Letzteres aber änderte sich bald, aber vergeblich arbeitete ich daran, durch systematische Catechisationen auch die Alten zu locken. Da sprach ich mit einem meiner Bauern, der ein intelligentes und lebendiges

Glaubensleben führte, über diese Sache, und erhielt den schlichten Rath: „catechisiren Sie doch über die Sonntagsperikope, worüber Sie eben gepredigt haben, und Sie werden sehen, daß wir bleiben, denn es ist vielen Schwachen nöthig und uns Allen lieb, die Wahrheiten des Evangeliums noch einmal und in schlichterer, mehr kindlicher Fassung ausgelegt zu hören." Ich befolgte diesen Rath, hielt keine socratische und systematische Catechisation, sondern eine erbauliche Kinderpredigt über das eben gepredigte Evangelium, ward von der vorhaltenden Predigtwärme dabei getragen und sah bald, daß die ganze Versammlung blieb und sich darüber freute, daß ich so eindringlich zu ihren Kindern redete. Wollte ja Jemand fortgehen vor dem Segen, so ließ ich dies nicht ungerügt; ja einem Bauern, der mit schnellen Schritten aus der Kirche eilte, rief ich nach: er möge den Segen des Herrn nicht unter die Füße, sondern ins Herz nehmen. Das half, der Fall kam nie wieder vor. Nimmt Jemand Anstoß an dieser meiner Kirchenzucht, wol, er möge das thun. Aber die Kirchenzucht ist so alt, als die Kirche, und daß sie uns verloren gegangen ist, hat mehr zum Verfall der Kirche beigetragen, als der eingedrungene Unglaube. Dieser aber hat die humanistischen, dämonischen Tendenzen in die Kirche getragen und vor diesen ist das Bollwerk der Kirche, die Kirchenzucht, gefallen. Wird jemals wieder ein volles Bewußtsein von der Kirche Christi unter uns erwachsen, so wird dies sein ernstes Leben auch nothwendig wieder als sittliche Kirchenzucht ausprägen müssen. Nur der Unglaube kann die Nothwendigkeit derselben verkennen. Hier kann ich es auch nicht unerwähnt lassen, daß ich bis jetzt immer über die Perikopen gepredigt habe.

Was dafür und dawider geredet ist, das ist an mir nicht unbeachtet vorüber gegangen. Aber ich habe mich noch immer nicht entscheiden können, diese eigentliche Volksbibel zu verlassen, habe mich zu der Wahl freier Texte nicht hergeben mögen, noch darin einstimmen können, wenn Harms in seiner Pastoraltheologie sagt, daß sich aus den Perikopen ja nicht einmal die Lehre von der Rechtfertigung herauspredigen lasse, noch wenn Andre sagen, daß auf diese Weise das christliche Volk nur Bruchstücke der Bibel kennen lerne. Wol, es mag dies sein. Aber wann wird das evangelische Volk ein Bibelvolk werden, und wird es dies mehr, wenn ihm in freien Texten neue Bibelbruchstücke gegeben werden? Was aber die Fundamentalsätze der Kirchenlehre betrifft, die in den Perikopen nicht ihre Vertretung finden sollen, so meine ich, daß diese Ansicht wol auch nicht frei von Irrthum ist. Unsre Gottesdienste sollen keine Schule sein im specifischen Sinne des Wortes; die Kanzel ist kein Lehrstuhl, sondern die Stätte des Zeugnisses von Christo, die Stätte, von welcher nicht bloß lehrhaftes, sondern lebendiges Leben ausströmt. Theologische Disciplinen im Lehrton, systematische Unterweisungen gehören nicht dorthin. Warmes Leben, Buße und Gnade aus dem Schatz eigener Erfahrung gehört dahin, denn auch der Gottesdienst ist nicht ein Dienst am Buchstaben, sondern die Darstellung des entfremdeten und des versöhnten Lebens vor Gott. Die Perikopen aber hindern uns nicht, die Predigt in die Gesammtheit der Offenbarung einzuführen, wenn auch ihr nur ein Bruchstück dieser als Text unterlegt ist. Nicht daß wir über Bruchstücke heiliger Schrift predigen, das werden wir immer thun müssen, auch wenn freie Texte gewählt werden, sondern, daß unser eigenes Leben

in der Wiedergeburt nur ein Bruchstück ist, darin liegt der Fehler. Lebendige Zeugen werden auch durch ihr Zeugniß über die Perikopen Leben erzeugen. Mögen wir nur den gottesdienstlichen Charakter unsrer Gottesdienste recht in uns aufnehmen. Und dann mögen wir nicht verkennen, daß die Perikopen, auch unter Gottes Zulassung, Alter und Geschichte für sich haben. Wird ein freier Text gewählt, so müssen wir ja leider erkennen, daß dieser, bei der geringen Kunde, welche unser Volk von der Bibel hat, nicht bloß ein freier, sondern auch ein fremder Text ist. Er entschwindet nach der Vorlesung dem Gedächtnisse des Zuhörers, und wenn nicht die Predigt ganz homiletisch in ihm wurzelt, so ist es immer mehr oder minder nicht der Text, sondern der Prediger, welcher predigt. Unsere Perikopen haben aber ein Leben im Volke, sie sind — leider, sage ich — die eigentliche Volksbibel; sie haben zu dem Leben der Einzelnen eine besondere Stellung gewonnen, ja, in diesem oft eine Geschichte geschrieben; sie wurzeln wenigstens im Gedächtniß und gestatten darum dem Zuhörer, der Auslegung in der Predigt besser zu folgen, auch wo und wenn diese, was sie soll, in die Totalität der heiligen Schrift einzugehen und Schrift durch Schrift auszulegen bemüht ist.

Eins aber wird man mir nicht absprechen können. Wenn auch die Perikopen keine systematische Dogmatik predigen, so predigen sie doch Christum Jesum gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Von der Wahl freier Texte hat mich immer besonders die Verantwortung, welche ich damit übernahm, abgeschreckt. Das Dienen ist seliger, als das Herrschen, auch nach dieser Seite hin. Botschafter an Christi Statt, Mithelfer, daß ihr nicht vergeblich die Gnade Christi empfan-

get. 2 Cor. 6, 1. Und nun soll ich ein historisch gegebenes Wort, das die Kirche seit dem vierten Jahrhundert für ihren Dienst an den Seelen erwählt und durch den Gebrauch in Jahrhunderten sanctionirt hat, ein Wort, das ein Lebenstheil fast eines jeden Individuums meiner Gemeinde ausmacht, das soll ich durch ein fremdes, von mir gewähltes Wort verdrängen, das zwar vielleicht höhere göttliche Dignität, aber geringeres christliches Leben und Geschichte gewonnen hat? Warum scheuen wir uns doch, — und ich meine, wir thun dies Alle, — an den Festtagen freie Texte zu wählen, warum stehen wir dann mit heiliger Scheu vor den historischen Perikopen? Die Kanzel ist kein Lehrstuhl dogmatischer Natur. Sie ist die Stätte des gottesdienstlichen Lebens, die Stätte der Weihung und der Versiegelung, die Stätte, wo der Geist Gottes mit Zungen, aber nicht bloß lehrhaft reden soll. Um die Gemeinde tiefer in die eigentliche Schrift einzuführen, — kann dies wirklich durch freie Texte geschehen, so will ich der Erste sein, der sich für diese entscheidet — bieten sich uns ja die Bibelstunden dar, ohne welche doch wol kein Geistlicher meinen wird, sein Amt recht führen zu können. Genug, ich habe es nicht gewagt, und nicht bloß nicht gewagt, meinen Gemeinden statt den alten Perikopen neue Texte nach meiner Wahl zu geben. Gewiß kann auch ich mich nicht mit allen Perikopen einverstanden erklären. Die Speisungswunder und Heilungen haben durch das Bestreben der alten Kirche, Christum als Messias und Sohn Gottes in den Vordergrund treten zu lassen, zu vielen Rederaum gewonnen. Immer aber ist es der Eingeborne vom Vater, das Gnadenwunder der Wunder, der auch aus ihnen zu uns redet. Meine Erfahrung ist nicht alt; daß aber die Perikopen der betenden

Meditation keine Invention darböten, das habe ich noch nie erfahren. Wer in diesem Stück nicht meiner Meinung ist, möge der wenigstens das erkennen, daß ich auch hierin aus heiliger Scheu den Dienst meines Herrn gesucht und mich gefürchtet habe, das in der Gemeinde vorhandene Leben zu trüben. Denn ich habe nie weitere Gedanken gehabt, als Diener der Gemeinde zu sein, Mithelfer ihrer Freude. Für jüngere Prediger halte ich es auch gradezu für verderblich, wenn sie nur freie Texte wählen, und nicht durch die Perikopen sich binden wollen. Ehe sie es wissen, binden sie den Text an sich, tragen sich hinein in den Text bis dahin, daß sie sein Wesen verkennen und nicht umgekehrt ihr Wesen von dem Wehen des Gotteslebens im Texte durchdringen lassen. Zehn Jahre wenigstens sollte jeder junge Geistliche gezwungen sein, Perikopendienst zu thun; dann mag er die Freiheit erhalten, sich in freien Texten zu ergehen. —

Nach diesen Erörterungen bitte ich, mir nun auf das Gebiet der Seelsorge zu folgen. Einfach, bekenne ich mich aus vollstem Herzen zu ihr, und werde keinen Widerspruch erfahren, wenn ich sie als den schwierigsten, aber auch als den gesegnetsten Theil unsres geistlichen Amtes bezeichne. Die Predigt ist eine göttliche Institution, aber das „machet sie zu Jüngern", Matth. 28, 19, will mehr als die Predigt des Worts, es will das Leben durch Leben gegriffen, will, daß das gottentfremdete Leben durch den lebendigen Odem des gottzugewendeten dem Reiche gewonnen werde. Die Predigt macht nicht die persönliche Beziehung des Predigers zum Zuhörer zur Grundbedingung, sie ist eine mehr objective That, während die Seelsorge fast ganz auf der Persönlichkeit des Amtsträgers ruhet und an diese die entschiedenste Forderung stellt,

daß seine Natur eine ethische sein müsse, daß die Liebe aus dem Glauben ihn in die Tiefe des Wortes: „ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, gleich wie ich euch geliebet habe," gestellt haben müsse. Für die Predigt lassen sich bestimmte homiletisch-pastorale Regeln und Grundsätze aufstellen, für die Seelsorge gilt nur die eine Regel: sei ein wiedergeborner, ein lebendiger Christ. Allen andern Vorschriften entzieht sie sich und kann keinerlei regelnde Weisheit als normativ anerkennen, denn von ihr gilt: „der Wind bläset, wo er will und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kömmt und wohin er fährt." Joh. 3. 8. Wollte darum eine Kirchenbehörde diesen obersten geistlichen Amtszweig durch formelle Gesetze regeln, so könnte sie nur dadurch die Verkennung des Geistes der Seelsorge documentiren, denn dieser ist ein durchaus freier persönlicher Geist. Die Seelsorge ist eben als cura animarum eine seelische und geistige That, durch welche das niedere Leben in die höhere Lebenssphäre durch persönliche Kräfte gezogen werden soll. Die Seelsorge ist nicht ein Haus- oder Krankenbesuch, sie ist die Hingabe meines persönlichen Lebens an ein fremdes und entfremdetes Leben, darum verfolgt sie sittliche und religiöse Zwecke; darum wendet sie ihr Auge so gut dem physisch gesunden, als dem physisch kranken Leben zu; denn sie hat es allein mit der Seelenkrankheit, einerlei in welchem Leibe, zu thun. Aber aus diesem Grunde gibt es auch keinen Zweig des heiligen Amtes, wo es mehr auf die Persönlichkeit des Trägers des Amtes ankömmt, mehr und strenger gefordert wird, daß diese eine auf der Höhe wahrhaft sittlicher Bildung und religiöser Durchdrungenheit stehende Persönlichkeit ist. Tüchtiges,

gläubiges Wissen, verbunden mit andern Begabungen, können einen tüchtigen Prediger schaffen; der tüchtige Seelsorger ist damit noch lange nicht fertig. Seine Aufgabe ist eine viel höhere und schwerere, die weder durch tüchtiges Wissen, noch durch ein bloß frommes Herz gelöst wird. Mit der vollsten Energie soll nämlich der Seelsorger in die verborgenen Tiefen eines fremden Lebens eindringen.

Das fremde Leben ist zugleich ein Gott entfremdetes. Dies soll er in seine Lebensnähe ziehen, er soll den zündenden Funken hinein werfen, er soll es verklären, das bringt er nimmer durch Worte und Redensarten fertig, und wenn es die frömmsten wären; nur wenn er tiefes Verständniß hat von der entfremdeten Natur und ihren psychologischen Geheimnissen, nur wenn er ein tiefes Leben selber in Christo hat und der zündende Strahl von ihm ausgeht, dann wird er Seelen greifen und retten. Aus diesen beiden Grundbedingungen einer jeden Seelsorge ergeben sich die beiden Grundforderungen: Höhe sittlicher Bildung, welche Schatten und Licht der Weltbildung begreift; Tiefe des wahren Lebens in der Wiedergeburt. Fragen wir einmal, warum im deutschen Vaterlande die Resultate einer eingreifenden Seelsorge so sehr fehlen? Aus beiden Gründen, weil es im Predigerstande an gebildeten Männern und an wahren Christen fehlt. Der ungebildete Geistliche, der während seiner Studienjahre die bäurische Natur nur verdeckte, nicht auszog und nun auf einer Landpfarre mit Freuden die alte Natur wieder anzieht, nach dem bekannten Worte: naturam furca expellas, tamen usque recurrit, wird nie ein Seelsorger. Bei der Einseitigkeit seiner Natur hat er gar kein Verständniß von den entfremdeten Naturen selbst unter den niedrigen Volksständen. Denn

wie die wahre Frömmigkeit auch immer sittlich gebildet, nur nicht dressirt sich darstellt, so liegt in der Gottlosigkeit auch immer eine feinere, eine dämonische Verschlagenheit, welche die Einfalt des frommen, aber ungebildeten Geistlichen viel tiefer durchschaut, als dieser die ihm entgegenstehende Natur. Der Teufel ist zwar ein dummer Teufel, dennoch aber schlau. Und die Seelsorge hat keinen Boden für ihre Wirksamkeit, wenn die entfremdete Natur tiefer in meine Natur hinein blickt, als ich in die ihrige. Genug, kein Stand bedarf mehr wahrhaft gebildeter Elemente, als der geistliche, und kein Stand ist mehr dem Verhängniß unterworfen, diese entbehren zu müssen, als eben der geistliche. Ist dieser nun ungebildet, so blicken die gebildeten Weltkinder auf ihn herab; sind sie gottlos, so belustigen sie sich über seine unbeholfene Erscheinung; sind sie dies nicht, so gestatten sie ihm doch nicht, eine sittliche, hervorragende Stellung bei ihnen einzunehmen, eben weil ihr weltlicher Gesichtskreis ein viel weiterer ist, als der seinige. Und noch weniger wirkt er nach unten: die niedern Stände wollen, im Verein mit der Liebe, welche auf ihr persönliches Leben eingeht, einen höheren Grad sittlicher Bildung bei ihrem Seelsorger vorhanden wissen; sie wollen, daß er als ihr Bruder gleichsam sich ihnen hingeben und doch über ihr Können und Empfinden hinaus eine hervorragende sittliche Höhe einnehmen müße. Sie fühlen die Stickluft ihrer Nebelsphäre und wollen, daß die persönliche Lebensnähe des Geistlichen den Hauch einer reineren Atmosphäre ihnen zutrage. Höhere sittliche Bildung auf religiöser Basis ist aber nimmer Entfremdung, nimmer eine kalte, vornehme Scheidewand der Stände; je höher die sittlich religiöse Bildung des

Geistlichen, desto tiefer auch und vollständiger sein Verständniß der von ihm überwundenen niederen Lebensschichten.

Ich bleibe dabei, je gebildeter der sittliche Mensch, desto besser der Seelsorger, und fürchte nicht, an die apostolischen Fischer und Teppichweber verwiesen zu werden; denn das wäre in der That eine nicht apostolische Anmaßung. Muß aber die Seelsorge an den Geistlichen diese gemessene Forderung stellen, wie viel mehr dann jene, daß er ein lebendiger warmer, wiedergeborner Christ sein muß. Gnosis und Pistis, Wissen und Glauben, sehnen sich in keinem Zweige des Amts mehr nach Versöhnung und gegenseitigem Durchdringen zur Einheit eines Lebens, als gerade in der Seelsorge. Die objektive, bloß wissende Predigt muß in Leben und Odem einher gehen; aber die nur wissenden Seelsorger haben die Seelen verschmachten lassen, oder dem Untergang nahe gebracht. Man sehe und höre doch nur einmal einen solchen seelenlosen Seelsorger an Stätten, wo er ein freies Nathanswort sprechen, oder aber Seelen, die Hunger und Durst haben nach Gerechtigkeit, erquicken soll. Es ist nicht zu sagen, wer am meisten zu bedauern ist, der Kranke, der Tröstung und Labung aus dem Worte verlangt und sie nicht erhält, oder der Geistliche, dem die Pein des Gewissens vorhält, daß er Leben geben, erlöstes, siegreiches Glaubensleben mittheilen solle — und er hat es nicht; der daher nun empfindet, daß sein objectives kirchliches Wissen, mit den angelernten und angenommenen salbungsvollen Redensarten nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle, nur aus dem löcherichten Brunnen, aber nicht aus dem geschöpft ist, deß Wasser in's ewige Leben quillt. Dann an keiner Stätte mehr als am Kranken- und Sterbebette hört der Geistliche die richtende Stimme des Gewissens: „du

bist gewogen und zu leicht befunden." Hier werden Herzen und Nieren geprüft, hier wird Leben und Wahrheit von ihm gefordert. Der Kranke mit seinem matten Auge blickt auf zum Geistlichen, und die Seele bekennt ihre Angst wegen ihrer Sünden; die ringende Seele ist in die göttliche Traurigkeit eingetreten, aber noch zagend, zweifelnd, furchtsam, hat sie noch nicht die Reue zur Seligkeit gefunden, steht sie noch in dem ersten Martyrium der Buße, der die Taube den Oelzweig noch nicht brachte. Es ist ein erschütternder Anblick, eine solche noch im Tode mit dem Tode ringende Seele in ihrem Streit anzusehen. Ist Vergebung, Gnade, Leben für mich zu finden? so spricht, wenn nicht der Mund, doch das Auge, und der Wurm im Gewissen spricht: mene mene tekel. Darum blickt der Kranke mit solcher Seelenangst auf zum Geistlichen und will nicht den Bombast angelernter Redensarten, sondern versöhntes Leben mitgetheilt wissen. Das allein ist der labende Wassertropfen auf der Zunge des reichen Mannes in der Hölle. Und nun ist der Geistliche selber ein armer Mann, weiß etwas von Christo, aber lebt nicht in Christo; nun sind ihm die Bußkämpfe und die Thautropfen der Gnade selber fremd, nun hat er selber nie die göttliche Traurigkeit und nie die Reue zur Seligkeit an sich erfahren, nun hat er selber nie den Frieden aus dem Wort: sei getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben, erfahren? Wahrlich, man weiß nicht, wessen Martyrium größer ist, das des Sterbenden, oder das des Miethlings, den das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, durch diesen Kranken, vor dem er steht, richtet, wie er einst die übertünchten Gräber der Pharisäer richtete. Die innere Seelenangst des Geistlichen macht dann, daß er sich in allgemeinen salbadernden Redensarten ergeht, daß er, um nicht von Wind

und Wetter zu sprechen, die schon erstorbenen irdischen Lebenshoffnungen wieder weckt und die Seele aus den Vorhöfen des Lebens in das dunkle Todesthal zurück stellt, und so endlich das Beste thut, was er thun kann, seinen Hut ergreift und davon rennt. Mit ihm aber, wenn er ein Gewissen hat, gehen die Verkläger seiner Miethlingschaft; mit ihm geht der Blick des Sterbenden und spricht mit Hiob zu ihm: ihr seid allzumal leidige Tröster. Es überkömmt ihr ein Ahnen, wie er die Friedensbotschaft in Christo Jesu hätte ausrichten, wie er in der elften Stunde hätte sie einreden, wie er den Sieg Christi in diesen Tod hätte pflanzen, und die Sorgen der Zeit und die Sorgen der Ewigkeit diesem Herzen hätte verklären müssen, durch eine lebensvolle Hingabe seines eigenen Lebens. Ja, die Kranken- und die Sterbebetten sind Richtstätten.

Die Totalität der Hingabe eines gläubigen Lebens in den Dienst Christi, das ist die Seelsorge. Denn wie er als lebendiger, erfahrener Christ in ihr stehen muß, so muß sein ganzes Leben als Beamter und Mensch das Gepräge der Treue an sich tragen, weil er nur dadurch das volle Vertrauen der Gemeinde gewinnt und ohne vorbereitendes Vertrauen keinen Stand in den Herzen erobert und keinen Platz für seinen Fuß an den Sterbebetten findet. Die Gesunden müssen ihn achten, lieben, ihm vertrauen, sonst werden auch die Kranken ihm nicht ihre letzten Sorgen und Seufzer anvertrauen. Wir hören so oft die entsetzliche Rede: der Prediger muß so predigen, es ist sein Amt, er thut es ums Brod; wir hören den Spott: handelt nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten, und sehen, wie dieser Zwiespalt zwischen Lehre und Leben sich wie ein Fluch einer gesegneten Amtsführung entgegen stellt, einem giftigen Mehlthau gleich alle Keime tödtet. Aber nirgends

erweist sich dies dämonische Wesen schädlicher, als in der Seelsorge. Eine tüchtige Predigt kann dem Prediger Köpfe gewinnen, aber ein lebendiges Glaubenswort am Krankenbette gewinnt ihm Herzen und macht, daß die Engel im Himmel sich freuen. Wie unmöglich es daher ist, die Seelsorge in einen Schematismus und Formalismus zu bannen, und nach Hausnummern ihre Thätigkeit fixiren zu wollen, so nothwendig ist es, daß hier vor Allem der lebendige, wiedergeborne Christ aus dem vollen Schatz seines Erfahrungslebens mittheilt. Wer hat es nicht mit mir erfahren, daß die Seelsorge wie der schwerste, so der gesegnetste Berufszweig ist? Ich mögte nicht ohne die marternden Erinnerungen gewesen sein, welche mich von den Krankenbetten oft nach Hause begleiteten, nicht ohne den tiefen Seelenschmerz, der mich oft richtete, wenn mein Gewissen mich auch einen „leidigen Tröster" nannte. Das war das Feuer der Läuterung, von dem ich sage: es brannte in mir und es brennet noch. Der kleine Umfang meiner ersten Gemeinde, das freundliche Vertrauen, womit diese mir entgegen kam, die einfache Natur der Gemeindeglieder, welche zwar auch im Dienste der Welt, dennoch nicht die Achtung vor den Geboten Gottes verloren hatten, erleichterten mir die Anfänge und den Fortgang in der Seelsorge.

Es war eine besondere Gnade von Gott, daß ich bald nach meinem Amtsantritt in eine ernste Schule genommen wurde. Ich ward zu einer Kranken gerufen, nicht um ihr die Sterbesacramente zu reichen, sondern um ihr geistlichen Trost zu spenden: Es war die Frau eines schlichten Webers, hoch an Jahren und reich am inwendigen Menschen des Glaubens. Schon viele Jahre hatte sie in Freud' und Leid mit ihrem Heiland verlebt. Sie war sehr belesen, nicht allein in

der Schrift, sondern auch in Scriver, Müller, Arndt. Sie war geistliche Dichterin, aber vor allen Dingen war sie eine demüthige, tiefgläubige Natur. Da stand ich nun an ihrem Krankenbett, empfangen von dem herzlichsten Vertrauen, lernte aber bald mit tiefem Schmerz erkennen, daß sie ein viel reicheres, tieferes, seligeres Leben in Christo führte, als ich, daß sie auf einer Glaubenshöhe der Erfahrung stand, in einer Wahrheit und Klarheit des wiedergeborenen Lebens, von dem mir kaum eine Ahnung geworden war. Das war meine erste Schule. Sie dauerte anderthalb Jahre. In dieser Zeit besuchte ich die Kranke, die nur wenige Häuser von mir entfernt wohnte, fast täglich. Daß ich dies that, danke ich noch Gott. Ich kann es nicht beschreiben, wie oft und wie sehr ich am innern Menschen durch sie gedemüthigt bin, welche Kämpfe das hoffärtige, widerstrebende Fleisch in mir gekämpft hat, das in diese tägliche Schule der Erniedrigung nicht gehen wollte, welche Anklagen ich mit mir hinwegtrug, die zu Seufzern wurden um ein neues Herz und einen neuen gewissen Geist. Es war aber eine segensreiche Schule und als der Herr die fromme Seele heimrief, da war ich an vielen Dingen reicher geworden, die sich nicht in Compendien und Heften finden, wol aber in dem nicht geschriebenen Buche des Lebens in Gott. Ich ging weiter auf dem begonnenen Wege. Wie die G:sunden mir still halten mußten, wie ich ein persönliches Verhältniß zu jedem Gemeindegliede anstrebte, so viel mehr die Kranken. Und sie sahen mich gern kommen. Herzlich fühlte ich mich erquickt, wenn etwa bei schlechtem Wetter und Wege der Kranke oder die Seinigen mir mittheilen, wie er den ganzen Tag in das böse Wetter geblicket und gefragt hatte: sollte auch wol der Prediger kommen? In Fällen, wo es sich weni=

ger um das Element der Seelsorge handelte, habe ich auch gern namentlich diätetische Vorschriften gegeben, und getrieben, daß man den Arzt zeitig hole. So lange ich da war, kann ich sagen, ist keiner gestorben, der nicht mir gestorben, an dessen Krankenbette ich nicht stand. Mein Verfahren ward durch die individuellen Zustände bestimmt. Die geistliche Diagnose war mein erstes Bemühen, und ist es noch. Ich fiel nicht mit der Thür ins Haus, sondern suchte erst den Seelenzustand zu erforschen, ging dann vom leiblichen auf das geistliche, vom zeitlichen auf das ewige Gebiet. Waren wir zu einer Einheit des Glaubens gekommen, so ließ ich den Kranken ein Gebet sprechen, betete mit ihm und für ihn, je nachdem der Herr mir gab auszureden.

Der Erfahrungen, die ich auf diesem Gebiete gemacht habe, könnte ich gar viele mittheilen. Eine statt vieler. Ein angesehener, aber streitsüchtiger Bauer, der ein Leben in Selbstgerechtigkeit und Geschlechtssünden geführt hatte, erkrankte schwer am Nervenfieber. Ich besuchte ihn täglich. Es wollte lange nicht mit uns gehen. Er verschloß sein Herz wie der Buße, so der Gnade und überall zerschlagen in seinem Gewissen, hielt die selbstgerechte Natur dennoch zurück mit dem Bekenntniß: Gott sei mir Sünder gnädig. Aber die Macht der Krankheit brach doch das starre Eis. Einst, als ich selbst in halber Verzagtheit, daß sich doch gar kein Weg zu seinem Herzen bahnen lassen wollte, an seinem Lager stand, griff ich zu der starken Gebetswaffe und legte die Nicodemusseele warm hin an die Brust Des, der Gebet erhört. Noch während ich betete, rannen Thränen aus dem Auge des Kranken und als ich Amen gesagt, seufzte er: ach wenn ich doch auch beten könnte. Nun ging mir das volle Herz in

warmer Rede über; Gott gab es mir, ihn zu überzeugen, daß es ihm an der Buße fehle, daß er kränker sei in seinen Sünden an der Seele, als am Leibe. Ich wies ihn hin auf den Arzt der Mühseligen und Beladenen und verließ ihn mit der Mahnung, er möge bitten um ein rechtes Gebet. Als ich am folgenden Tage wiederkam, war ein Neues geworden. Mit fröhlichem Auge grüßte er mich, und sein erstes Wort war: nun kann ich beten. Die Krisis an der Seele war von einer ähnlichen am Leibe begleitet. Er genas, und ging bald wieder die alten Sündenwege. Da sollte ich mit ihm andere Kämpfe durchmachen. Damals war eine neue Sabbathsordnung erlassen, die lax und lau sonst, doch die Bestimmung hatte, daß für jedes öffentliche Gelag und Lustbarkeit eine bestimmte geringe Abgabe an die Armenkasse zu erlegen sei. Sowol um der Zucht willen, als auch als Präses der Armencommission, überwachte ich diese Verordnung mit Strenge. Wie es gewöhnlich kommt, suchte auch hier die Vergnügungssucht das Gesetz zu umgehen. Man verlegte die Gelage aus dem Gasthause in die Häuser einzelner Bauern, die bei dem großen Landbesitz unserer heimischen Hufenstellen Raum genug boten. Nun war es keine öffentliche, sondern eine Privatgesellschaft. Einer der einzelnen Bauern, der sein Haus zu einer solchen Umgehung des Gesetzes hergab, war jener gewesene Kranke. Er ward von der Armencommission, oder vielmehr von mir, bei der nächsten richterlichen Behörde verklagt. Diese indeß roch auf ihrem weltlichen Standpunkt überall, wo die Geistlichen eine ernstere Kirchenzucht einzuführen strebten, nur Hierarchie. Der Bauer gewann und wir verloren. In seiner Siegesfreudigkeit kam er zu mir, wol nicht in der bestimmten Absicht, mich zu beleidigen, aber

doch schwerlich in freundlicher Absicht und theilte mir seinen Sieg mit. Ich sagte ihm in kurzen derben Worten meine Meinung und jagte ihn aus der Thür. Es war das erste Mal und ist das letzte Mal geblieben, daß ich diese ultima ratio habe anwenden müssen. Die Streitsache ging ihren Gang.

Die Armencommission appellirte an die höhere richterliche Behörde; der Bauer nahm einen Advokaten an, der ihm manchen Thaler aus dem Beutel schrieb. Er verlor und wir gewannen in letzter Instanz. Als er sein Urtheil in dem, vier Meilen entfernten Amthause empfangen hatte und nun in bedeutende Kosten gestürzt, um seine vermeintliche Ehre gebracht, (denn ein rechtskundiger Bauer ist auf dem Lande eine bedeutende Autorität) und in Wintersturm und Unwetter zurückgekehrt war, da brach sein Körper zusammen und er ward heftig krank. Es war am späten Abend, keine Stunde, nachdem er sein Haus erreicht hatte, als sein Sohn mir weinend die Bitte des Vaters brachte, ihn doch gleich zu besuchen. In dunkler Nacht und ohne daß ein Wort unser persönliches Verhältniß berührte, erhoben wir betend Herzen und Hände miteinander und fast in meinen Armen starb er. Noch sehe ich den dankenden Blick seines Auges, als ich mit ihm und über ihn gebetet hatte, und glaubte fortan fester an die Macht des Herrn, Herzen zu lenken wie Wasserbäche.

Erleichtert wurden mir die seelsorgerischen Bemühungen durch den guten Stand des religiösen Wissens in der Gemeinde. Auch die Alten hatten den Katechismus Lutheri noch immer, hatten Bibelkunde, hatten einen reichen Schatz von geistlichen Liedern inne. Ich bin später an Krankenbetten gestanden, wo der Kranke nicht einmal das Vater Unser

kannte; in dieser Gemeinde war es nicht so. Fast immer empfingen mich die Kranken mit einem Bibelwort oder Liedervers, und forschte ich näher nach, so hatte dieses Wort eine Geschichte in ihrem Leben, hatte mit ihnen gute und böse Tage erlebt und war oft wie Trost so Leitstern gewesen in trüben Stunden. Ich nahm regelmäßig für meine Betrachtungen den Ausgang von diesem Wort, suchte ihr krankes Leben noch tiefer in dasselbe hineinzustellen und oft ist mir ein solches Wort der Text für die zu haltende Leichenpredigt gewesen. Der Werth eines solchen Wortes, das eine Geschichte in unserem Leben gewonnen hat, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Welche Worte ich ihnen auch sonst brachte, den vertrauten Klang des mit und in ihnen lebendig gewordenen Worts hatten sie nicht. Dies hat mich auf die Nothwendigkeit verwiesen, den Confirmandenunterricht streng biblisch zu halten, Spruchbücher anlegen zu lassen, Liederverse aufzugeben und überall neben dem Wissen erbauliche Belebung anzustreben. Bei der oft vorhandenen großen Dürftigkeit des religiösen Wissens und Verständnisses, die sich bei manchen Confirmanden herausstellt, hat mich der Gedanke an ein solch schlagendes Bibelwort getröstet. War es auch nur scheinbar dem Gedächtniß eingeprägt, der Geist des Herrn, der in jedem Herzen und in jedem getauften Christen seine verborgene Werkstatt hat, wird die Stunde schon finden, in welcher er das schlummernde Saatkorn lebendig macht, und was oft nicht durch hundert Predigten ausgerichtet wird, das wird durch ein kleines kurzes Bibelwort bewirkt. „Ist mein Wort nicht wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" Jer. 23, 29.

Es giebt aber kein Gebiet des Amtes, das den Geistlichen

so in den wahren Bestand seiner Gemeinde hineinführt, ihm so die sittlich-religiösen Herzenszustände offenbart, als die Seelsorge. Wohl und Wehe des Lebens, wenn er sie mit seiner Gemeinde theilt, wenn diese das Vertrauen gewonnen hat, sie ihm mittheilen zu wollen, sind die sichersten Führer zu der Erkenntniß wie der Gottesfurcht, so der Gottentfremdung; der Stand der Herzen vor Gott, der Grund, auf dem das Familienleben aufgebaut ist, kann seinen Augen sich nicht entziehen. Die Maske fällt, die Hülle schwindet, welche bis dahin dem nur geistlich, nicht persönlich Beamteten die wahren Seelenzustände verdeckte. Denn wohinein ist nicht das Bestreben gedrungen, den wahren Bestand des Lebens in der Sünde zu verbergen und zu verdecken und namentlich dem Geistlichen sich besser darzustellen, als man ist? Ist aber das Leben in die Tage, welche uns nicht gefallen, ist es in die Todesnähe gekommen, so fallen die Decken und weltlichen Masken. Der Geistliche selber ist dann vor eine Prüfungscommission gestellt und diese ist der Kranke, in dessen Seele der Ernst des Wortes: „allen Menschen ist es gesetzt, zu sterben, danach aber das Gericht," seine innerliche Arbeit vollzieht. Ein brechendes Auge sieht schärfer als das, wohinein noch der volle Strahl weltlichen Lebens leuchtet; es blickt noch mit dem letzten Blick tief hinein in die Seele des Geistlichen und erkennt mit dem letzten Erkennen den Bestand des seelsorgerischen Lebens, ob dies lebendig in Christo wurzelt, oder nur in angelernten Tiraden, in einem todten Wissen. Und wie der Geistliche erkannt wird, so erkennt er und kann oft in einer solchen Stunde Studien machen, die ihm für sein Amt mehr nützen, als dicke Bücher. Für seinen Umgang mit der Gemeinde, für seine Predigt, für die ganze amtliche

Haltung kann er nirgends bessere und richtigere Erfahrungen machen, als auf solchen Wegen der Seelsorge. Denn, daß wir es doch nur gestehen, wir kennen und verstehen das eigentliche Leben innerhalb der Herzenswände nur zu oft gar nicht, wir begreifen nicht die Lebensäußerungen, die Pulsschläge des „trotzigen und verzagten Dinges" in fremder Brust, und können daher, so wenig wie der Arzt, dem die Diagnose der Krankheit nicht gelingt, die rechte Hülfe, die rechte Heilung bringen. Und nur, wo die volle Erkenntniß und Verständniß des kranken Lebens, wie des in Gott gesunden sich findet, da kann der Seelenarzt in rechter Pastoralweisheit Hülfe bringen. Wie nun die Seelsorge für die rechte Amtsführung den vollsten Segen bringt, so auch besonders für das Herz des Geistlichen. Durch nichts wird er mehr auf das, was ihm fehlt, durch nichts mehr auf einen lebendigen Glauben, auf ein Streben nach rechter Heiligung hingewiesen, als durch die Seelsorge. Sie bietet sich ihm als den rechten Pädagogen, als die rechte Verklärung seiner Studien, seines Wissens dar, weil kein Zweig mehr, wie dieser, auf innere Wahrheit des Lebens in Gott dringt, kein Zweig mehr, wie dieser, in das Gebet: „Gott sei in mir Schwachen mächtig," hineintreibt.

Auch dadurch ward mir die Seelsorge erleichtert, daß die Gemeinde ein religiöses Wissen und Verständniß hatte.

Eine Redeweise habe ich darum nie begreifen können. Wenn ein Candidat der Theologie mit nur mittelmäßigem Wissen ausgerüstet ist, so sagen die sogenannten Gebildeten gewöhnlich: er kann noch ein recht guter Bauernprediger werden. Wahrscheinlich meinen sie, daß es einen Bauernhimmel und einen sublimern Himmel der Gebildeten giebt,

daß darum ein anderes Evangelium für die Bauern und für die höheren Stände müsse gepredigt werden. Ist aber das Evangelium eine Kraft Gottes zur Seligkeit durch den Glauben, so ist es dies Allen und wird den Bauern so gut weise machen zur Seligkeit, als den Gebildeten; ist der Tröster es, der allein in alle Wahrheit leitet, so wird er, wie er zuerst an armen Fischern und Handwerkern das Wunder seiner Heiligung vollzog, sich wol eben so voll den einfältigen Naturen der Bauern offenbaren, als den oft verbildeten und verweltlichten Städtern. Vielleicht, daß gerade ein tieferes Erkennen, ein umfangreicheres Wissen, ein höheres Leben in Christo dem Landprediger vor der schlichten Landgemeinde nöthiger ist, als dem Stadtprediger. Aber eine höhere, vollendetere Form ist doch namentlich vor der gebildeten Stadtgemeinde der Predigt nothwendig? Ja, wenn die Form es thäte und Formen. Es ist aber, so lange das Evangelium gepredigt wird, nicht die Form gewesen, sondern der lautere, reine Inhalt, das schlichte Wort Gottes, und je adäquater, je gottesfürchtiger sich die Form darstellt, desto gewisser wird sie auch den göttlichen Inhalt in das Leben der Gemeinde einführen, sei diese auf dem Lande oder in der Stadt. Der Herr des Himmels hat keiner geistreichen Form die Seligkeit verheißen, sondern den einfältigen Seelen, die das Wort des Lebens in einem frommen und feinen Herzen bewahren. Die vollendetste Durchbildung des Geistlichen ist die rechte Gottesgelahrthrit, und ist er nicht gelehrt zum Reiche Gottes, so taugt er noch weniger auf dem Lande, als in der Stadt. Aber, heißt es weiter, der Geistliche bedarf in der Stadt mehr der gebildeten Erscheinungsform, der Tournüre und was weiter. Die Bildung, deren der Geistliche bedarf und die ich

von ihm im höchsten Maaße fordere, ist ein gottesfürchtiges, an innerem Leben reiches Herz, ein Herz, das die Distancen, die Entfernungen und wieder die Kräfte des Reiches Gottes und der Welt in den Gliedern seiner Gemeinde mit kundigem Auge zu messen gelernt hat, ein Herz, das ein Leben vor Gott und in Gott zu führen gelernt hat und seine Lebensfülle überall mit sich trägt. Ist der Geistliche so gebildet, so wird er auch im Umgange mit den Gebildeten nicht verstoßen und thut er es ja, so wird dies eine Pflicht, ein Zeugniß von Christo zu geben, sein und wie groß dann auch die weltliche Entfremdung, größer doch noch wird die Macht der göttlichen Wahrheit sein und diese wird ihn schützen, daß die Kinder der Welt aus seiner ihnen unbequemen ethischen Form heraus sich und ihre Verbildung gerichtet fühlen und das Lachen vergessen. Statt weiterer Erörterungen mögen mir einige Beispiele dienen.

Ein schlichter Bauer meiner Gemeinde ward mir sehr bald ein lieber Freund. Nach vielen Jahren, nach weiter und langer Trennung, trage ich ihn noch auf meinem Herzen und weiß es, daß er vor Gott mich noch liebt. Er war nie über die Grenzen seines Dorfs hinausgekommen, hatte ausser in der Dorfschule nirgends Studien gemacht. Aber fromme gottesfürchtige Eltern hatten ihn erzogen, hatten ihm früh die Liebe zum Worte Gottes in's Herz gepflanzt und durch dieses, das er fortwährend, namentlich in den langen Winterabenden las, hatte der Geist Gottes ihn weise gemacht. Es war eine schlichte, demüthige, anspruchslose Natur und nie ist mir die Tiefe des Wortes: „ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du Solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen

offenbart." Matth. 11, 25 — klarer entgegen getreten. Er war ganz ohne die weltliche sogenannte gebildete Erscheinungsform und doch habe ich ihn sich im Kreise von Höherstehenden sicher, klar und ohne Anstoß bewegen sehen. Das kam daher, daß die Form seiner Erscheinung das einfache Gepräge christlicher Wahrheit hatte. Er hatte mich sehr lieb, und stellte mich sehr hoch, war aber darum keineswegs immer mit meinen Predigten und meiner Schriftauslegung einverstanden. In den Winterabenden kam er oft zu mir und ich glaube, daß die Gespräche, welche wir führten, auch höher, wenn nur christlich Gebildete angesprochen haben würden; denn sie blieben nicht ganz auf der Oberfläche dessen stehen, was zum Reiche Gottes gehört. Oft kam er mit der Bitte: schlagen Sie doch im Grundtext nach, denn Sie haben in Ihrer Predigt das und das so ausgelegt. Wie Harms es in seiner Pastoraltheologie fordert, war er mein Gemeinde-Ohr, durch welches ich hörte, was die Gemeinde an meinen Predigten lobte und tadelte. Zu meinem etwas trägen Vorweser war er eines Tages mit der trockenen Bemerkung getreten: Herr Pastor, die Predigt vom letzten Sonntage haben Sie vor einem Jahr schon gehalten. Als dieser dagegen aus Kräften protestirte, legte er ihm die Eintheilung und den Inhalt so vor, daß der Pastor beschämt still schwieg. Ob es wol in den gebildeten städtischen Gemeinden viele solche Zuhörer giebt? Wo sie aber sind, da sind sie für den Prediger ein Segen und ein lebendiger Sporn, fort und fort am inwendigen Menschen zu wachsen. Von dieser christlichen Bildung schlichter Bauernherzen stehen mir viele Beispiele zu Gebote. Nur noch eins. In einer benachbarten Gemeinde war Predigerwahl. Unter den drei vom Visitatorium präsentirten Candidaten, die an

einem Tage ihre Wahlpredigt halten sollten, befand sich, weil die Gemeinde zu den Districten gehörte, in welchen die Kirchen- und Schulsprache dänisch war, auch ein geborener und in Kopenhagen gebildeter Däne. Dieser hatte besonders viel Aussicht, gewählt zu werden. Aeußerlich begabt, predigte er mit vieler Salbung, und gefiel nicht bloß den Wählern, sondern auch sämmtlichen anwesenden urtheilsfähigen Geistlichen und Laien. Der Wahlact ging vor sich und er wurde durch Mehrheit der Stimmen zum Prediger erwählt.

Indeß war ohne Wissen der Behörde, während der Predigt noch folgendes geschehen. Zwei befreundete Bauern, von welchen der eine der Gemeinde angehörte, also zu wählen hatte, der andere aus einer benachbarten Gemeinde war, beide gläubig und christlich gebildet, saßen neben einander. Bei den ergreifenden Stellen der Predigt, konnte ersterer nicht unterlassen, letzterem seine Freude auszudrücken. Als diese einmal und zweimal, ohne erwiedert zu werden, ausgedrückt war, konnte jener nicht unterlassen, seinen christlichen Freund erstaunt anzusehen. Statt aller Antwort sagt dieser trocken: gieb nur acht, nun kömmt diese und dann diese Stelle. — Wie kannst du das wissen? Weil ich die Predigt in Leth's Hauspostille habe und sie genau kenne. Die Sache ward ruchbar und dem Visitatorium angezeigt. Dies fand sich zu einer Untersuchung veranlasst und nach Einsendung des Concepts ergab sich, daß ganze Seiten wörtlich aus jener Hauspostille ausgeschrieben waren. Der Beklagte wollte sich damit rechtfertigen, daß er jene Postille so hoch stelle und so viel darin lese, daß ihm, bei einem glücklichen Gedächtniß, nicht nur der sachliche Inhalt, sondern auch die Wortfügung sich eingeprägt habe, er aber wissentlich

keinen Betrug intendirt habe. Indeß, das gute Gedächtniß kostete ihm doch die gute Stelle, denn die Gemeinde legte wider ihn Protest ein. Diese einzelnen Züge aus dem kirchlichen und gläubigen Leben Nordschleswigs werden es beurkunden, daß christliche Bildung auch dort heimisch ist. Für den Bestand derselben redet auch namentlich die patriachale Stellung, worin die Gemeinden sich in rechter Pietät zu dem Geistlichen so gern begeben, sobald sie in diesem ein Herz erkennen, das sich in seiner Lebensfülle ihnen hinzugeben herzlich bereit ist. Ich bin aber nicht so verblendet, die Schatten dort zu übersehen, namentlich den materiellen Sinn, die aristokratische Ausprägung, die Dumpfheit und Schlaffsucht des geistlichen Lebens. Der Nerv meines Vaterlandes ist der freie Bauernstand. Diese geschlossenen Hufenstellen, die immer vom Vater auf den Sohn vererben, mit ihrem Landbesitze von 100 bis 600 Morgen, lassen bei der dünnen Bevölkerung kein eigentliches Proletariat aufkommen und sind die conservativen Träger des religiösen Wissens, der christlichen Sitte und des loyalen Sinnes. Wer hat es denn noch nicht erfahren, daß mit der Zerstückelung des Grundbesitzes das sitttliche und bürgerliche Proletariat Hand in Hand geht? Vor dieser Unterwühlung der nationalen und staatlichen Corporationen ist mein Vaterland durch seinen freien, loyalen Bauernstand bewahrt. Aber vor dem materiellen Sinne, vor der Dumpfheit des geistlichen Lebens ist es damit nicht geschützt. Es hat eine einseitige Bauern-Aristokratie ohne Baronien, denn der Bauer giebt so wenig seine Tochter einem Tagelöhner, als der Edelmann die seinige einem Bürgerlichen. Er soll das auch nicht.

Eben so wenig aber soll er in einseitig dumme Standes-

begriffe sich fest rennen, die keine sittliche Wurzel haben, und namentlich der Gliederung am Leibe Christi hindernd in den Weg treten. Licht und Schatten sind gegenseitige Bedingungen. Nun ich habe lieber die conservativen Schatten, die von einem aristokratischen Bauernstande ausgehen, als das fressende Feuer des Proletariats, dessen Mutter die Zerstückelung des Grundbesitzes ist.

Aber wie conservirt sich dieser freie Bauernstand und wie kann man mit dem schreienden Unrecht sich einverstanden erklären, daß unter gleichberechtigten Erben einer vor dem andern bevorzugt wird? Ich könnte auf diese Frage eine umfassende Antwort geben, aber diese liegt nicht im Bereich meiner Schrift. Nur dies werde gesagt, das formale Rechtsprincip der gleichen Berechtigung an die Güter der Erde scheint mir ein socialistischer Anfang und zwar ganz ohne ethische Grundlage. Menschenrecht und Gottes Ordnung gerathen bei dem Princip der Theilung des Grundbesitzes offenbar in Collision. Wenn endlich nichts mehr zu theilen ist, als wohin ja dies System in consequenter Durchführung führen muß, dann ist der letzte Grundbesitz Bettelhaftigkeit und sittliches Proletariat. Vor diesen dämonischen Mächten wird der Staat allein nur durch den freien, ungetheilten Güterbesitz eines soliden Bauernstandes bewahrt, welcher aus dem Landbetrieb immer neue Schätze ziehet und einen festen Damm wider die Verarmung des Ganzen bildet. Denn auch die rechte Cultur des Landes geht bei der Zerstückelung zu Grunde. Ich habe mancher Cession eines Bauernguts beigewohnt und kann nicht die Ungerechtigkeit begreifen, welche darin liegen soll, daß ein Erbe die ganze Hufe bekommt. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, erhält der älteste

Sohn das Gut. In einem Familienrathe ist dann vorher die Summe bestimmt, für welche er es anzunehmen hat. In dieser Summe wird seine Erbportion gekürzt und die einzige Unbilligkeit könnte darin bestehen, daß er das Gut nur zu einem Preise übernimmt, welcher gestattet, daß er davon leben kann. Die andern Erbportionen zahlt er seinen Geschwistern aus, und diese suchen und finden mit ihren Hülfsmitteln leicht einen andern Stand. Würde dies nicht sein, so würden die Geschwister ja doch nur zuletzt Hunger und blaue Luft mit einander zu theilen haben. Die bewahrte Hufe ist nun der Stamm eines sittlich conservativen Lebens. Der Bauer bildet mit seinem Gesinde eine Familie, und dieses nennt die Herrschaft nicht Herr und Frau, sondern Vater und Mutter. Wo der Geist der Gottesfurcht nicht entwichen ist, der freilich in meinem Vaterlande auch auf flüchtigem Fuße lebte, da finden sich Hausandachten und Gebete, da wird an den Festabenden gebetet und gesungen. Der Hausvater ist der Hauspriester. Wo dies nicht ist, da ist doch das sittliche Band einer geschlossenen Familie, das immer tiefer auf die ethische Hebung des Gemüths einwirkt, als die endliche Isolirung des Individuums. Verliert der Mensch die Heimath, das Vaterhaus, die Familie, wie er es bei der fortlaufenden Zerstückelung des Grundbesitzes endlich muß, weil die Bevölkerung überall im Wachsen begriffen ist, so verliert er damit den sittlichen Halt und wird am Ende in den bellum omnium contra omnes gestellt.

Meine Gemeinde war eine reine Bauerngemeinde und ihr sittlicher Nerv waren die geschlossenen Familienkreise. Wenn auch bäuerliche Zähigkeit nach vielen Seiten hin in ihr vorherrschte, diesen sittlichen Familienkreisen habe ich es doch

zunächst zuzuschreiben, daß sich in ihr eine kirchlich-sittliche Haltung ausprägte. Schon was über meine Stellung zu ihr, über das Verkehrsleben, den Umgang, die Hausbesuche, die Seelsorge u. s. w. gesagt ist, läßt dies hervortreten. Ich füge nun noch hinzu, daß ich in den acht Jahren kein uneheliches Kind zu taufen hatte; daß kein erwachsenes Mitglied in der Gemeinde war, das nicht zwei Mal im Jahre den Tisch des Herrn suchte; daß ich die Freude hatte, sittliche Haltung und äußere Ordnung fort und fort wachsen zu sehen. So war meine Gemeinde, und ich füge hinzu, nicht in ihr allein stand es so gut, sondern in allen umliegenden Gemeinden stand es eben so. Langsam und bedächtig, wie die Natur des Norddeutschen überhaupt, war doch überall ein Fortschritt zum Bessern unverkennbar. Der Ernst, mit welchem fast in allen Gemeinden Christus Jesus gepredigt ward, fand langsamen Eingang, Buße und Glaube durften nicht verhüllt und entstellt, nur in allgemeinen Sittenregeln, gepredigt werden. —

Wol traten in den letzten Jahren meiner dortigen Beamtung politische Trübungen ein. So lange Friedrich VI. regierte, kannten wir keinen Zwiespalt der dänischen und deutschen Nationalitäten. Wir waren ohne Ausnahme loyal und loyaler als die democratisch inficirten Dänen. Einen Gesammtstaat, eine Verschmelzung heterogener nationaler Elemente wollte die Regierung nicht und stachelte darum auch nicht das politische Bewußtsein der Nationen. Wir hatten das stärkste Vertrauen zu dem Rechtssinne unsres Königs, der sich selbst, wie er es mußte, in seinen Erlassen „Herzog," den wir nur „König" nannten. Wenn ich des Schmerzes gedenke, mit welchem die Nachricht von dem Tode dieses gerechten Herrschers die Herzen erfüllte, an den

Trauergottesdienst denke, zu welchem meine ganze Gemeinde sich in schwarzen Trauerkleidern versammelte, so lagen darin auch nicht einmal die Keime, nicht die leiseste Ahnung der späteren unseligen Spaltungen. Christian VIII. bestieg den Thron, begrüßt von großen Erwartungen und Hoffnungen, die seine bedeutende Begabung und seine frühere Geschichte hervorgerufen hatten. Aber mit ihm war unser Friede dahin. Die Furcht des neuen Königs vor dem Verlöschen des Mannsstammes, vor dem dann eintretenden Erbrechte der jüngern Dynastie, getragen in dänischer Färbung, weckte die Gesammtstaats-Ideen und die Bestrebungen, das historische Erbrecht anders zu interpretiren. Als es damit nicht ging, da war die dänische Nationalität durch Furcht und Eitelkeit bereits so aufgestachelt, daß sie ihren Unfrieden in unsern Frieden hineintrug. Es kamen nun die consequenten Umtriebe und Wühlereien der dänischen Propaganda, die Verdächtigungen des Herzogs von Augustenburg, der Beamten, namentlich der Geistlichen und eines jeden loyalen Mannes, der nichts weiter als die Personal-Union wollte.

Ich werde später nur zu oft gezwungen sein, von diesen schmerzlichen Erlebnissen zu reden; hier, wo ich noch inmitten der Friedensjahre stehe, inmitten der lieblichen Erinnerungen an dies idyllische Leben und Wirken in einer Gemeinde, der ich, so lange ich lebe, in treuer dankbarer Liebe anhängen werde, mögen sie noch einstweilen auf sich beruhen. —

Was aber konnte mich bestimmen, von einer mir so theuren Gemeinde, an welcher ich, wenn auch kein besonders fruchtbringendes, doch ein ganz entschieden gesegnetes Wirken hatte, zu scheiden? Wenn ich mir jetzt, Angesichts der vielen trüben Erlebnisse, der schweren Heimsuchungen, welche mich

fast sofort trafen, nachdem ich diese Friedensstätte verlassen hatte, diese Frage vorlege, so kann ich sie nur so beantworten: ich würde den Schritt unter gleichen Umständen jetzt noch wieder thun. Das ist der Segen des Herzens, das da feste geworden ist in Gott, das in den Führungen des Lebens mit Gott Rath hält, das nicht seine eignen Wege, sondern betend und sinnend nur die Wege zu wählen begehrt, welche Gott ihm ausersehen hat, daß es, wenn auf den neuen Wegen schwere Prüfungen es treffen, stille hält und nicht von bittrer Reue über eigenes Thun zerfleischt wird. Ja, mich umgab ein seliger Friede: Gottes Segen war auf unsern Lebenswegen. Das Brod segnete und vermehrte der treue Herr. Liebe Freunde und Amtsbrüder waren nahe und mit diesen war ein recht reger amtlicher und wissenschaftlicher Verkehr angeknüpft. In monatlichen Zusammenkünften trieben wir vereint exegetische, pastorale und wissenschaftliche Studien und förderten uns gegenseitig zu immer höherer Amtsreife. Das Band eines Glaubens, fast gleicher Jahre, und treuen Sinnes für das theure Amt, war ein recht inniges brüderliches Band um uns. Wo sind sie jetzt, die theuren Brüder, die in rechter Treue Gott und Vaterland umfingen? Einer in England, zwei in der Pfalz, zwei in Preußen und einer sitzt noch wie Jeremias trauernd auf den Trümmern des Vaterlandes und kann sein Herz nicht von der heimathlichen Scholle losreißen!

Ich hatte meine erste amtliche Schule, wie ich meinte, nun nach acht Jahren vollendet. In Studien und Erfahrungen war die geistliche Manneskraft reifer geworden. Einen einmaligen Amtswechsel hielt ich für eine Lebensbedingung, sowol mit Rücksicht auf die Gemeinde, als auf den Geistlichen. Diese Anschauung war bei mir zum sittlichen Grund-

satt geworden, eben so sehr, als ich den häufigen Wechsel der Geistlichen in ihren Amtsstellungen, wobei, wie Harms seinen Vater sagen läßt: „der heilige Geist immer die Prediger beruft, aber zugleich wunderbarer Weise sie immer zu besserer und nie zu geringerer Einnahme beruft," für ein sittliches Unrecht erkannte. Ich glaubte in mir die Kraft zu wissen, einer größeren Gemeinde und umfangreicheren Amtspflicht vorstehen zu können. Dazu kam die Berücksichtigung der materiellen Verhältnisse. Wenn auch die Diensteinnahme sich verbessert hatte unter Gottes Segen, so war sie doch nicht ausreichend, um eine sorgenfreie Existenz zu gewähren. Ich erwog die Pflicht, der treuen Lebensgefährtin nach meinem Tode eine sorgenfreie Existenz zu sichern und konnte das in Uck nicht erreichen. Dazu war die Beförderung damals in meiner heimathlichen Gegend eine Sache von großer Schwierigkeit. Die geistlichen Aemter wurden entweder von der Regierung, oder nach Präsentation durch die Visitatoren besetzt. Nach dem Süden des Herzogthums stand mein Sinn, dort aber war eine Fluth von älteren und berechtigteren Bewerbern. Connexionen, die zur Erlangung einer Regierungsstelle nöthig waren, hatte ich nicht. Die vortrefflichen Pfründen im höheren Norden des Herzogthums wurden, seit die Politik der Regierung auch in der Besetzung der Pfarrämter dänischnationalen Tendenzen folgte, nur mit Dänen besetzt. So war ich also auf den engeren Bezirk des Amtes oder Kreises angewiesen, in welchem meine Beamtung lag. In diesem war mir eine liebe Aussicht auf bessere Versorgung durch besondere Umstände vereitelt. Wie diese Aussicht sich mir eröffnete, hatte sich gewissermaßen eine innere Scheidewand zwischen mir und der Gemeinde in mir aufgerichtet.

Es war der seither auch mit klarem Bewußtsein festgehaltene Gedanke an die Nothwendigkeit eines einmaligen Wechsels jetzt zuerst aus dem Reiche der Gedanken getreten und eine lebendige Macht geworden. Und diese lebendige Macht sagte mir: jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo du ein anderes Amt und eine erweiterte Berufspflicht suchen mußt. Wohin ich mich wenden sollte, wußte ich nicht, aber ich wußte, daß eine Aenderung bald eintreten müsse. Von der Vakanz auf der lieblich schönen Insel Alsen wußte ich, dachte aber nicht daran, mich dort zu bewerben. Jene Pfarre lag im District des Herzogs von Augustenburg, wo dieser Patronats- und Vokationsrechte hatte. Ich fürchtete aber die dänisch inficirte Insel Alsen, wo heftige Kämpfe um den Herzog, als den Träger deutscher Gesinnung und deutscher dynastischer Rechte, entbrannt waren. Alsen, wo nur das Stammschloß der erbberechtigten jüngern Dynastie und der große Gütercomplex derselben lag, war zum Theil königlich, bildete aber mit seiner Kirche einen integrirenden Theil der dänischen Staatskirche und war von jeher das Land Gosen gewesen, wohin dänische Beamten strebten. Ein dänischer Bischof war im Mittelpunkte der Insel wohnhaft und bildete das dänisch-kirchliche und später das fanatisch-politische Centrum. Auf Alsen waren lauter dänisch gebildete Geistliche und Lehrer angestellt, da auch der Herzog in den langen Friedensjahren seines Regiments nicht daran gedacht hatte, daß er mit den dänischen Predigern seine bittersten Feinde in sein Heerlager führte. So war Alsen, dem Leibe nach ein voller Bestandtheil des deutschen Herzogthums Schleswig, ungeachtet seines deutschen Dynasten, dennoch in seinen innersten Lebenstheilen dänisch unterwühlt und ein Kampfplatz des Fanatismus bereits geworden, als

wir auf dem Festlande nur in weiter Ferne die dunklen Wolken heranziehen sahen. Dies und mehr wußte ich und trug deßhalb in mir eine gerechte Scheu vor einer Beamtung auf Alsen.

Selbst die Persönlichkeit des Herzogs, welche ich später hochachten und verehren gelernt habe, damals aber nur aus der Ferne anschaute, war mir im Wege. Daß ich dies gesammte innere Widerstreben überwand und mit Glauben und Beten der Pflicht höherer Berufung nachzugeben, unterordnen konnte, das ist mir troß aller schweren Erfahrungen, die dieser Schritt mir brachte, eine sichere Gewähr, daß ich den Willen meines Gottes recht gedeutet habe. Denn ich besprach mich nicht mit Fleisch und Blut, sondern kämpfte Fleisch und Blut nieder und strebte, mich in den Gehorsam des Glaubens zu stellen. Der Herr, welcher allein weiß, was zu unserm Frieden dient, wußte auch, daß der Unfriede, in welchen sein Ruf mein Leben stürzte, dennoch mich seinem Frieden näher bringen würde. Ich habe den Schritt nie bereut und für die geringe Freude und für den reichen Schmerz, der mir aus diesem erwuchs, stets meinem Herrn danken können.

Es war an einem Nachmittage des Februars 1846, als mein Vorgesetzter, der Amtmann Kammerherr v. K., in mein Haus trat. Derselbe stand zu dem Herzog von A. in näheren Beziehungen und weil mein Ück in der Mitte der Wegestrecke von Alsen nach Tondern, der Bezirksstadt, lag, wo v. K. seinen Siß als Amtmann und Covisitator hatte, so pflegte derselbe wol auf seinen Reisen von und nach Alsen bei mir einzukehren. Indeß ward ich überrascht, als er mich in meine Studierstube nahm und mir, während meine Frau ihm einige Erfrischungen bereitete, die Mittheilung machte, daß der

Herzog von A. nicht abgeneigt sei, mich bei der Besetzung der vakanten Pfarrei Nottmark zu berücksichtigen, daß er, v. K., zwar keinen bestimmten Auftrag habe, indeß die volle Ueberzeugung hege, daß mir die Stelle würde, wenn ich sie wolle. Ich gerieth sofort in eine wunderbar ernste Stimmung. Es war nicht Freude, es war eher Schmerz und Furcht und hätte ich Fleisch und Blut gefragt, so wäre ein rundes Nein die einzige Antwort gewesen. v. K. würdigte meine Bedenken mit großer Freundlichkeit und er, in dessen Händen eben mein Fortkommen beruhete, machte mich gerade darauf aufmerksam, daß die Visitatoren, wenn sie auch entschieden mein Wohl wollten, dennoch so bald nicht im Stande sein würden, dies zu fördern. Viele meiner Bedenken räumte er auch wirklich aus dem Wege. Es drang wie ein Schwert in meine Seele und doch konnte ich gegen den Gedanken nicht an: es kommt von Gott. Ich war dem Herzog von A. kaum bekannt, ich hatte nie einen Schritt gethan, um seine Gunst zu erwerben, und nun trat sein Entgegenkommen grade in einen Zeitpunkt ein, wo in meinem Herzen der Gedanke an ein größeres Amt lebendig und reif geworden war.

Ja, der Ruf nach Nottmark kam von Gott, dies klare Erkennen erfüllte mich und machte mich stark im Gehorsam und im Ueberwinden meiner selbst und anderer Schwierigkeiten. Denn meine Frau war nicht meiner Meinung, und als ich nach reiflicher Ueberlegung mit Menschen und vor Gott, den festen Entschluß aussprach, dem Rufe zu folgen, da kostete diese Erklärung ihr Thränen. Zunächst eilte ich zu meinem lieben Nachbarn, dem Prediger in Bjölderup. Eine kleine Stunde betrug die Entfernung. Bjölderup hatte einen hohen Kirchthurm: diesen nahm ich ins Auge und eilte

gewöhnlich jede Woche, wie die Engländer auf der Fuchsjagd, querfeldein über Felder, Gräben, Wälle nach Bjöldérup, saß dort ein Plauderstündchen, um dann wieder heimzukehren. Es war das eine liebe Nachbarschaft; den Rath meines Freundes einzuholen, eilte ich auch dies Mal dorthin. Er war mit mir einverstanden, daß ich den Ruf nimmermehr ausschlagen dürfe. Gestärkt im Wollen, kehrte ich nach Hause zurück und fuhr den nächsten Tag nach Augustenburg, um mich beim Herzog persönlich zu melden. Einige Wochen später, am 20. März, lief die Ernennung zum Prediger von Nottmark bei mir ein. Nun aber traf ein neuer Schmerz meine Seele, die Sorge und das Widerstreben, womit ich innerlich kämpfte, waren unterdeß verschwunden: das Herz war feste geworden und hatte Freudigkeit für die neue Beamtung. Aber den Schmerz des Abschieds von der ersten theuren Gemeinde hatte ich nicht mit in Anschlag gebracht. Jetzt erst trat die Liebe in köstlichen Zeugnissen hervor. Noch sehe ich die alte, würdige Gestalt eines meiner Bauern, eines hohen Greises mit ergrautem Haar, vor mir stehen, noch höre ich seine ernsten Worte: Herr, das hätten Sie uns nicht thun sollen, jetzt nicht, wo jedes Herz, das in der Gemeinde schlägt, Sie allein zum Prediger würde gewählt haben. Noch ein Mal ging ich von Haus zu Haus, sagte Jedem ein freundliches Wort, drückte Jedem noch einmal die Hand: das waren schwere und doch köstliche Wege. Am zweiten Pfingsttage hielt ich unter tiefer Bewegung meine Abschiedspredigt und an demselben Tage noch erreichten wir die neue Heimath. Ich habe es ja nicht verschwiegen, daß ich jetzt, im Rückblicke auf diese erste Beamtung, wie vor einer Idylle stehe. Wie ein schöner Tranm begrüßt mich diese Erinnerung. Und doch, sie

ist kein Traum. Ich habe das selige Friedensleben wirklich dort gelebt, ich habe geschmeckt und empfunden, wie freundlich der Herr ist. Sie ist kein Traum! Von den Seelen, welchen ich das theuerwerthe Wort in Wärme gepredigt habe; von den Seelen, auf welchen meine segnende Hand geruhet hat; von den Seelen, mit denen ich damals in Einheit eines Glaubens und Betens die Kniee vor dem ewigen Hohepriester Christus Jesus beugte, steht jetzt manche, so hoffe ich, vor Gott, und der, welcher Gebet erhört, wird ihnen gesagt haben, was auch ich einst zu hören hoffe: „gehe ein.“ Nein, es ist kein Traum, aber eitel Gabe und Gnade, die ich dort erlebte. Der Herr ist treu, und war mir dort sehr gnädig.

Zweites Pfarramt.

Am 1sten Juni 1846 gelangten wir an den Ort unserer neuen Bestimmung. Es war ein wunderschöner Sommerabend; Alsen breitete sich wie ein Garten Gottes vor unsern Blicken aus. Ich habe schöne Gegenden und Landschaften gesehen, schönere aber nie, als diese liebliche Insel mit ihren Hügeln und Thälern, ihren düstern Wäldern von riesigen Eichen und Buchen, ihren lieblichen Gehöften, die unter grünen Obstbäumen in einem Blüthen- und Blumengarten liegen. Wenn man von der bedeutendsten Höhe des Landes, dem Hügelberge, aus den Blick sendet, so liegt die ganze Insel zu den Füßen. Dörfer, Kirchen, Gehöfte sieht man in Menge

und alles in der eigenthümlichen Freundlichkeit der grünen Laubeinfassung. Die Ackerstücke, alle mit Zäunen umgeben, sehen mit ihrer reichen Vegetation, mit ihren wogenden Saatfeldern wie lauter Gärten aus; nun breiten köstliche Waldungen ihre Schatten aus und rings an den Küsten rahmt die liebliche blaue Ostsee den grünen schönen Garten ein. Vom Hügelberge aus übersieht man ungeheure Flächen; hier das Land Angeln, dort die Inseln Arröe, Fühnen, ja, über Fühnen hinweg, Seeland, wie eine ferne Wolkenschicht am Horizonte, bis in die Gegend von Hadersleben. Und was dies Bild wunderbar lieblich macht, das ist der Anblick der blauen Ostsee bis dahin, wo der kleine Belt anfängt, und der vielen Segler, die in weiter Ferne wie Schwäne ihre Fittiche ausbreiten. Nach diesem Berge pilgerte ich oft mit meiner Frau; wir ruheten eine Stunde auf seinem Gipfel und erquickten uns an dem zwar nicht großartigen, aber wunderbar lieblichen Panorama zu unsern Füßen und priesen Gott, der so ahnungsvolle Schönheiten der Erde gelassen. Was eine besondere Lieblichkeit der Insel ausmachte, waren die Buchten und Einschnitte der blauen Ostsee in das Land. Die Landstraßen waren wie die Felder mit hohen Zäunen eingehegt. Man sah oft nicht weiter als eben die Wegesbreite. Doch plötzlich, wenn man eine Anhöhe erstiegen hatte, oder ein Einschnitt in den Zäunen sich fand, stand man überrascht still und das Auge ergötzte sich an der lieblichsten Aussicht. Ich habe mich an den Wundern Gottes in dieser Natur nie satt sehen können; es war für uns eine freundliche Erholung, nur diese anzuschauen. Ein großer Theil meiner Gemeinde lag hart an der Meeresküste und einem geringeren Theil gab eben das Meer, als Schiffern und Fischern, das tägliche Brod.

Da hatte ich denn viele Gelegenheit, bei meinen Hausbesuchen immer wieder die Schönheit der Natur und die Freundlichkeit Gottes anzuschauen. Von der Warte Deutschlands, welche durch die Diplomatie mit einer ehernen Mauer eingehegt war und mit treuem deutschem Blut vergebens getränkt ward, von den Düppeler Höhen, haben seitdem viel deutsche Augen auf das liebliche Eldorado dieser Insel geblickt, die nun mir eine Stätte friedlicher Wirksamkeit werden sollte, aber eine friedlose Schmerzensstätte ward.

Was mich besonders in Erstaunen setzte, als ich den Besitz meiner Pfarrei angetreten hatte, war die Ergiebigkeit des Bodens. Während in Uck höchstens vier Saatfolgen gestattet und wenigstens fünf Ruhejahre für den Acker nöthig waren, konnte man hier nach einer Düngung sieben, auch wol acht Saaten nehmen. Zu meiner Pfarrei gehörten circa 150 Morgen Landes. Darunter übernahm ich ein Stück, das achtzehn Jahre Frucht getragen und mir nun noch Lagerkorn brachte. Eine Käthnerfamilie ward auf Alsen von zwei und einem halben Morgen Landes besser ernährt, als in Uck von doppelt so vielen Morgen. Ich habe es schon gesagt, daß ich Freude daran hatte, mein Brod aus der Hand meines Gottes unmittelbar zu nehmen, hier ward diese Freude durch die Dankbarkeit des Bodens noch vermehrt. Ein treuer und tüchtiger Bauknecht, der fast zehn Jahre mir gedient hatte, stand meiner Landwirthschaft mit Umsicht vor, so daß ich meine Zeit ganz dem neuen, umfangreichen Amte widmen konnte. Aber ich machte bald eine Bemerkung, die weniger erfreulich war. Es geht mit der Natur, wie mit der Philosophie. Diese führt, nach Baco von Verulam's tiefem Worte, oberflächlich behandelt von Gott ab, aus den Tiefen geschöpft

zu Gott. So ist es auch mit dem Boden: dort, wo dieser dürftig und mager, nur dem fleißigen Arbeiter im Schweiße seines Angesichts ein nicht einmal reichliches Brod gibt, dort, wo die Pflugschaar in die Tiefe fahren muß, um den eigentlichen brodgebenden Humus an die Oberfläche zu fördern, da prägt der schwerere Kampf um die nothwendigen Güter des Lebens einen ernsteren Sinn und mit diesem tiefere Religiösität, größere christliche Einfalt, eifrigeres Streben nach, und Empfänglichkeit für die ewigen Lebensgüter aus. Was man im Schweiße des Angesichts erworben, das hält man fester, dabei gedenkt man besser seiner Abhängigkeit, das dankt man auch inniger Gott, dem Geber aller Güter. Ich scheue mich nicht, die Behauptung auszusprechen, daß die in Beziehung auf Produktivität des Bodens magersten Landesstriche, in Beziehung auf Sittlichkeit und Religiösität die reichsten sind. So ist der einstige Fluch dem Menschen in der Sünde zum Segen geworden, weil er einmal ein Mensch in Sünden ist, analog dem Worte Gottes: wir müssen durch viele Trübsale eingehen in das Reich Gottes. Der Mensch kann einmal die guten Tage nicht ertragen und der alte Luther hat tief in die Beschaffenheit des menschlichen Herzens geblickt, als er sprach: es gehören starke Schultern dazu, um die guten Tage zu tragen; die meinigen sind nie so stark gewesen. Alle Landstriche der Erde werden diese Wahrheit bestätigen. Wo ohne Schweiß, ohne Kämpfe, ohne schwere Arbeit dem Menschen sein Brod wächst, da wird dieser der Welt und ihren Genüssen viel leichter sein Herz hingeben, da wird er ein viel geringeres Streben, viel geringeren Ernst kundgeben nach dem, was droben ist, zu trachten, sich Güter zu sammeln, welche Diebe nicht stehlen und Motten nicht fressen, als da, wo leiblich

schwere Mühe, Schweißtropfen und harte Kämpfe von ihm gefordert werden, wenn er mit den Seinigen sein Brod essen will. Die reichste Natur führt am meisten von Gott ab, wie die Philosophie, die zwar reich an menschlichem Dünkel, aber arm an göttlicher Tiefe ist.

Mit schmerzlichem Erstaunen erkannte ich die graduellen sittlichen Differenzen zwischen meiner alten und meiner neuen Gemeinde. Unkirchlichkeit, Unbefangenheit der Sünde, namentlich der Geschlechtssünde, Genußsucht und Verweltlichung, Unwissenheit herrschten dort in viel höherem Maaße, als in Uck. Es ist natürlich, daß ein generelles Bild eben kein specielles ist, daß daher hier der Gesammtschatten der ganzen Insel, nicht der besondere meiner neuen Gemeinde geschildert ist. Was meiner früheren Gemeinde Bedürfniß war, die persönliche Beziehung zu dem Seelsorger, das war hier in den kalten Charakter des Beamten gestellt, an den man sich wol häufig in irdischen Angelegenheiten, aber nur wenn Noth am Mann war, auch mit seelischen Bedürfnissen wandte. Was in Uck so freudig aufgenommen war, die specielle Seelsorge, das war hier eine fremde Erscheinung, von der man nicht recht wußte, was sie bezweckte. Mein dänischer Vorweser, ein äußerlich begabter Mann, ein Mann von durchaus rechtlichem Herzen und biederm Charakter, hatte fast in jedem Hause, wohin ich kam, den Rechtsconsulenten gemacht und irgend welchen Act geschrieben; aber als Seelsorger im eigentlichsten Sinne des Worts war er in kein Haus getreten und konnte das nicht, denn er war ein armer Mann, der nie den Schlag des Zöllnerherzens vor dem Tempel empfunden hatte. Ich trat zu Sterbenden, die nicht wußten, was ich eigentlich wollte, ja zu solchen, die nicht das Vater Unser kannten. Und

als ich dennoch immer wieder kam, als in einigen Fällen mein herzliches Gebet Eindruck gemacht hatte, und Gottes Gnade das Leben des Kranken für die Zeit der Pilgerfahrt verlängerte, da kam ich in der Vorstellung vieler Glieder der Gemeinde in einen magischen Schein, und ward als ein geistlicher Wunderdoctor angesehen. Der Aberglaube der Leute, welche vielleicht nie, mit Ausnahme der Fälle, wo das Sacrament von den Kranken gefordert worden war, ein Gebet des Geistlichen am Krankenbette gehört hatten, brachte meine Gebete mit der Krisis zur Besserung in Verbindung, stellte mich in ein magisches Helldunkel, ohne daß doch der, welcher Gebet erhört, zu dem Herzen des Kranken hätte sprechen können: dein Glaube hat dir geholfen. Ich meine nicht die Kraft des Gebets, nicht die Erbarmung Gottes zu beschränken, wenn ich sage, daß eine solche katholisirende Vorstellung von der Macht des priesterlichen Gebets nur dort, wo der Glaube kein rechtes Leben hat, Wurzel schlagen kann und nie ist mir in meiner ersten Gemeinde so Etwas entgegen getreten. Ein besonderer Fall, wo der Herr mir sich wunderbar gnädig erwies, verstärkte jene magische Vorstellung. Eine noch junge Frau, verheirathet an einen ältlichen wohlhabenden Mann, war tiefsinnig geworden. Die wahrscheinliche Ursache war eine unerwiederte Neigung zu einem hübschen jungen Manne, welche sie vor der Ehe bereits gehabt, und in der Ehe fort und fort genährt hatte. Romane und Wohlleben hatten ihre sündliche Neigung genährt und die Phantasie entflammt.

Seit zehn Jahren war sie einem stillen Irrsein verfallen und die Kunst der Aerzte war vergeblich an ihr versucht. Sie aß und trank, sie schlief und wachte, sie ließ sich aus- und ankleiden, wie ein Leib ohne Seele. Alle Theilnahme für's Leben,

für ihren braven Mann, für ihre Pflicht war gänzlich erstorben, und sie verbrachte ihre Tage in einem Lehnstuhl in der Ofenecke, hinter'm Spinnrocken. Ein träumerisches Versinken in sich selbst, zu tiefer Schwermuth, war das, was Romane und Sünde ihr gelassen; mehrmals war der Versuch der Selbstentleibung vorgekommen. Gott gab es mir, nachdem ich lange nicht im Stande gewesen war, auch nur einen Laut aus ihr hervorzubringen, sie zuerst für Thätigkeit in ihrem Hause, dann für ihre Pflicht gegen ihren Mann lebendig zu machen, und so erst konnte ich ihr Auge für ihre Sünde wecken, und sie durch ernste Buße hindurch zur Genesung in einem neuen Leben führen. Diese einfache Begebenheit, bei welcher es sich um nichts mehr handelte, als um eine warme Hingabe der Persönlichkeit an die Kranke, welche jeder denkende und fühlende Christ, namentlich der christliche Arzt, hätte vollbringen können, machte auf Alsen große Sensation. Mir ist sie nur ein Beleg dafür gewesen, daß das Volk der Seelenpflege durch den christlichen Geistlichen ganz entfremdet war.

Zur Characteristik des nationalen Elements der Insel gehörte eine starke Genußsucht. Diese Regung des sinnlichen Lebens in seiner Entfremdung vom Reiche Gottes war mir noch nie so stark entgegen getreten. Die niedern Stände, wie die höheren, jagten dem Vergnügen eifrig nach und in jenen trat dann oft die Nothwendigkeit zu frühem Heirathen ein, durch welche die Leute bald der bittersten Armuth anheimfielen. Fast jeder Sonntag brachte Tanzgelage und Lustbarkeiten. In den höhern Ständen drängte eine Gesellschaft die andere. Bei der dichten Bevölkerung Alsens, dem Wohlstande, den guten Wegen und der Vergnügungssucht, ward

jede Gelegenheit ausgebeutet. War ein Geburtstag der Eltern oder der Kinder, ein Confirmationsfest, oder sonst welche Veranlassung, so strömten die Gratulanten zu Wagen oder zu Pferde herbei. Ein schlichter Pächter eines größeren herzoglichen Landgutes, ein beschränkter und ungebildeter Mann, erzählte mir, daß er an seinem Geburtstage immer sich vom Hause entferne, weil er einmal neun Wagen voll fremder Gratulanten hätte bewirthen müssen, und das ihm doch zu viel geworden sei. Ein Geistlicher konnte an dem Tage, wo er seine beiden ältesten Kinder feierlich eingesegnet hatte, den Abend nicht erwarten und als dieser früh gekommen war, da wurden die Spieltische arrangirt und bei Karten, Wein und Braten die Nachfeier der Confirmation begangen. Denselben, der entschieden zu den bessern Predigern der Insel gehörte, weil er ohne Verständniß zwar der höheren christlichen Elemente, dennoch für die äußeren Bedürfnisse seiner Gemeinde viele Theilnahme hatte, habe ich am Sonnabend um elf Uhr Abends mit den L'hombre-Karten in der Hand am Spieltische gesehen. Ein anderer ganz verweltlichter, flacher Geistlicher hielt ein Gastmahl, bei welchem die Menge der Speisen und der Weine lukullische Ueppigkeit darlegte und einzelne Gäste in einen Zustand versetzte, in welchen die Sclaven in Sparta von ihren Herren versetzt wurden, wenn den Kindern frühe der Abscheu wider die Trunkenheit eingeflößt werden sollte. Einer einzigen solchen Gesellschaft habe ich beigewohnt und hatte an ihr für immer genug. Nach acht Uhr Abends im Winter versammelte sich die Gesellschaft. Nach einer halbstündigen Pause, während welcher Thee getrunken ward, ging man an den Kartentisch. Hier erhielt man später Erfrischungen, Liköre und Backwerk. Um die Mitternachts-

stunde etwa setzte man sich an den brechenden Tisch, und nachdem lange getafelt war, wieder an den Kartentisch. Um zwei oder drei Uhr in der Nacht endlich erreichte man sein Haus. Was den Geist der Unterhaltung betrifft, so charakterisirt ein Hülfsprediger, der nicht in Dänemark gebildet war, denselben mit den schlagenden Wörten: „Wissen Sie, wie die Prediger Alsen's sich in ihren Gesellschaften amüsiren? Eine Stunde fallen sie über den Herzog von A. her, die übrige Zeit verbringen sie mit Karten und Essen." So war der Geist der Insel und ihrer Geistlichkeit. Wie mußte dabei der des Volkes sich gestalten? Es war ein Geist dänischer Schlemmerei und Oberflächlichkeit; denn in Schleswig ist sonst, Gott Lob, ein solcher nicht national. Wie so ganz anders war das bisher gewesen, wo Einfachheit und geistige Elemente den geselligen Verkehr erfüllt hatten. Mit widerstrebendem Herzen habe ich diese Mittheilungen machen müssen. Sie sind aber unerläßlich nothwendig, um den Blick in den sittlichen Bestand oder Nichtbestand des Volkslebens auf Gründe basiren zu können; denn bei sonst gleichem Bestande der Kirchlichkeit auf Alsen mit derjenigen, welche ich auf dem Festlande hatte kennen lernen, traten mir die generellen Unterschiede im Volksleben klar entgegen. Das Volk war auf Alsen ganz entschieden höflicher und im äußeren Verkehrsleben gewandter, als das des Festlandes. Es war eben so kirchlich als jenes und die kirchlich traditionelle Ausdrucksweise von Sünde, Rechtfertigung durch den Glauben, Buße und Gnade, war keine fremde, weil eine treffliche Agende aus den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts und die gute Regel, daß fast alle ministeriellen Handlungen an Sonntagen in der Kirche vor versammelter Gemeinde vollzogen werden mußten, eine histo=

rische Fortpflanzung jener biblischen Ausdrucksweise gestattet hatte. Aber es war auch ein reiner Besitz des Ohrs und des Gedächtnisses, die Seele war nicht zum Leben in ihnen, der Verstand nicht zum Besitzergreifen gelangt. Unter der Vorbemerkung, daß Alsen mit seiner Kirche und Schule der dänischen Gesetzgebung unterworfen war, daß die Lehrkräfte in beiden die dänische Schule durchgemacht hatten, mit nur einzelnen Ausnahmen, kann ich hier nicht umhin, eine kurze Schilderung der dänischen Schule anzutreten, weil nur eine Einsicht in diese auch den Schlüssel zu dem national dänischen Volkscharakter gibt. Und dieser war auf Alsen der vorherrschende. Ihn so zu stempeln, dazu trug die insularische Abgeschlossenheit, der lebendige Verkehr zu Wasser und zu Lande mit Dänemark, die dänische Organisation der Kirche und Schule, und vor Allem die dänisch nationalen Lehrkräfte in beiden bei.

Friedrich VI., dieser Vater des Volks, hatte auf seiner Reise zum Congreß in Wien einen jungen Mann, Namens Abrahamson, mit in seinem Gefolge gehabt. Dieser hatte sich irgendwo für die Lancasterſche Lehrmethode begeistert und wußte auch den guten König, der auf treuem Herzen das Wohl seines Volkes trug, dafür zu begeistern. Eine vollkommene Reorganisation des Schulwesens wie in Dänemark, so in den Herzogthümern fand Statt. Der Gewinn aus derselben waren lichte, geräumige Schulgebäude und eine Berücksichtigung des Körpers und seiner Gesundheit, welche früher zu wenig Statt gehabt hatte. Abrahamson regierte lange als Adjutant und Günstling des Königs, wie als Protoscholarch und setzte seinen Enthusiasmus für die Wechselseitigkeit mit Energie durch, da er sogar Rundreisen, um

Schulinspectionen zu halten, unternahm. Obgleich derselbe eigentlich gar keine amtliche Qualität hatte, correspondirte er doch unmittelbar mit den Landesbehörden und erlebte es auch, daß ein energischer Amtmann in Lauenburg Abrahamsons Schreiben an die Polizei in Kopenhagen mit der Vorfrage sandte: ob ein Mann dieses Namens, vermuthlich ein Jude, sich dort aufhalte? Genug, es sollte Alles wechselseitig sein und nur die deutsche Geisteskraft der Herzogthümer widerstand dem völligeren Eindringen des Lancastrismus, Dänemark adoptirte ihn ganz. Daß diese jetzt abgestandene Methode ihre Bedeutung in der Geschichte der Pädagogik gehabt hat, wird wol keiner verkennen, aber eben so wenig die entsetzliche Dressur, die Einseitigkeit, den Gedächtnißschlendrian und geisttödtenden Formalismus derselben. Zu diesem gesellte sich nun, daß auf den dänischen Seminarien die ganze Lehrmethode auf die Kraft des Gedächtnisses basirt ist, daß, wenigstens die Lehrer, welche ich theils unter meiner Schulinspection gehabt, theils sonst kennen gelernt habe, rationalistisch gebildet waren, ihre Religion als Sache des Gedächtnisses vorzugsweise inne hatten und in socratischen Catechisationen stark waren. Ich vergesse nicht leicht die Catechisation eines Lehrers mit dem ersten Amtscharakter über die Barmherzigkeit Gottes, worin diese socratisirend dadurch bewiesen ward, daß Gott immer die jedem Thiere zuträgliche Nahrung dort wachsen laße, wo dies lebe, und zugleich demselben so viel Haare oder Federn zur Bedeckung gebe, als die climatischen Verhältnisse erforderten. Der vorgeschriebene Catechismus von Balle, der ein unglückliches Gemisch ist von Rationalismus und Orthodoxie, jenem aber auf mehr als sieben Achtel seines Inhalts angehört, ertödtete in der Hand solcher

Lehrer, ja erstickte vollständig alles religiöse Leben und die ganze Christenlehre war zur Operation des Verstandes nach einem, des Gedächtnisses nach allen übrigen Theilen geworden. Es würde eine eingehendere Darlegung, wie des Lehrsystems, so des Erfolges erforderlich sein, wenn ich diese Aeußerung umfassender begründen wollte. Da dies unmöglich interessiren kann, so enthalte ich mich dessen und theile nur mit, was ich an Thatsachen erlebt habe. Ich thue dies um so mehr, als ich später doch eine eingehendere Schilderung des Bildungsweges der dänischen Theologen zu geben beabsichtige. Die dänische Schule also war, so weit ich sie kennen gelernt habe, eine formale Dressiranstalt. Sämmtliche Lehrer an ihr huldigten einem flachen Rationalismus und der Höhepunkt ihrer Thätigkeit war eine Befrachtung des Gedächtnisses, verbunden mit einer zerlegenden Verstandesoperation. Daß es in jüngster Zeit seitdem auch damit in manchen Stücken besser geworden ist, auf den dänischen Seminarien ein tieferer und christlicherer Geist die Lehrer und die Lehre zu durchdringen begonnen hat, will ich hoffen und gern annehmen. Ich habe es aber mit dem status quo der Gegenwart, mit dem bereits aus der Schulstube entlassenen Volke Alsen's zu thun, kann daher auch nur die Gegenwart beurtheilen, nicht die möglichen Hoffnungen einer fernen Zukunft. Darum sage ich, die dänische Volksschule war eine Dressiranstalt. Trat man etwa mit der Frage nach den besten Schülern in eine Schule, so erhielt man zur Antwort: denne remser bedst — dieser rappelt (remsen — aus dem Gedächtniß hersagen) am Besten. Und in der That war dem so. Wer das Lehrbuch von Balle mit allen Erklärungen wörtlich schnattern konnte, war der beste Schüler. Dem

Lehrer fiel es nicht ein, mehr zu verlangen und eben so wenig, religiöses Leben in dem Schüler zu wecken. Die eigentliche Vorrathskammer war das Gedächtniß, Herz und Seele blieben leer und öde. Mit diesem Mechanismus verband sich die dänische nationale Eitelkeit. Dänemark hat eine kleine Gegenwart und eine große Vergangenheit und kann diese nicht vergessen, daher auch nicht seine Gegenwart mit ihren Mängeln und Vorzügen begreifen lernen. Es versetzt sich in seinen Träumen noch immer in die Zeiten seiner Waldemare und lebt mit seiner Erinnerung nur in den Tagen vergangener Größe. Dänemarks nationale Kraft, Einheit und Opferung soll hier von mir voll anerkannt werden. Es hat in den schweren Jahren seiner jüngsten Vergangenheit gezeigt, was ein einiges Volk vermag. Aber damit und darin ist keine wahrhaft sittliche Größe angegeben, denn der dänische Patriotismus wurzelt in einer krankhaften Eitelkeit. Dieser falsche Patriotismus nun herrschte auch in den Schulen und zwang auch die übrigen Lehrgegenstände hinein in einen formalen, entsetzlich todten Mechanismus. Der Vaterlandsgeschichte ward doppelt so viel Zeit gewidmet als der Religion; sie behandelte die Vergangenheit ausführlich und berührte nur flüchtig die dürftige Gegenwart. Zahlen und Namen wurden sorgfältig dem Gedächtnisse eingeprägt, reales Leben hatte der Unterricht nicht, denn er war eine Erzählung, keine mit Geist geschriebene Geschichte. Der Geographie ging es eben so. An jede Stadt, jeden Ort, jeden Zoll Landes ward eine historische Begebenheit geknüpft, ein Heldenname; und die Landeskunde war nur eine Kunde von Heldenthaten und geschichtlichen Persönlichkeiten. Die Lesebücher waren Geschichtsbücher meistens, mit Erzählungen von Helden, von Kriegen und

Siegen, ja sogar der Schreibunterricht enthielt Vorschriften, worauf die Namen von Rolf Krake, Holger Dansk, Absolon und Anderen glänzten.

Deutschland mögte in dieser Beziehung Manches von Dänemark lernen können, nur nicht dies, mit krankhafter Eitelkeit in der Vergangenheit allein zu ruhen und nur mit den Lorbeeren der Väter die hohle Stirne zu schmücken. Wer in Dänemark für wirkliche Volkszustände ein Auge hat, der wird dies nimmer leugnen können, daß die dänische Nation ihre Gegenwart, ihre wirklichen Zustände nicht erkennt, daß sie ihre Krankheit mit verwittertem Ruhm der Vergangenheit zudeckt und so nimmer zu einer nationalen Heilung hindurchdringen kann. Wie es unmöglich ist, die Gegenwart zu begreifen ohne Kenntniß der Vergangenheit, eben so unmöglich ist es, die Schäden der Gegenwart zu heilen, wenn man sie nicht erkennt und nicht erkennen will. Es giebt aber gewiß keine Nation der Erde, welche so wie die dänische ihre Gegenwart verkennt und ein abgestorbenes Wesen der Vergangenheit fortführt. Der Factor aber eines solchen abgestorbenen Lebens ist das Gedächtniß, seine Kraft ein seelenloser Mechanismus; die lebendigen Kräfte und Thätigkeiten des Geistes schlafen ein, der Fortschritt, die Entwicklung stagnirt, Receptivität und Productivität ersterben, wie bei dem Rentier, der auf dem Lotterbette seiner einmal gefüllten Geldsäcke zur Ruhe geht. Nationale Einseitigkeit und Eitelkeit ist die nothwendige Folge und das Verständniß, die Empfänglichkeit für neues fortschreitendes Leben muß hinsiechen. Von diesem einseitig todten Mechanismus fand ich auch das Volk auf Alsen inficirt. Die insularische Abgeschlossenheit, welche nothwendig sich als Einseitigkeit construirt, wie dies wol ohne Aus-

nahme bei allen Inselvölkern, selbst bei der großen englischen Nation der Fall ist, der lebendige Verkehr mit den dänischen Inseln, das Regiment der Dänen in Kirche und Schule brachten dies mit sich. Dazu kam, daß die Dänen die Insel Alsen, diese köstliche Perle des Herzogthums Schleswig, wegen ihrer strategisch wichtigen Position und als Sitz ihres Hauptgegners, des Herzogs von Augustenburg, schon lange ins Auge gefaßt und mit Eroberungsgelüsten betrachtet hatten. Was ich nie früher erfahren hatte, erfuhr ich hier. Ich erfuhr, das ich an Krankenbetten, in der Seelsorge, im Verkehr mit der Gemeinde, sobald ich irgendwie mit meinen Reden über das äußere Wissen hinaus in die religiöse Empirie ging, oft nicht verstanden ward. Meine Erfahrung in der Seelsorge, mein eigenes christliches Erfahrungsleben, war an der Hand des Wortes Gottes, eben aus dem erfahrenen christlichen Gemeindeleben geworden. Wenn auch die Verarbeitung des Stoffes mein Eigenthum war, wenn auch der Geist Gottes in mein Glauben und Beten hineingeredet hatte, so war doch meine Seelenkunde und mein religiöses Leben wesentlich eine volksthümliche Schöpfung. Und hier ward ich nun nicht verstanden, hier wehete mich ein fremder Geist oder Nichtgeist an und erfüllte mich mit dem unbehaglichen Gefühl der Fremdheit und der Isolirung inmitten meiner Gemeinde, so daß ich mich in ein anderes Land, in ein fremdes Volk versetzt glauben mußte. Der Krieg zerriß alle Fäden, bevor ich ein Verständniß hatte anbahnen können.

Stand ich so fremd zum Volke, so noch viel mehr zu meinen Collegen, den Predigern Alsens. Ihr odium empfing mich, ehe ich noch kam, denn ich war auf dem Gebiete des

Glaubens und der Politik ihr entschiedener Gegner. Von den zwölf Pfarreien Alsens, — denn ich rede nur von der Insel selbst, nicht von der Stadt Sonderburg, — besetzte der Herzog von Alsen sieben, der König fünf. Unter den Predigern waren außer mir nur zwei, die auf deutschen Universitäten gebildet waren. Diese hatten aber den national dänischen Geist auf den Gebieten des Wissens, Glaubens, Amtes, Lebens vollständig adoptirt und ein Beweis dafür ist, daß sie bei der Purificirung der Insel von allen deutschen Elementen durch die Dänen, ruhig bis auf diese Stunde in ihrem Amte geblieben sind und willig ihre deutsche Gesinnung für die milchgebende Kuh zum Opfer gebracht haben. Mag dies ein hartes Urtheil sein, ich kann nicht anders, und habe wol ein Recht, so zu urtheilen, nachdem ich, dem die Politik damals ein vollkommen fremdes Gebiet war, nur meiner deutschen Gesinnung wegen um Amt und Vermögen gebracht bin. Wenn also die Bewahrung des Gewissens mir und Anderen solche Opfer abgefordert hat, womit und wodurch haben jene beiden denn damals und jetzt ihr Amt und Vermögen bewahrt? — Genug, ich erkannte bald die Unmöglichkeit, ein näheres Verhältniß mit meinen neuen Amtsbrüdern anzubahnen. Wie oft habe ich damals an meine theueren Freunde und Amtsbrüder auf dem Festlande gedacht und nach ihnen geseufzt, wie oft mich der vielen gemüthlichen Stunden erinnert, wo wir mit unsern Familien, bei dem einfachsten Mahle, an brüderlich geistlichen Gesprächen und einem wahrhaft herzlichen Verkehr uns erquickten. Nun, sie waren mir noch geblieben, und wir sahen uns jährlich, wenn auch Meilen zwischen uns lagen. Was mich den neuen Collegen und sie mir entfremdete, waren der Glaube, das Leben und die Politik. Ich werde hier die

drei Punkte alle einer besondern Erörterung unterziehen müssen. Das Leben der dänischen Prediger war nicht von dem verweltlichten Leben der Insel überhaupt inficirt, nein, es war selbst der Träger der Verweltlichung und der Genußsucht. Es waren die Prediger, welche fortwährend Gesellschaften gaben und in solche eilten; es waren die Predigerhäuser, in welchen immer opulente Mahlzeiten gehalten und halbe Nächte am Kartentisch verbracht wurden und die in die weltlichen Kreise ihrer Gesellschaften die herzoglichen Pächter, die andern Gutsbesitzer und Beamten zogen. Der Chorführer war der Pfarrer in Ulkebüll, ein armer Mann, der in einer kinderlosen Ehe lebte, eine Einnahme von etwa 3000 Thalern preuß. hatte und seinen Zehnten immer auf zwei Jahre im Voraus verkaufen, auch sein Leben wegen seiner vielen Gläubiger versichern mußte. Welch ein Unglück ist es doch, wenn die Geistlichen zu wenig und zu viel Einnahme haben. Preußen, welches unter seinen Pfarreien 425 zählt, die unter 400 Thaler einbringen, wird einst es als eine Lebensfrage erkennen müssen, seine Pfarrer besser zu besolden und die Brodsorge besser von ihnen fern zu halten, oder aber die schwersten Nachtheile daraus erfahren. Denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth und unter Hunger und Brodsorge hält es auf die Länge kein treuer Arbeiter aus. Daß doch die Bedeutung dieser freilich materiellen Lebensfrage im Regime so wenig nach ihrer innern Wichtigkeit erkannt wird! Aber gefährlicher als die Brodsorge ist dem Geistlichen das Zuviel. Da zeigt sich so recht der „Mammon der Ungerechtigkeit“ in seiner Verderblichkeit. Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Verweltlichung, Genußsucht, Freude am Besitz, Haschen nach Luxus, Wohlleben ziehen in das Herz des Predigers ein und

sind wahrlich keine „retraites spirituelles“ Fenelons. Er verliert unterm Wohlleben selber sein Herz an die Welt und an materielle, oder irdisch ideelle Güter, er verliert den belebenden Thau seines Priesterthums, welcher ist das volle Bewußtsein seiner eigenen Erlösungsbedürftigkeit, er verliert an die Wohlhäbigkeit das selige Heimweh, und vor allen Dingen das Verständniß der Vermittlung des entfremdeten Lebens und der Versöhnung mit Gott. Wem nemlich die eigene tägliche Predigt: „thut Buße und glaubet an das Evangelium“ ausgeht, oder in einen Buchstabendienst, in ein bloßes Wissen sich verwandelt, der kann andern Sündern auch nicht predigen: lasset euch versöhnen mit Gott. Ist es denn nicht genug erfahren worden, wie ein Leben in Wohlhäbigkeit nach und nach das Herz in seine Kreise zieht, das Verständniß für diese Welt erschließt, das für jene verschließt? Wie an dem Mammon selbst, so klebt auch an allem durch den Mammon Erworbenen, d. h. an dem Genuße solcher Güter, welche über Bedürfniß und Standesforderungen hinaus ragen, die Ungerechtigkeit. Wenn der Geistliche darum sein Leben mit einem seinen Stand überschreitenden Luxus umgiebt, wenn er sich in gesellschaftliche Genüsse stürzt, die zu seinen Amtszwecken weder in naher, noch in ferner Beziehung stehen, da ist der Geist des Geistlichen im Sterben begriffen. Und wie sein inneres Leben sich mehr und mehr dem Streben nach dem Reiche Gottes entfremdet, wie sein Herz nach und nach erkaltet, so entfremdet er sich auch dadurch dem Leben der Gemeinde. Diese will wol, daß der Geistliche ohne Sorgen soll leben können, sie will, daß er ein Scherflein übrig haben soll für die Armuth, aber Wohlleben will sie nicht. Sie entzieht dem Prediger, der solches Leben führt, bald ihr Herz und Ver=

trauen; seine Lebenskreise sind ihr fremd und zu vornehm, sie betritt nicht mit dem Vertrauen der Liebe sein Haus, das für Gastereien eingerichtet, zu glänzend für sie geworden ist, und es ist damit der eigentliche Lebensnerv zwischen Prediger und Gemeinde zerschnitten. Wer es weiß, wie schwer die unteren Stufen des Volks, wie schwer der Bauer sich entschließt, einem höher Stehenden sich und sein Herz ganz aufzuschließen, der wird diese Bemerkung nicht unpassend finden. Wäre die Diplomatie in ihrer Ausartung nicht eine Tochter des Vaters aller Lügen, so könnte man glauben, daß sie bäuerlicher Abkunft wäre und ihr Stammbaum in den Hütten wurzele. Der Bauer ist ein geborner Diplomat. Er sucht fortwährend sich und seine Zwecke zu verdecken. Beobachtet man ihn, wenn er einen Kauf oder Verkauf vorhat, so nimmt er gewiß die Miene an, als ob's ihm nicht darum zu thun sei.

Ist er Käufer, so entdeckt er an dem Gegenstande lauter Mängel; ist er Verkäufer, so hat dieser nur Vorzüge. Und dasselbe Bemühen zu verstecken, zu verdecken, übt er auf den innern Gebieten des Lebens. Bei keinem Stande hat man mehr Mühe, hinter die wirklichen, wahren Absichten zu kommen, in keinem Stande wird es dem Geistlichen mehr erschwert, die wahre Herzenslage zu ermitteln, als im Bauernstande. So lange er kann, strebt er den Schein zu retten, theils weil er zu höher Stehenden sehr schwer Vertrauen faßt, theils weil er das äußere Gericht mehr fürchtet, als das innere und ewige. Bis die Macht der Wahrheit aus dem Worte Gottes, die Macht der Trübsal, der Todesnähe, oder aber die überwältigende Macht der Liebe aus dem Glauben, welche in dem rechten Geistlichen zur Darstellung kommt, seine Verstellungskunst niederreißt, bis dahin sucht er Versteck

zu spielen. Die Ursachen hierfür liegen klar vor. Es ist die fortlaufende Geschichte von dem Feigenblatt und dem Verstecke unter den Bäumen des Gartens Eden; es ist die Sünde mit der Maske ihres Scheinlebens und Wesens. Weil die Selbstsucht des täglichen Lebens noch immer die Großmacht der Menschheit ist, weil der Mensch in Sünden noch immer sich als Selbstzweck zum Object und Subject hat, darum fehlt dem Bauern das Vertrauen, daß Andere und höher Stehende andre Zwecke, als dieselben Selbstzwecke verfolgen könnten. An eine persönliche Hingabe, an eine Opferung aus Liebe glaubt er darum nicht, weil seine Denk- und Lebenskreise ihm nicht eine derartige Erfahrung bieten, weil er gewohnt und dressirt ist, sich selbst nur als Zweck seines Lebens zu setzen und diesen Zweck am besten durch Verstecken zu erreichen glaubt. Und in dieser seiner Lebensansicht wird er befestigt durch die eisigen, fremden Kreise, welche das sogenannte vornehmere Leben zwischen sich und ihm aufbaut. Er irrt nicht, wenn er in den höheren Lebenskreisen auch die Selbstsucht als Lebensmaxime zu erblicken glaubt. Rath und That der Hülfeleistung sind vornehm und lieblos geworden, die Almosen des Wortes, oder des Werkes haben einen metallnen Klang, aber keine Liebesseele. Sie werden gegeben aus Standesrücksichten, oder als Gabe äußerlicher Rührung; aber der Geist persönlicher Hingabe, persönlicher brüderlicher Opferung, der starke Geist des Glaubens an eine gemeinsame Gliederung am Leibe Christi, diese wahrhaftige Seele jedes hülfreichen Wortes, jeder That fehlt ihnen. Man glaubt und weiß nicht mehr, daß es eine Unmöglichkeit ist, ohne volle Hingabe des eigenen Ichs an fremde Noth wirklich zu helfen. Der äußerliche Scheinleib genügt und beruhigt die

Gewissen, fremde und vornehme Formen entziehen uns das Verständniß der niedrigeren Lebenslagen und so können wir weder leiblich noch geistig recht helfen, weil wir, als Fremde, ohne wahre Liebe und volle Hingabe dem fremden Leben gegenüber stehen. Wie ganz besonders dies von dem Prediger und Seelsorger gilt, bedarf kaum der Erwähnung. Er findet Vertrauen, er kann wahre Hülfe bringen, er kann das Eis auch einer Bauernbrust lösen, wenn er mit der Macht einer hingebenden Liebe kömmt, wenn er sein Leben nicht der Genußsucht hingiebt, oder es in ein vornehmes Gewand der Form kleidet. So wie die Prediger auf Alsen lebten, gastirten und sich amüsirten, war dies aber ganz unmöglich; denn der Geistliche ward verdeckt durch den wohlhäbigen, wohllebenden Weltmenschen. Ein solches Leben mit den Collegen zu führen, war auch nur für das einfachste Amtsgewissen unmöglich. Dazu kam, daß der Bauer auf Alsen, weil er weniger sittliche Tiefe besaß, auch weniger christliche Einfalt hatte und eben darum mehr äußerliche Darstellungsgabe und Verstecktheit, als der Bauer auf dem Festlande. So entzog er sein wahres Leben gern dem Prediger und dieser entfremdete sich ihm wieder durch vornehme und luxuriöse Verweltlichung. Ja es bleibt wahr, wenn auch das Hauptleiden der ungeistliche Sinn des Geistlichen ist, so ist es doch auch ein großes Unglück, wenn derselbe der Versuchung ausgesetzt ist, immer sein Brod ohne Sorgen zu essen, oder es zu reichlich zu ernten. Meine Pfarre war die nächstkleinste auf Alsen. Dennoch trug sie 1847 bis 1200 harte Thaler. Es muß bemerkt werden, daß große Betriebskosten erforderlich waren, weil die Oekonomie ein Gesindepersonal von wenigstens sechs Personen erforderte; aber dazu kam denn

auch freie Wohnung, ein Garten von zwei bis drei Morgen, und daß alle möglichen Bedürfnisse uns ohne Geld vom Acker und Stall geliefert wurden. In demselben Jahr trug die Pfarrei in Ketting 2200, die in Schwenstrup 2300, die in Alkobüll 2700 Spezies-Thaler ein. Die Macht dieses großen metallnen Klanges war für die Collegen eine Weltmacht, in welcher ihr priesterliches Herz zu Grunde ging und als ein verweltlichtes Beamtenherz wieder erstand. Es schmerzt mich, sagen zu müssen, daß unter den zwölf Predigern Alsens nicht ein Seelsorger war, weder nach der innern Befähigung, noch nach dem äußerlichen Streben. Sie predigten, sie tauften, sie catechisirten, aber nur von dem Standpunkte eines äußerlichen Werkes und Beamtenthums, und ich fühlte mich unter ihnen isolirt und einsam. Ich war dies auch nach der Seite des Glaubens. Die Prediger Alsens waren bis auf einen, den ich wegen örtlicher Entfernung nicht näher kennen lernte, und einen jungen Mann, bei dem indessen das Evangelium von Jesu von Nazareth wegen Verweltlichung nicht zum Durchbruch kommen konnte, sämmtlich Rationalisten. Es ist jetzt in Dänemark wol auch in dieser Beziehung besser geworden. Schon damals ertönten aus Dänemark die starken Stimmen evangelischer Glaubenszeugen, wie Mau, Leth und die Brüder Böisen; schon damals ward durch den belebenden Einfluß des jetzigen Bischofs von Seeland, des Deutsch-Dänen Martensen, wie der Bildungsweg, so der Bildungsinhalt der dänischen Theologen, gläubiger und sittlicher. Die Collegen aber, welche ich auf Alsen hatte, waren alle aus der Schule des Professor Clausen, desselben, der sich als Protodemocrat, Minister und wer weiß was sonst, einen traurigen Ruf erworben hat, und der durch mehrere

Decennien einen Hegel'schen Rationalismus den Studierenden beigebracht hatte. Ich gebe hier nur Thatsachen und Beobachtungen an der Hand von Thatsachen und diese sine ira et studio in Wahrheit, und fürchte keinen irdischen Richter, wenn auch meine Wahrheit wie Messer in's Fleisch fährt.

Einer jener Geistlichen auf Alsen, bei dem jedes dritte Wort ein Fluch war, der seine Abende am Kartentisch verbrachte, übersetzte die Betrachtungen aus den Stunden der Andacht. Ein Anderer, der wegen seiner Gelehrsamkeit „der Philosoph" genannt wurde, predigte in meiner Kirche am Sonntage vor meiner Introduction über das köstliche Evangelium von Jesus und Nicodemus. Ich horchte gespannt hin und erfuhr, daß, daß die Wiedergeburt die sittliche Tugendhöhe des Menschen sei und daß die Sünde wider den heiligen Geist darin bestünde, wenn ein sittlich reiner, tugendhafter Mensch wieder in Unsittlichkeit zurückfalle. Diese entsetzlichen Definitionen machten auf mich einen so überwältigenden, schmerzlichen Eindruck, daß ich sie wol nie vergessen werde. Eine eisige Kälte durchwehte die ganze Predigt. Ja, es waren Gedanken, aber so dürr, so kahl, so kalt, so leblos und darum auch nur formell Gedanken, in der That waren es verwitterte ägyptische Mumien. Der Mann selbst hager und dürr, ohne Diction und Declamation in abgebrochenen Sätzen sprechend, war in der That selbst die verknöcherte Gestalt seiner verknöcherten Rede. Einen Dritten hörte ich eine einstündige Rede über seine verstorbene Schwiegermutter, die Wittwe eines Geistlichen, halten. Es war eine Rede ohne biblischen Text und, was noch schlimmer war, ohne christlichen Inhalt. Die Heiden Cicero und Demosthenes haben bessere und

eben so christliche Reden gehalten. Schon die Disposition, welcher ich mich noch klar erinnere, beurkundet dies. Diese lautete: die Verstorbene war erstens eine brave Tochter, zweitens eine brave Gattin, drittens eine brave Mutter — und ward so unter dem herzzerreißendsten Tugendgeläute beerdigt. In der einstündigen Rede erinnere ich mich, ein einziges Mal den Namen Gottes gehört zu haben. Derselbe Geistliche, — dennoch, wenn leider auch ohne alles christliche Leben, der beste, äußerlich tüchtigste und rechtschaffenste, — hielt im Winter 1848 unter anderen eine Predigt über den Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere, und bewies, erstens daß eigentlich kein Unterschied sei, der Unterschied zweitens indeß nur durch die Erziehung entstünde, wobei er besonders den Gebrauch der Ruthe empfahl. Diese Beispiele mögen genügen. Ich habe die herzoglichen Prediger alle gehört und keinen anders gefunden, als geschildert ist. Wer will es mir verdenken, daß ich mich unter solchen Collegen, ohne doch die Beziehungen zu ihnen ganz vermeiden zu können, vereinsamt fühlen mußte und mit Sehnsucht meiner theuren Glaubensgenossen unter den Amtsbrüdern des Festlandes gedachte? Sie aber isolirten sich auch von mir. Die einfache Glaubenspredigt, welche ich anstrebte, trennte sie und mich, und ich war um dieser willen ihnen schon unliebsam, ehe ich kam. Ich kann es nur ihrem bösen Gewissen zuschreiben, daß sie in dem, was von meinen Predigten ruchbar wurde, fortwährend persönliche Polemik fanden; denn es mir ist nie in den Sinn gekommen, etwas Anderes zu predigen, denn Christum, und eine andere Polemik zu treiben, als die wider die Sünde. Einen Beruf zum Reformator habe ich in mir nie zu finden gewagt, aber den Beruf der lautern Predigt des Wortes, der

bestimmtesten Polemik wider meine und Anderer Sünde, diesem nachzugehen, bin ich in Schwäche stets bemühet gewesen.

Daß aber das Kreuz Christi den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit ist, — diese Erfahrung wird überall zur Erscheinung kommen, wo das Kreuz gepredigt wird. Ich sollte auch hierin eigene Erfahrungen machen. Ich hatte in einer Vakanzpredigt gesagt, daß der lebendige Glaube in unsern Tagen eine seltene Erscheinung sei, daß dagegen der historische Glaube sich breit mache, daß dieser auch unter uns auf der Insel Alsen sich breit mache, in der That aber nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei. An meine rationalistischen Collegen konnte ich dabei um so weniger gedacht haben, als diese wirklich nicht einmal den historischen Glauben hatten. Aber, was sie hatten, waren Zuträger, und diese überbrachten ihnen jenen Satz mit der Entstellung, ich hätte gesagt, mein Glaube sei der lebendige, ihr Glaube der historische und todte. In einer bald darauf bei der Ordination eines jungen Geistlichen von einem Prediger auf der Insel gehaltenen sogenannten Intimations-Predigt hörte ich wunderbare Dinge, unter anderen, daß der Prediger nicht ein „Klaffertand" (wörtlich: Klapperzahn) wider seine Collegen sein müsse. Dies Wort fiel mir auf, weil es meine sprachlichen Kenntnisse erweiterte, im Uebrigen war ich unbefangen, zu wenig eingeweiht in die circulirenden Geschichten und Gerüchte, um darin eine Anwendung auf mich zu finden. In der Versammlung der Prediger, welche auf die Ordination folgte, merkte ich allerdings, daß man sich von mir zurückzog und erfuhr bald darauf, daß man am Tage vorher bei einer Collation ein Gericht über mich gehalten hatte.

Ich theilte einem der Herren einfach das Concept der Predigt mit und dämpfte so den Aufruhr. Diese eine Thatsache möge es erhärten, daß ich unter solchen Collegen mich isolirt fühlen mußte. Denn es fehlte das bindende Mittelglied, der gemeinsame Glaube und das Bekenntniß des einen Herrn.

Hierzu trat eine Differenz mehr formeller Natur. Es war eine dänisch-mechanische Amtsführung. Auch das bringt der Rationalismus im Geistlichen fertig, daß die Form seiner Amtshandlungen ledern wird. Man erkennt es an dem falschen Pathos, oder an der Hast, der gedankenlosen Tournüre, dem Plappern und vielen andern äußeren Zeichen, ob der Geist die Form beherrscht, oder diese eine leere Form nur ist. Nie hat sich mir der Mechanismus, das blos äußerliche Beamtenthum und darum die leere Form deutlicher gezeigt, als auf Alsen. Statt vieler Belege nur einen. Der Altar in meiner Kirche war von einem niedrigen Gitter eingefaßt. Als mein Vorweser einst vor den Altar treten wollte und die Gitterthür sich nicht schnell genug öffnen lassen wollte, schürzte er den Summar (Ornat) auf, sprang über das Gitter — und trat vor den Altar, um den Segen zu ertheilen. Derselbe rühmte sich, daß er in anderthalb Stunden in seiner und der eine halbe Stunde entfernten Nachbarkirche zwei Gottesdienste abhalten könne. Hiezu muß ich nun sagen, daß diese mechanische Amtsführung, diese Handwerksfertigkeit nicht blos in dem Rationalismus der Prediger wurzelte, sondern daß vielmehr der Rationalismus und die falsche Form der Amtsführung, beide in dem mechanischen Bildungswege der dänischen Theologen ihren Grund haben. Weil dieser Bildungsweg ein leerer Mechanismus war und zum Theil noch ist, darum jene beiden Erscheinungen.

Wie es an der dänischen Volksschule schon gezeigt ist, so ist auch der Bildungsweg der Theologen eine reine Operation an und für das Gedächtniß. Ich weiß, daß der Anfang gemacht ist, bessere Wege einzuschlagen, weiß daß namentlich an der Universität und in Folge dessen auch an den Gymnasien man begonnen hat, richtigere Principien zu verfolgen; aber theils gährt noch zuviel von dem alten Sauerteig, theils waren auch die Prediger, von welchen ich rede, alle noch aus der alten Schule. Es will ja die thatsächliche Unkirchlichkeit Dänemarks, es will die Erscheinung, daß — nächst München und Mecklenburg, — nirgends größere Unsittlichkeit sich zeigt, es will die traurige, oft fratzenhafte nationale Eitelkeit, der beschränkte und einseitige Gesichtskreis des sonst mit guten Kräften des Verstandes begabten Volkes, nebst vielen andern Erscheinungen am Volksleben seine Erklärung haben, und diese habe ich nur in dem Mechanismus, der Gedächtnißoperation, welche der Volksschule wie der Hochschule als Ziel vorschwebte, finden können. Es will ferner seine Erklärung haben, warum in Dänemark die Gläubigkeit der Geistlichen erst in den ersten Anfängen begriffen ist, so daß sie dort steht, wie vor 50 Jahren in den Herzogthümern, und nur leise Anfänge der Predigt des Evangeliums sich dort finden, warum es, so häufig wie sonst in keinem Lande, dort unter den Predigern Tänzer, Jäger, Kartenspieler giebt. Für alle diese Erscheinungen weiß ich die Erklärung nur in einem grundfalschen Bildungswege zu finden, der einseitig und mechanisch nur auf das Gedächtniß operirt und den formalen Zweck des äußerlichen Wissens und eines guten Examens, nicht aber den wahrer lebendiger, gläubiger Wissenschaftlichkeit anstrebt. Von der frühesten Jugend an bin ich mit

dänischen Theologen hinreichend in Berührung gekommen, habe später mich besonders dafür interessirt, über die Wege der dänischen Theologen Kunde einzuziehen, weil ich darin mit Recht den Schlüssel suchte zu den Erscheinungen des bürgerlichen wie des geistlichen Lebens. Ich kann daher nicht umhin, hiervon eine kurze Skizze zu geben.

Der Studiengang der dänischen Theologen ist nun etwa folgender. Dänemark hat eine Menge sogenannter lateinischer Schulen und eine Menge von Privatisten, die sich mit der Vorbildung junger Leute zur Universität beschäftigen. Letzteres ist dadurch möglich, daß für das Antrittsexamen zur Universität nicht sprachliche Kenntnisse, sondern nur eine Fertigkeit in dem bestimmten Pensum, das vorgeschrieben ist, gefordert wird. Man geht nemlich in Dänemark von dem Grundsatze aus, daß, wer einzelne Bücher von einem bestimmten Classiker übersetzen und interpretiren kann, auch vollständig in den Geist der Sprache dieses Classikers eingedrungen sei. So giebt es gesetzliche Vorschriften für die Zahl der Capitel, der Bücher aus Cicero, Horaz, Homer u. s. w. Die Folgen hievon sind einmal Decocte und Excerpte aus den Classikern, verstümmelte Schulausgaben, welche von Cicero z. B. nur das vorgeschriebene Pensum enthalten, und statt eines geistvollen Studiums des classischen Alterthums, ein ledernes Auswendiglernen. So werden, wenn wir uns recht erinnern, im Hebräischen nur die Psalmen und ein Prophet verlangt, weil man voraussetzt, daß wer diese Bruchstücke gelesen habe, genügend in den Geist der Sprache eingeführt sei.

Wie gestaltet sich nun bei solcher Theorie die Praxis? Die Universitäts- und Unterrichtsbehörde mag an und für sich Recht haben, wenn sie annimmt, daß wer mit Geist in

einen Theil des Ganzen eingeführt sei, auch den Geist des Ganzen begriffen habe. Sie hat aber kein Examen zu bestehen, sondern nur zu examiniren, daher stellen sich die Lehrer an den Schulen, die Privatisten und die studierende Jugend dieser Theorie entgegen. Lehrern an öffentlichen und Privatanstalten ist es zunächst nicht um den Geist der Sprache, sondern darum zu thun, daß sie mit ihren Schülern Ehre einlegen und ihr Institut in einen guten Ruf bringen; den Schülern ist es, mit wenigen Ausnahmen, — denn solche müssen gewiß angenommen werden, — noch weniger um den Geist der Sprache zu thun, sondern darum, ein gutes Examen zu machen, weil dies die nothwendige Eingangsthür zum späteren Broderwerb ist. So wird Cicero's Eleganz und sprachliche Reinheit zur Nebensache, Hauptsache dagegen wird: das Pensum, den Abschnitt aus Cicero, der im Examen gefordert wird, in das Gedächtniß aufzunehmen. Classiker und Studium werden auf diese Weise verstümmelt und das Studium zu einem Mechanismus gemacht, der Geist gewinnt weder die formale noch reale Bildung, welche allein ihn für wissenschaftliche Studien befähigt; das Wissen wird ein rein empirisches, das Gedächtniß der Hauptfactor der geistigen Thätigkeit und der Studierende giebt sich nur einer mechanischen Operation hin, welche lähmend auf alle spätere geistige Thätigkeit einwirkt. Daraus erklärt sich die Erscheinung, daß durchschnittlich ein Drittel der studirenden Jugend von Privaten für die Universität vorgebildet wird. Im Jahre 1835 z. B. hatte Dänemark 123 Abiturienten und und darunter 52, die nie eine öffentliche Schule besucht hatten. Um nicht einseitig abzuurtheilen, habe ich mir von Freunden, die selber auf der dänischen Universität gebildet, später deutsche Hoch-

schulen besucht hatten, Gutachten hierüber geben lassen und kann nicht umhin diese mitzutheilen.

„Der Hauptmangel, schreibt der Eine, dieser ganzen dänischen Bildungsweise scheint mir ein doppelter zu sein, einmal, daß kein organischer Zusammenhang zwischen den einzelnen Disciplinen sich bei den Dänen findet, und demgemäß eigentlich der Begriff und das Verständniß der Wissenschaft ihnen völlig abgeht; und zweitens, daß diesem entsprechend der Unterricht natürlich darauf ausgeht, ein gewisses Quantum disponibler Kenntnisse beizubringen. Daher wird das Gedächtniß geübt, höchstens der critische Verstand, der Geist aber nicht, und das Maaß des empirischen Wissens wird zum Maaß der Tüchtigkeit und Würdigkeit. Ich erkläre mir hieraus die Erscheinung, daß verhältnißmäßig so viele Privatisten, d. h. von einem einzelnen Manne, Prediger, Schullehrer, Adjunct, Candidat u. s. w. vorbereitete junge Leute, zur Universität abgehen und im examen artium (Antrittsexamen) gewöhnlich eben so gut bestehen, als die von den besten Schulen entlassenen Schüler, während wir nach unsern Verhältnissen die Privatisten regelmäßig für die zur Universität am wenigsten tüchtig Vorgebildeten halten werden. Wie wäre es auch möglich, daß ein einzelner Mann zur Ausbildung eines Menschen so viel austragen könnte als ein ganzes, in seinen einzelnen Theilen lebendig ineinander greifendes Lehrinstitut?

„In Dänemark geht das aber vortrefflich, weil das sich bildende selbstständige Wissen und Urtheilen nicht nur nicht gefordert, sondern, wie mir scheint, nicht einmal gewünscht wird. Für jede Wissenschaft werden nicht nur bestimmte Lehrbücher und gewisse beschränkte Pensa vorgeschrieben, sondern es wird auch zur Erlangung höherer Examensgrade in

jedem Zweige des Wissens ein umfangreiches Pensum gefordert, so daß die höhere oder geringere Reife des Candidaten nicht qualitativ geschätzt, sondern quantitativ gemessen und gewogen wird. Und dieser Mechanismus reicht bis in die höchsten Spitzen; ich weiß wenigstens, daß vor Jahren in Kopenhagen manche Manuducteure (Ammen der Wissenschaft) davon lebten, für ein bestimmtes Honorar, nach bestimmten dick- oder dünnleibigen Heften, den Examenscharakter laudabilis, Ister, haud illaudabilis, IIter, non contemnendus, IIIter Klasse, einzutrichtern. Zur Charakteristik dieser noblen Wirthschaft diene Folgendes: Der Student, welcher sich etwa dem Ende des Trienniums näherte und einen guten Charakter im Examen wollte, wandte sich an einen sogenannten Manuducteur. Dies ist eine Classe von unwissenschaftlichen Gedächtnißammen, Candidaten, welche das Examen bestanden haben und im Besitze von Heften und Vorträgen der Professoren an der Universität sind, welche letztere das Examen zu halten haben. Der Manuducteur theilt sein deutlich geschriebenes Heft in Pensa ein und seine Aufgabe ist nur, diese Pensa dem Gedächtniß der Examinanden wörtlich einzutrichtern. Bekannt mit dem innern Gange des Examens, mit der wissenschaftlichen Richtung der Professoren, weiß nun der Manuducteur das besonders einzuprägen, was für das Examen bei jedem einzelnen Examinator Noth thut. Haben diese Leute nun Glück mit ihren Manuducenden, so erlangen sie Ruf, und das Honorar für ihre Bemühung wird zu einer feststehenden Taxe, je nachdem der Student den 1sten, 2ten oder 3ten Charakter erstreben will. Die Maschinerie dieses Unwesens war in früheren Jahren so systematisch organisirt, daß mir ein Däne mit Leib und Seele, der jetzige königlich

dänische Kammerherr und Stempelverwalter A. v. Holstein, Folgendes erzählte. In den Straßen Kopenhagens begegnete ihm ein Theologe seiner Bekanntschaft, der vor dem Amtsexamen stand. Auf die Frage Holsteins: Fürchten Sie sich nicht vor dem Examen? erhält er zur Antwort: wie sollte ich mich fürchten? ich werde ja für den 1sten Character manuducirt. So war das entsetzliche Unwesen bis tief in die vierziger Jahre hinein, so wurde die Wissenschaft mißhandelt, die Tüchtigkeit mit Thalern erkauft und nach Pfunden gewogen. Das Examen ward einseitig von den Universitätslehrern abgehalten. Die wissenschaftliche Richtung dieser, ihre besondern Principien und Eigenthümlichkeiten zu erforschen, war natürlich dem Studierenden leicht, und noch leichter dem Corps der Veteranen, den zahlreichen Manuducenten, die in beständigem Verkehr mit den Professoren standen. So ward im Examen die praktische Befähigung des Examinanden und seine selbstständige wissenschaftliche Durchbildung weder erkannt, noch berücksichtigt und es war der erhaltene Character durchaus kein Maaßstab für die Gediegenheit des Mannes, während doch wiederum der gute Amtscharakter ihm die Ansprüche auf ein bedeutendes Amt eröffnete."

Ein jüngerer, sehr tüchtiger holsteinischer Geistlicher, der den größten Theil seiner Studien in Kopenhagen gemacht hatte und in jeder Beziehung ein competenter Richter war, lieferte mir folgendes Referat: „Man hat die dänische Schul- und Universitätsbildung häufig und wol nicht ohne Grund eine mechanische genannt. Ich habe freilich keine Gelegenheit gehabt, durch eigene Erfahrung damit bekannt zu werden, wie der Unterricht in den Schulen Dänemarks ertheilt wird, halte es indessen nicht für zweifelhaft, daß derselbe mehr

darauf hinarbeitet, dem Gedächtnisse eine gewisse Summe von Kenntnissen einzutrichtern, als eine allgemeine geistige Entwickelung zu fördern. Das sogenannte Examen artium, welches die von der Schule Entlassenen auf der Universität zu bestehen hatten, forderte hauptsächlich positive Kenntnisse; in demselben ein gutes Resultat zu erreichen, war das Hauptaugenmerk aller dänischen Schulen und um so leichter zu erreichen, als das Maaß des Geforderten genau begränzt und in den lateinischen und griechischen Classikern selbst die Abschnitte, in welchen die Examinanden zu Hause sein mußten, genau bestimmt waren. Es ist gewiß selten der Fall gewesen, daß man dieses Maaß überschritten hat, man hat es aber nicht versäumt, es den Schülern so lange vorzukauen, bis es auch dem schwächsten Magen, wenn auch nicht appetitlich, so doch verdaulich geworden. Das wissenschaftliche Interesse, die Anspannung und selbstständige Thätigkeit des Geistes hat dadurch nicht gefördert werden können. In den letzten Jahren (der Referent berichtete so 1851) ist das Schulwesen in Dänemark indessen wesentlich verbessert worden; so wie auch das Maturitätsexamen von der Universität nach den Schulen verlegt ist. Die hiermit erloschenen ängstlichen Rücksichten auf das examen artium mögen von wohlthätiger Wirkung gewesen sein." *)

*) Der Nutzen dieser Veränderung wird indeß noch so lange ein relativer sein, als die Lehrer an den Schulen noch die Fesseln des angelernten Schlendrians tragen, die Disciplinen noch nicht theils geistig aufgefaßt, theils in einen organischen Zusammenhang gebracht sind, die Durchbildung des ganzen Menschen, nicht bloß des Gedächtnisses, zum Ziel gesetzt und der Studiengang an der Universität nicht einer radicalen Veränderung unterworfen worden ist.

„Auf der Universität hatten nun sämmtliche Studierende das erste Jahr dieselben Vorlesungen zu hören, und am Ende eines Semesters ein Examen in der classischen Philologie, Geschichte, Psychologie, formellen Logik, Astronomie, Physik und Mathematik zu bestehen. Diese Wissenschaften bildeten den Inhalt des ersten Studienjahres, wurden mit dem Examen am Ende desselben absolvirt und waren zum Theil sehr anregend. Aber grade das Examen neutralisirte die beabsichtigte Wirkung. Die Meisten vergassen darüber die Sache selbst, dachten nicht an Aneignung durch freie geistige Thätigkeit, sondern nur an das Examen, begaben sich zu einem Manuducteur und ließen sich von einem solchen, der mit den Lieblingsideen des beikommenden Examinators vertraut war, gerade so viel eintrichtern, als für den gewünschten Charakter nothwendig war.

Ich nehme an, daß Ihnen das Manuductionswesen bekannt ist. Im Allgemeinen hielt Jeder sich für befähigt, als Manuducteur aufzutreten, der, wenn auch selbst unvollkommen in einem Fach bewandert, nur ein leserlich geschriebenes, in kleine Portionen getheiltes Heft besaß. Ein Solcher begnügte sich damit, in wöchentlichen Stunden dem Manuducenden den Inhalt des Hefts einzuprägen *). Dieses Institut war in allen Fakultäten zu Hause und mochte nun auch durch dasselbe mitunter eine nicht unbedeutende Menge positiver Kenntnisse in den Beikommenden angehäuft werden, so wurde doch jede selbstständige Forschung unterdrückt und an ein ernstes, freies, nach dem Examen fortgesetztes Stu-

*) Das Manuductionswesen, oder Unwesen, beherrschte und verderbte demnach den ganzen Studiengang.

dium war nicht zu denken. Innerhalb weniger Jahre trat in der Regel eine totale Verbauerung ein. Es ist eine Selbstfolge, daß es eine, wenn auch nicht große Zahl gab, auf welche das eben Gesagte keine Anwendung findet, die mit Liebe und Selbstständigkeit sich den Wissenschaften widmeten und die reichen Bildungsmittel, welche eine Universität und Residenz zu bieten hat, benutzten. Einen Stoß erlitt das Manuductionswesen in jüngster Zeit, als die Professoren im Examen nicht mehr in den von ihnen vorgetragenen Fächern examinirten, als mithin die Fragen und die darauf zu ertheilenden Antworten sich nicht mehr im Voraus bestimmen ließen und es nicht mehr möglich war, von dem Nachbarn zu erfahren, aus welchem Paragraphen des Lehrbuchs dieselben genommen seien, ferner durch die von Professor Clausen eingeführten Schreibübungen, durch welche die Studenten angeleitet wurden, gegebene Fragen selbstständig zu beantworten; durch Martensens Auftreten, durch welchen ein befruchtendes Element in die sterilen Geister hineingebracht zu werden schien, endlich durch die theilweise Beseitigung der lateinischen Sprache, welche bis 1836 allein herrschte: dennoch aber besteht das Manuductionswesen noch und verbreitet, wenn auch in kleineren Kreisen, seine unheilvollen Wirkungen". *)

„Jedoch die Mittelmäßigkeit der dänischen Geistlichkeit,

*) Leider werden diese sehr zweckmäßigen Verbesserungen wol noch durch den Schlendrian in den Schulen, die mangelnde organische Verbindung der Doctrinen auf der Universität, und das halbjährige Abthun einer Zahl von Wissenschaften in den zu vielen Examen, bisweilen noch neutralisirt werden müssen.

— so fährt der Berichterstatter fort, — in einer sehr bedeutenden Menge ist durch den eben flüchtig charakterisirten Bildungsgang noch nicht genügend erklärt. Was von Einzelnen gesagt ward, würde von Vielen gelten, daß nämlich, wo geistige Fähigkeit vorhanden, dieselbe sich auch unter weniger günstigen Verhältnissen entwickeln würde, zumal da auch den Aermsten in den reichen Bibliotheken die Möglichkeit gegeben ist, in und mit der Wissenschaft fortzuschreiten. Der Hauptgrund ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß diese Fähigkeit sehr Vielen abgeht, daß in Dänemark eine große Zahl mäßiger Köpfe zu dem Studium der Theologie gelangt.

Es giebt nämlich eine große Zahl lateinischer Schulen. Auch der Schullehrer auf dem Lande, auch der Handwerker in den Städten, kann mit unbedeutenden Kosten seinen Sohn die lateinische Schule besuchen lassen. Nach den Fähigkeiten frägt ein solcher selten, wol aber nach der Ehre, seinen Sohn dereinst als ehrwürdigen Pastor zu sehen. Ist derselbe endlich für die Universität dressirt, so giebt die Schule ihm ein Stipendium mit, und die Eltern können ihn als versorgt betrachten. Denn später nimmt die sogenannte Regenz — diese für ein Paar Hundert eingerichtete Studentencaserne — ihn auf, und was ihm noch fehlt, das verdient er durch Unterrichten, wenn er sich nicht etwa mit der Tochter eines bescheidenen Bürgers, bei dem er wohnte, oder an den er adressirt war, schon im ersten Jahre verlobt hat. Ab leese til Examen, og et lille Embede i Jyland — zum Examen zu gehen und ein kleines Amt in Jytland*) :

*) Leese til Examen — zum Examen, oder für dasselbe lesen — ist characteristisch und national-dänisch, weil „leese til“ so viel heißt, als: auswendig lernen.

Das ist die Losung dieser nach Brod und Familienleben schmachtenden Jünglinge. Wie kann in solchen Seelen für Kirche und Wissenschaft noch Raum übrig sein?" —

So weit der Referent. Wenige Bemerkungen können jetzt diese Schilderung zu Ende führen. Der Studiengang ist äußerlich folgender. Nach dem examen artium folgt nach einem halben Jahre das philologicum, nach einem zweiten das philosophicum. Damit sind diese Sachen ab und zur Ruhe verwiesen. Zu Ende des zweiten Jahres wird in der practischen, zu Ende des dritten in der theoretischen Theologie ein Examen abgelegt. So weit wir uns erinnern, ist dies die herkömmliche Ordnung und damit ist der Candidat fertig. Die Erleichterung des Examens und Studiums auf der einen, die Gefahr des Schlendrians, des Mechanismus und der Verflachung auf der andern Seite wird keinem Sachkundigen verborgen bleiben. Dadurch, daß jede Wissenschaft ihre bestimmt zugemessene Zeit hat, und dann für alle Zeiten beseitigt ist, nachdem das Examen bestanden ist, dadurch wird die Wissenschaft zu einem Pensum und ihr Geist zu einer Sanduhr, die nur einmal gefüllt wird. Ich halte unter solchen Umständen eine geistige Verarbeitung und Aneignung des Stoffes für so gefährdet, daß sie nur von wenigen Begabten errungen wird, die größere Hälfte der Studierenden aber es nicht weiter, als zu einer ganz gewöhnlichen Dressur bringt. Für das Examen studieren, nur den Begriff des Brodstudiums in sich tragen, darum das Gedächtniß martern und befrachten, das ist es, was diese Leute sich als Lebensaufgabe stellen. Es ist das ein Verhängniß für Dänemark, daß bei dem Studium das Examen und nur das Examen in den Vordergrund gestellt ist, und das arme dänische Volk muß es

büßen, muß die mangelhafte staatliche Gesetzgebung und die Miethlingsschaft der sogenannten Jünger der Wissenschaft entgelten, denn die Theologen tragen als Geistliche, als Lehrer an Gymnasien, Schulen, Seminarien, als Catecheten — d. h. Hülfslehrer und Lehrer an Bürgerschulen — diese Verflachung, diese mechanische Operation des Gedächtnisses, genug die ganze unwissenschaftliche Einseitigkeit unter das Volk, und so gewiß, wie die dänische Nation auf niedriger Stufe der Sittlichkeit steht, so gewiß wie sie einseitig und eitel ist, so gewiß ist es auch, daß die Theologen allein die Schuld davon tragen. Um diese letzteren schließlich völlig zu verderben und ihnen das Examen zur einigen alleinigen Hauptsache zu machen, kömmt nun noch folgendes hinzu. In Dänemark sind alle Predigerstellen normirt und nach den drei Examensgraden in Classen gebracht, und es soll nur der entsprechende Amtsgrad auf eine Beamtung, welche zu dieser Kategorie gehört, Anspruch machen können. Dabei tritt indessen nicht selten eine wunderbare Abnormität ein. In Dänemark ist die dänische Kanzelei, die oberste Administrationsbehörde des Landes, befugt, durch einen nachfolgenden legislativen Act einen Candidaten, ohne weitere Prüfung, Examen u. s. w. vom dritten auf den ersten Character zu erheben. Dänemark hat nämlich viele Patronate, denen die Befugniß zusteht, für die Pfarreien auf ihren Gütern die Prediger zu vociren. Gelingt es nun einem Candidaten durch Connexionen, zu einer Patronatspfarre vocirt zu werden, welche in eine höhere Rangklasse gehört, so supplicirt der Gutsherr für ihn und die Kanzelei supplirt die fehlenden Examensgrade. So geschah es mit dem Pastor Krogh-Mejer zu Ulkebüll auf Alsen. Aus Pietät gegen den Vater

desselben, welcher der Lehrer des Herzogs von Augustenburg gewesen war, aus Wohlwollen gegen den Sohn, der ein Jugendgespiele des Herzogs gewesen war, wurde dieser Krogh-Mejer, der nur den dritten Charakter erhalten hatte, für Ulkebüll, eine Pfarrei ersten Grades, ernannt und die Kanzelei supplirte die fehlenden zwei Examensgrade. Es ist das die wunderbarste Auslegung des Sprichworts: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand — durch den Examenscharacter erwirbt man nicht das Amt, sondern umgekehrt durch dieses jenen. Es ist dies eine so wunderbare Abnormität, daß ich bezweifle, ob in der weiten Welt sich etwas Aehnliches findet.

So war die Bildungsschule, durch welche meine dänischen Collegen gegangen waren. Es ist bereits gesagt, daß der selbstständige, tüchtige Geist auch die deprimirende Fessel der wunderlichen mechanischen Form abzustreifen im Stande ist, daß namentlich der Theologie mit Hülfe des Geistes aus dem Glauben sich ihrer zu entledigen im Stande ist. Daß aber die dänischen Theologen, namentlich die Schüler des Heros der Democratie und des Rationalismus Clausen, selten die Windeln dieses geistlosen Formalismus abstreifen, das beweist das nur sehr sporadische Vorkommen der gläubigen Predigt in Dänemark, das bewiesen meine dänischen Collegen selbst. Durch sie zunächst bin ich zu Betrachtungen über die Verschiedenheit des deutschen und des dänischen Geistes geführt worden. Es bestehen zwischen beiden nicht peripherische, sondern diametrale Unterschiede. Es ist das anders gebildete, und das anders gestaltete Leben in seiner Entwicklung, das sich wie zwei verschiedene Pole entgegengesetzt ist. Die gesammte dänische Nationalität ruht nicht in

der Verwandtschaft des gemeinsamen germanischen Ursprungs, sondern in der concret-nationalsten Differenz. Nach langer, fast sclavischer Abhängigkeit von Deutschland in Beziehung auf alle inneren und äußeren Lebensentfaltungen, nachdem Dänemark noch im vorigen Jahrhundert Wissenschaft, Kunst, Moden, Geschmack und was weiter, nicht aus sich, sondern in trauriger Nachäfferei nur aus Deutschland holen zu können geglaubt hatte, und seine eingeboren Talente und Begabungen sündlich verachtete, sobald sie nicht den deutschen Stempel trugen; nachdem es seine Staatsmänner, Gelehrten, Theologen, Krieger fast alle aus Deutschland bezogen hatte, nachdem in der eigenen Hauptstadt des dänischen Landes und am Hofe des Königs es für eine Schande war gehalten worden, sich der dänischen Muttersprache zu bedienen und nicht deutsch zu sprechen — hat die spät, aber entsetzlich einseitig erwachte nationale Eitelkeit den feindseligsten Gegensatz gegen jedes deutsche Element in das Volk geworfen. In meiner streng und nur lutherischen Heimath heißt das Wort: du bist katholisch — so viel als: du bist verrückt. In Dänemark ist das Wort: Tydsker (ein Deutscher) fast gleichbedeutend mit Windbeutel. Wie in Deutschland nach dem langen Schlafe in französischer Wiege das Selbstbewußtsein sich in tüchtiger Reaction gegen Franzosenthum kund gab, so ist in Dänemark, obwol dies ganz und gar auf deutscher Lebensentwickelung ruht, eine radicale Opposition gegen Deutschthum entstanden. Daß diese, sobald sie ein nationales Gepräge annahm, durch die Kleinheit der Nation und die nothwendige insularische Einseitigkeit veranlaßt, eine gehässige Form annehmen mußte, war nothwendig. Und in der That ist jetzt ein blinder Haß gegen alles Deutsche, der bewußteste

Besitzstand der dänischen Nation, und dieser wird den Kindern mit der Muttermilch eingetrichtert. Im gänzlichen Verkommen der Wahrheit, daß Dänemark Religion, Reformation, Wissenschaft, Kunst, aus Deutschland erhalten hat, soll jedes Erzeugniß auf jedem Lebensgebiete dermalen jetzt originell dänisch sein. So einseitig wie es sein würde, den Dänen alle geistige Tüchtigkeit und Kraft abzusprechen, und bei den Namen Holberg, Oelenschläger, Thorwaldsen, Oerstedt ohne vollste Anerkennung zu bleiben, so einseitig ist es, wenn Dänemark in schnöder Undankbarkeit gegen Vergangenheit und Gegenwart Deutschland und deutsche Tiefe als seinen innern Lebensquell verleugnet. Es ist nicht abzusehen, was aus Dänemark endlich werden soll. Geographisch, politisch und national hat es für die Dauer keine Lebensfähigkeit. Es muß entweder Deutschland oder Scandinavien zur Beute werden und seine einzige Rettung vom staatlichen Untergange wäre der Anschluß an Germanien. Aber wie es jetzt um die nationale Stimmung steht, wird das dänische Volk sich eher dem sonst gehaßten Schweden in die Arme werfen, zu dem es durch Jahrhunderte in den blutigsten Fehden gestanden hat, als Deutschland; denn jene Eingliederung würde wenigstens die nationale Eitelkeit nur nach der Machtseite, nicht zugleich nach der Seite des Seins und der Lebensentfaltung aufhebend verletzen.

Obwol Söhne des Herzogthums Schleswig, waren meine Collegen doch durch ihren Studiengang naturalisirte Dänen, hatten alle geschilderten Eigenthümlichkeiten der dänischen Nation angenommen und weder nach der Seite des Glaubens noch nach der Seite der Lebensentwickelung gab es zwischen ihnen und mir Anknüpfungspunkte. Ich war ihnen mit

meinen deutschen Elementen eine persona ingrata und dies um so mehr, als sie Träger einer politischen Tendenz waren, der ich zwar äußerlich passiv, aber doch, wie sie wußten, diametral entgegen stand. Ich habe in der Schilderung der Friedensjahre im ersten Pfarramte es bereits angedeutet, daß die politischen Trübungen, die nationale dänische Erregtheit, die Vexationen der dänischen Propaganda (einer Gesellschaft zur Verbreitung der dänischen Gesinnung durch Haß gegen alles Deutsche) bereits angefangen hatten, uns das Leben zu trüben, aber auch nur zu trüben. Hier auf Alsen jedoch stand es anders. Hier waren die Kämpfe bereits im vollsten Maaße entbrannt, hier standen die Parteien sich mit der gehässigsten Feindseligkeit gegenüber, hier war das Volks- und Gemeindeleben bereits von politischem Geifer inficirt. Wenn ich sage, daß ich bei meinen Hausbesuchen in der neuen Gemeinde an der Art der Aufnahme, an dem Gruß der Leute es merken konnte, ob sie deutsch, oder dänisch gesinnt waren, so ist damit die politische Inficirung des Volkes geschildert. Hinzufügen muß ich indeß, daß ich es doch noch erlebte, von Deutsch- und von Dänischgesinnten gleich freundlich begrüßt zu werden, nachdem ihnen das Verständniß aufgegangen war, daß mein Dienst zunächst einem Könige gehöre, deß Reich nicht von dieser Welt. Aber so stand es, und die Träger dieser politischen Gährung waren die Prediger. Das kleine Alsen hatte Bauern, Pächter, aber wenig intelligente Kräfte in seiner Mitte. Die Civilbeamten waren zum Theil von deutscher Bildung und Gesinnung. Die Träger der national dänischen Politik konnten daher nur die Prediger und Lehrer sein, an deren Spitze sich der dänische Bischof Tetens stellte. Und sie waren es. Sie waren

treue und eifrige Diener der Propaganda; sie schürten die Gluth bis zur Flamme und ich kann nur mit Bedauern sagen: Hätten sie statt dänischer Politik die Politik des Reiches Gottes mit Ernst und Treue getrieben, Alsen würde dann nicht bloß äußerlich ein Garten Gottes gewesen sein. Um aber ihre Haltung, ihre politischen Umtriebe genügend zu erklären, muß ich hier ganz besonders zu der Person

des Herzogs von Augustenburg

hintreten.

Christian August, Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Neffe des Königs Friedrich VI. und Schwager König Christians VIII., das Haupt der jüngeren königlichen Linie und Erbe der Herzogthümer Schleswig und Holstein, sobald in Dänemark der Mannsstamm Friedrich III. ausgestorben sein würde, residirte bekanntlich auf Augustenburg, dem lieblichen Stammsitz seiner Väter, fast inmitten der Insel Alsen und des großen ererbten Gütercomplexes.

Augustenburg, Schloß und Ort, belegen an einem sanften Hügel, der eine Bucht der Ostsee einfaßte, wird an lieblicher Naturschönheit nicht leicht von irgend einem fürstlichen Sitze übertroffen werden. Das große Schloß ward von einem ungeheuren Park begrenzt, wo weite Rasen und mehr wie hundertjährige Eichen und alte Linden ihre Blätterkronen wie breite Laubdächer ausbreiteten. Durch das Grün der Bäume schimmerte die Ostsee, breite Alleen gewährten eine köstliche Fernsicht und die lieblichsten Spaziergänge, kurz es war ein Fürstensitz von seltener Schönheit. Was aber besonders das Herz erquickte, war nicht die Schönheit der Natur, es war die Erkenntniß, daß in diesem schönen Schlosse eine glückliche,

durch Liebe, Innigkeit und bürgerliche Tugenden glückliche fürstliche Familie wohnte. Es ist leider nicht Sprachgebrauch von fürstlichem, sondern nur von bürgerlichem Familienglück zu sprechen; hier aber war eine fürstliche Familie so bürgerlich glücklich, daß manche bürgerliche Familie davor erröthen könnte. Die erlauchte Gemahlin des Herzogs, eine geborne Gräfin Danneskjold-Samsöe, eine Dame von fast zu großer Gemüthsfülle, war keine Wahl der Convenienz, sondern der Neigung. Fünf fürstliche Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, waren dieser Ehe entsprossen. Der Herzog von Augustenburg ist viel gekannt und viel beurtheilt worden. Seine politischen Gegner, die Dänen, haben ihm alle möglichen Schlechtigkeiten angedichtet. Ich habe in den bald folgenden Zeiten des Kampfes erlebt, daß von dänischen Beamten Schand-Bilder, welche den Herzog unter einem Galgen, einen Strick um den Hals und mit der Unterschrift: „der deutsche Verräther", gratis an die Bevölkerung Alsens vertheilt wurden: aber die Gediegenheit seines Geistes, die hohe Rechtlichkeit seines Charakters wagten auch seine bittersten Feinde nicht anzutasten. Wenn man den Herzog in größeren Kreisen sah, welche er öfter um sich versammelte, so erkannte man an Haltung und Benehmen den geborenen Fürsten; verkehrte man mit ihm, so ward man von der Klarheit seines practischen Verstandes, von seiner großen geistigen Bildung und der tiefen Rechtlichkeit seines Sinnes erfüllt; sah man ihn im Familienkreise, so fühlte man sich von seiner Innigkeit als Gatte und Vater tief erquickt und gewann die diesem, sonst im Auftreten äußerlich kalten und starren Manne nothwendige Ergänzung der Innigkeit und damit den eigentlichen Schlüssel zu seinem ganzen Wesen. Ich bin

ohne Sympathien, ja mit Antipathien im Herzen dem Herzog genahet, und es ist zunächst sein Auftreten als Gatte und Vater, welches meine Antipathie in Verehrung verwandelt hat. Das Haus und die Familie, nicht das öffentliche Leben, sind der Probierstein des Gatten und Vaters; wer ein liebendes ethisches Haupt eines Hauses, einer Familie ist, dem werden auch die bürgerlichen Tugenden nicht entstehen.

Der Herzog von Augustenburg, als dynastisch berechtigter Erbe und zugleich Träger der Rechte der deutschen Herzogthümer, war und ist zugleich der Erbe vielen Unrechts von Seiten des mächtigeren, älteren Zweiges, der den dänischen Königsstuhl inne hatte. Friedrich III. hatte 1660 mit Hülfe des dänischen Volkes und der Prälaten im Kampfe wider die Oligarchie die constitutionelle dänische Monarchie in einen absoluten Staat verwandelt und zugleich, in falscher Vorsorge für seine Familie, statt des Wahlstatuts ein Erbstatut durch das Königsgesetz von 1665 eingeführt, wonach in Dänemark auch der Weiberstamm erbberechtigt war. Dies Königsgesetz konnte nicht und war nie in den Herzogthümern als Erbstatut eingeführt und daher ruheten die Erbrechte des Herzogs an diese, auf dem alten Grundgesetz von 1460. Als nun die Gefahr des Aussterbens der älteren königlichen Linie näher trat, da begannen auch die vielfachen Leiden der jüngeren Linie. Der Vater des Herzogs, der Schwager des regierenden Königs, war unter diesen Kämpfen im Jahre 1814 gestorben und hatte seinen Söhnen in seinem Testament die Mahnung hinterlassen „die Rechte und Ansprüche, welche ihre Abkunft ihnen gebe, mit männlicher Festigkeit, aber ohne Verletzung der Gerechtigkeit, der Ehre und der Pflicht zu behaupten". In diesen Worten liegt nicht allein die Cha-

rakteristik des Verfahrens des Herzogs, sondern auch seiner Persönlichkeit. Männliche Festigkeit, eine strenge, fast starre Gerechtigkeit, aber ohne Verletzung der Ehre und Pflicht, waren die Grundzüge und Grundsätze, nach welchen der Herzog handelte. Er war ein deutscher Fürst von deutscher Bildung und Gesinnung. Er wollte kein Recht, auf das er kein Recht hatte. Es hätte in seiner Macht gestanden, sich mit Dänemark zu versöhnen und als Sohn einer dänischen Königstochter, sich oder seinen Söhnen durch Adoption die Anwartschaft auf den Königsthron zugleich mit der Krone der Herzogthümer zu erwerben. Die ganze dänische Nation würde ihn mit Jubel aufgenommen haben, weil damit die Lebensgefahr einer Trennung der durch Personalunion verbundenen Staaten abgewendet worden wäre. Mitten in der höchsten Erbitterung des folgenden Kampfes, sagte mir der dänische Oberauditeur Dornies: „welch ein Mann wäre der Herzog von Augustenburg geworden, wenn er sich zu uns gehalten hätte, die ganze Nation würde ihn auf den Händen getragen haben!" Der Herzog konnte nicht und wollte nicht. Er konnte nicht, weil in Dänemark die weibliche Linie blühete und allein dort erbberechtigt war; er wollte nicht, weil er nur sein deutsches Recht wollte und mit seiner Bildung, seinem Herzen, seiner ganzen Lebensentwickelung ein durch und durch deutscher Fürst war. Die jetzt unterdrückten Rechte seines Hauses können nie ersterben, und wenn es eines Commentars zu ihrer Erläuterung bedürfte, was bei einem so sonnenklaren Rechte nicht der Fall ist, die Leiden, welchen dies jüngere fürstliche Haus durch die ältere Linie ausgesetzt gewesen ist, würden diesen Commentar mit unauslöschlichen Schriftzügen schreiben. Der Herzog von Augustenburg, Neffe,

Schwager und Onkel von dänischen Königen, ist durch diese aus seinen Besitzungen verdrängt, an seinen ererbten fürstlichen Rechten gekränkt, und die nächsten Blutsbande haben weder das Unrecht abwehren, noch das Recht schützen können. Denn wenn das Erbrecht der älteren Linie auch im Weiberstamme auf die Herzogthümer nicht rechtlich in Frage stand und existent war, wozu dann die Bemühungen während eines halben Jahrhunderts, die jüngere fürstliche Linie mit ihrem Erbrecht entweder durch Adoption in die ältere zu verpflanzen, oder durch Gewalt auszustoßen? Ein blutiger Krieg hat die Rechte, wie der Herzogthümer so ihrer Dynastie, zurückgedrängt und zeitweilig unterdrückt; nimmer aber sie verlöscht und vernichtet. Denn ein Recht, das Gott gegeben und durch Jahrhunderte erhalten hat, das verwischt kein Londoner Protokoll, das ist versiegelt mit der Unterschrift desselben Gottes, der es gegeben hat, und im Protokolle der gerechten Vorsehung da lautet es: „Recht muß Recht bleiben, dem fallen endlich alle frommen Herzen zu.“ Ps. 94. 13. Die jüngere Dynastie des Herzogs wird noch einst die Herzogskrone in den Herzogthümern tragen.

In einer Zeit, wo diese erbitterten Kämpfe vor ihrem nahen blutigen Ausbruch standen, lernte ich den Herzog kennen. Die Bitterkeiten derselben gipfelten bereits. Der königliche Schwager des Herzogs, Christian VIII., war seinem Lebensende nahe. Ein alternder Bruder und ein Sohn, der in zwei Ehen, die darum beide wieder gelöst worden waren, keine Kinder gezeugt hatte, waren die einzigen Stützen des verlöschenden Mannsstammes. Der König theilte mit voller dänischer Empfindung die Sorge der dänischen Nation, daß in naher Zukunft die Herzogthümer von Dänemark abgelöst sein wür-

den. Es geschah darum viel Menschliches, es ward dem lieben Gott viel ins Handwerk gegriffen, und die nächste Folge davon war Entfremdung, Erbitterung der Fürsten einerseits u nd der Nationen andererseits. Es war nicht zu verwundern, daß die Persönlichkeit des Herzogs, als des schwächeren und leidenden Theiles, Dem, der ferner stand, in oft starker, herber Fassung entgegentrat. Ich habe in dem Herzoge die Klarheit und Energie des Geistes, das ausgeprägteste Rechtsbewußtsein, die umfassendste Rechtskenntniß und politisch historische Bildung vorgefunden und als Schmuck dieser Eigenschaften eine freilich gewöhnlich verborgene, aber um so tiefer begründete Innigkeit des Gemüths. Der Herzog wollte eher sein Leben als sein Recht opfern, aber eben so heilig war ihm auch fremdes Recht. Der Herzog forderte Treue von seinen Umgebungen, aber eben so sehr gab er sich in Treue hin und es ist ihm oft zum entschiedensten Nachtheil geworden, daß er die Unfähigkeit Einzelner, aus Glauben an ihre erprobte persönliche Treue, nicht einsehen konnte.

Bis zum Jahre 1840 lebte der Herzog in Frieden. Im Besitz reicher Revenüen, geehrt und geliebt von seinen Gutsuntergehörigen, glücklich durch Liebe in seiner Familie, Träger hoher dynastischer Berechtigungen, war der Herzog gewiß glücklich zu nennen. Tiefe Sittlichkeit war das Gepräge dieses fürstlichen Hauses. Ein religiöser Sinn ging von der fürstlichen Gemahlin aus, und die religiöse Durchbildung der fürstlichen Kinder war des Herzogs erklärter Wille. Der Herzog ist oft wegen aufbrausender Heftigkeit angeklagt und öfter hat er durch einen vermeintlich starren Rechtssinn verletzt. Wohl, der Herzog war sehr aufbrausend und sein Rechtssinn nahm oft eine starre Form an. Aber er ehrte auch, wie es

selten geschieht, das Recht Anderer und heilte die geschlagenen Wunden durch große Güte. Daß seine vielen Beamten und Bediensteten ihm mit großer Treue anhingen, daß Jeder der ihm näher trat, Achtung und Liebe zu ihm gewann, waren wol, selbst abgesehen von der Innigkeit des fürstlichen Familienlebens, Bürgschaften nicht bloß für ein rechtschaffenes, sondern für ein liebereiches Herz in der herzoglichen Brust. Ich muß hier meine eigenen Erfahrungen reden lassen. Bis mit der Thronbesteigung Christian VIII. im Jahre 1840 die Nationalitäten in die gehässigsten Kämpfe geriethen, bis die Wühlereien der propagandistischen Dänen den Grund und Boden unter den Füßen des Herzogs unterhöhlten, lebte dieser mit allen seinen Gutsuntergebenen im tiefsten Frieden. Es war ein wahrhaft väterliches Verhältniß. Wollte ein Bauer seinem Sohne die Hufe überlassen und sich zurückziehen auf ein Altentheil, so ward erst wol im näheren Familienrathe über das pretium berathen, wofür der Annehmer die Hufe anzutreten habe und waren etwa auf der Seite des Ablassers oder des Annehmers Bedenklichkeiten, so hieß es: wir müssen den Herzog fragen. Vater und Sohn erschienen dann bei dem Herzoge, trugen ihm die Sache vor und gingen in Frieden und zufriedengestellt nach Hause. Bis zum Jahr 1840 kam auf Alsen kein Proceß, kein Streit vor zwischen dem Herzog als Gutsherrn und den Bauern als Gutsuntergehörigen. Wie diese die Strenge ihres Herzogs kannten, so waren sie auch von der strengen Gerechtigkeit desselben überzeugt und hatten zu dieser das unbedingteste Vertrauen. Genug, das Verhältniß war ein friedliches und patriarchalisch schönes, bis es durch die politischen Umtriebe der Dänen und zunächst der Geistlichkeit auf Alsen gestört wurde. Jenes

Verhältniß fester zu begründen, dazu trugen außer den genannten ethischen Eigenschaften des Herzogs auch vorzüglich die vielen Wohlthaten bei, welche seine, und besonders die Hand seiner fürstlichen Gemahlin spendete. Auf Alsen war neben dem Reichthum und der allgemeinen Wohlhabenheit recht viele Armuth. Diese ging mit ihrer Bedürftigkeit immer nach Augustenburg. Dort in der Halle des Schlosses konnte man am Sonntage nach dem Gottesdienste immer eine Schaar von Dürftigen aufgestellt finden.

Und immer kam die Herzogin, gewöhnlich auch der Herzog herunter zu den Armen, hörte und prüfte die Klagen und gewährte, wo diese begründet waren und eine Bescheinigung des betreffenden Predigers vorlag, immer Hülfe. So sind im Monate Februar des Jahres 1848 an dürftige Glieder meiner Gemeinde, denen ich ein Attestat gegeben hatte, 40 Spec. (60 Thaler Pr.) ausgetheilt worden. Zudem gewährte der Herzog zwei Dritttheilen der Armen meiner Gemeinde freie Feuerung aus seinen Wäldern, eben so vielen freien Arztlohn und freie Arzenei. Aehnliches that der wohlthätige Fürst allen Gemeinden seines Districts, ja auch über seinen District hinaus. Die Herzogin ließ in meine Hände eine Menge Blanquets niederlegen, worin ich nur den Namen einzuschreiben und zu unterschreiben hatte, dann konnten die Betreffenden von einem benachbarten herzoglichen Hofe ein bestimmtes Quantum Lebensmittel holen. So war die registrirte Wohlthätigkeit; wie viel an nicht registrirter geschahe, darüber wird anderswo Buch geführt worden sein. Ich breche hier ab, obwol noch viel zu erzählen wäre, namentlich davon wie auch in den Tagen schwerster Heimsuchung, welche den Herzog trafen, neben einer wunderbaren Seelenstärke des fürstlichen Gemüths,

das nicht nur das Recht, sondern auch das Leiden für das Recht wie ein gewappneter Mann ertrug, die Treue gegen seine treuen Diener in seinem Herzen lebte und unter eigenen schweren Sorgen von ihnen die Sorge fern hielt. Nur einen Zug mögte ich noch erzählen. Ein junger Revierjäger in meiner Gemeinde stieg auf der Jagd über einen Zaun und hatte die geladene Doppelflinte unten hingesetzt. Oben stehend bückt er sich und legt die Hand auf die Mündung des Rohrs, um die Flinte nach zu heben. Ein Zweig des Gebüsches zieht den Hahn auf, die Flinte geht los und der ganze Schuß geht durch den Arm, oben über der Handwurzel. Er erhielt bald Hülfe und ward in sein Logis gebracht, dorthin sandte der Herzog sofort seinen Leibarzt, bestellte und bezahlte einen Krankenpfleger, bezahlte Arzenei und Beköstigung und ließ Alles thun, was geschehen konnte. Der Arm ward geheilt, die Finger aber lagen krumm und steif in der Hand und der junge Mann schien für die Zeit seines Lebens ein Krüppel bleiben zu müssen. Da ließ ihn der Herzog nach Augustenburg kommen, untersuchte selbst den Zustand der kranken Hand, gab ihn dort in Logis und Beköstigung und verordnete, wie die kranke Hand sollte behandelt werden. Der junge Mann genas vollkommen. Ich habe diesen einen Zug nur darum angeführt, um die persönliche liebevolle Hingabe des Herzogs an seine Untergebenen darzulegen. Sollte wol, wo eine solche sich fand, wo Jeder offenen Zugang zu einer liebevollen und hülfreichen Theilnahme fand, der Grund zu der spätern Zerrissenheit dieser schönen Verhältnisse, wie es die Gegner gethan haben, allein in der Person des Herzogs, in seiner Strenge und seinem starren Rechtssinne zu suchen gewesen sein? Ich wiederhole, daß eine starke Liebe zur Gerechtigkeit der Diamant war in der Brust dieses Für-

sten, und daß ich mit Antipathien zu ihm herangetreten bin, durch ihn selbst aber zur Achtung und Hingebung gezwungen worden bin.

Wenn ich aber daran denke, wie sich eben vor dem Kriege und bei dessen Anfang die Verhältnisse gestaltet hatten, so erfüllt mich das mit tiefem Schmerz. Mistrauen und gehässige Bitterkeit herrschten auf Alsen; in zwei feindliche Feldlager waren die Parteien gespalten; Undank und Verfolgungssucht wucherten, und wenn auch viele treue Herzen dem Herzog ergeben blieben, viele, um die er es wahrlich nicht verdient hatte, fielen von ihm ab und traten auf die Seite seiner bittersten Feinde. Es war ein Kampf finsterer dämonischer Mächte. Es war, wie in Nordschleswig überhaupt, so auf Alsen besonders so weit gekommen, daß die politischen Leidenschaften selbst die Blutsbande zerrissen und der Sohn wider den eigenen Vater stritt. Von den Gegnern des Herzogs wurden gewöhnlich zwei Verhältnisse benutzt, um diesen bei dem Volke als einen herrschsüchtigen Tyrannen zu schildern. Der Herzog war ein eifriger Jäger und liebte darum einen guten Wildstand. Ich weiß aus seinem eigenen Munde, daß er Befehl gegeben hatte, jeden Wildschaden den Betheiligten vollständig zn ersetzen. Es ist möglich, daß seine Beamten, welche die Liebhaberei ihres Herrn kannten, bei der Taxation des Schadens nicht immer mit der nöthigen Unparteiligkeit verfahren sind; mit dem Willen der Herzogs geschah dies nicht. Genug, dies und die täglichen Treibjagden in der Jagdzeit, bei welchen die Bauern verpflichtet waren, Frohndienste zu leisten, war ein willkommner Zündstoff, den die dänischen Gegner des Herzogs immer gebrauchten, um ihre gehässige Saat auszustreuen. Eine andere Handhabe bot der

dänischen Agitation das Verhältniß der Gutsbauern zu ihrem fürstlichen Gutsherrn. Als im vorigen Jahrhundert in Dänemark wie in den Herzogthümern die Sclaverei der Leibeigenschaft abgeschafft ward, nach welcher die Bauern, wie es noch in Rußland geschieht, wie eine Waare verhandelt werden konnten, wurden auch auf den Gütern auf Alsen, die Leibeignen in Erbpächter verwandelt, und befanden sich viel besser dabei als in dem nahen Dänemark, wo sie größtentheils noch Zeitpächter sind und es von der Willkür des Gutsherrn abhängt, ob er die Familie des verstorbenen Zeitpächters will auf dem Hofe bleiben lassen, oder nicht. Stirbt z. B. in Dänemark ein Zeitpächter, gleich nachdem er den Contract mit dem Gutsherrn vollzogen und den Canon von etwa 5000 Thalern bezahlt hat, so hat der Gutsherr das Recht, sofort einen neuen Contrahenten zu suchen und thut Dies oft, ohne daß der Familie des Verstorbenen irgend welcher Regreß an das verlorne Capital zusteht. Die Bauern auf Alsen waren Erbpächter und die Hufe vererbte von Vater auf Sohn. Sie hatten nur einen mäßigen Canon jährlich zu entrichten, und bei einem sonst völlig freien Besitz, Hof- und Spanndienste auf den Gütern des Herzogs zu leisten. Daß in diesen Verhältnissen nicht der Grund zu der gehässigen Aufwiegelung gegen den Herzog gegeben war, ist jedem unparteiischen Beurtheiler leicht klar geworden, der das Wohlbefinden der herzoglichen Bauern kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Am allerwenigsten durfte diese Agitation von Dänemark kommen, wo die bäuerlichen Verhältnisse viel ungünstiger waren als auf Alsen. Dennoch aber wurden diese Verhältnisse fort und fort von den dänischen Agitatoren benutzt und

fanden bei vielen Bauern, grade weil diese es unter dem fürstlichen Regime zu gut hatten, einen fruchtbaren Boden. Ueber die armen Verleiteten, welche es als eine verdiente Strafe erreicht haben, dänisch incorporirt zu werden, ist später die gerechte Strafe des Himmels gekommen und mit bittrer Reue rufen sie jetzt den früheren Herren und die früheren Verhältnisse wieder zurück. Gott wird aber schwerlich die verdiente Strafe für ihre feige Gesinnungslosigkeit, ihre Untreue am Herzog und am eigentlichen Vaterlande sobald von ihnen nehmen, und es ist wol nur zu gewiß, daß sie und alle untreue Söhne des Herzogthums, welche durch Verrath am heiligen Landesrecht dazu beigetragen haben, die theure Heimath dänisch zu machen, wie einst Israel, jetzt in dänischer Wüste leben müssen und sterben werden. Und leider kann nur gesagt werden: wie die Saat, so die Ernte.

Also in jenen Verhältnissen war nicht der Grund zu der feindseligen Agitation gegeben: Dieser lag tiefer. Das bereits berührte gefürchtete Aussterben des Mannsstammes in Dänemark, die dann rechtlich eintretende Trennung der Herzogthümer von Dänemark, die Unmöglichkeit für Dänemark, als Staat in bisheriger Weise zu bestehen nach eingetretener Trennung, dies waren die eigentlich tieferen Gründe. Dazu kam nun noch der deutsche Sinn des in den Herzogthümern erbberechtigten Fürsten, der es verschmähete, um die dänische Krone zu buhlen, der nicht für eine Königskrone die Rechte der Herzogthümer, durch Verschmelzung dieser mit dem Königreiche, opfern, der nichts wollte als sein und der Lande deutsches Recht, und deshalb allen Bemühungen, allen hohen und niedern Verlockungen unzugänglich blieb. Alle Hoffnungen der Dänen brachen sich an dem starren Rechtssinn des

Herzogs, an seiner Bereitwilligkeit, Alles, nur nicht deutsches Recht, deutsche Ehre und Pflicht zu opfern, und daher vereinigten sich die Wasser dänischer Furcht und dänischer Ungerechtigkeit zu einer Fluth des Hasses und der widerwärtigsten Agitation wider deutsches Fürsten- und Landesrecht. Den sie nicht bestechen und gewinnen konnten, den mußten sie bekämpfen und zu verderben suchen. Es ist in den Blättern der Specialgeschichte jener Jahre verzeichnet und Jedem, der diese Jahre durchlebte, bekannt, was von dänischer Seite geschah, um die Rechte der Lande und ihres Fürsten zu untergraben; es ist in Staatsacten und mit unauslöschlichen Schriftzügen in blutende deutsche Herzen eingeschrieben. Ich erwähne hier nur der Organisation der dänischen Propaganda, einer gegliederten Gesellschaft zu dem Zwecke, der dänischen Nationalität in Nordschleswig besondern Eingang zu verschaffen. Diese Propaganda datirte bereits vom Jahre 1836, hatte 1837 über 4000 Mitglieder, die alle unter der offen ausgesprochenen Absicht kämpften, Schleswig dänisch zu machen und in Dänemark zu incorporiren.

Bereits im Jahre 1842 wurden von allen Mitgliedern dieser Propaganda jährliche Geldbeiträge geleistet für die Zwecke derselben. Diese suchte sie durch die gehässigsten Invectiven der dänischen freien Presse auf deutsches Recht und deutsche Persönlichkeiten zu erreichen, durch Entstellung und Verdrehung der historischen Landesrechte. Wollte dagegen die deutsche Presse antworten, so durfte sie es nicht. Die Propaganda gründete ferner dänische Volksbibliotheken in Nordschleswig und sandte Emissäre aus, welche das Volk mit dänischen Sympathien zu füllen die Aufgabe hatten. Eine Hauptaufgabe war indeß die Verdächtigung der deutschge-

finnten Beamten und vor Allem des deutschen Herzogs. Dieses letztere Ziel ist länger als ein Jahrzehent vor dem Kriege mit jesuitischer Feinheit und Gemeinheit verfolgt worden. Um die Lüge dem nordschleswigschen Volke schmackhaft zu machen, wurde eine freie Constitution, Verminderung der Abgaben rc. in Aussicht gestellt und besonders darauf hingewiesen, daß bei einer demnächst zu erwartenden näheren Verbindung der Herzogthümer mit Deutschland eine große Vermehrung der Steuern eintreten und alsdann die Landeskinder in den Kriegen des deutschen Bundes in Ungarn, Italien, ja der Türkei, Blut und Leben würden lassen müssen. Es widerstrebt mir selbst in der Erinnerung, näher auf die Gemeinheiten einzugehen. Ich habe sie nur berühren zu müssen geglaubt, weil es die Erklärung der zu schildernden localen Verhältnisse nöthig machte. Jene jesuitische Propaganda nun mußte naturgemäß Alsen und den Herzog von Augustenburg in Angriff nehmen; sie that dies und hatte zu ihren treuesten Dienern die Geistlichen und Schullehrer Alsens. Nur zwei Belege hierfür will ich hervorheben, und dazu zwei Personen, einen Geistlichen und einen Lehrer, vorführen. Auf einer der besseren herzoglichen Pfarreien saß ein Geistlicher, der vom Herzoge zwei Mal, wol zunächst auf Bitte eines treuen Dieners, dessen Tochter jener geheirathet hatte, befördert war. Der Geistliche, als solcher völlig unfähig und ein so ungeistlicher Mann, daß jedes selbst nur weltliche Gericht ihn seines Amtes entsetzen mußte, war ein bornirter, roher Mensch, der selbst auf Alsen einen Ruf wegen seines ungeistlichen Fluchens und Kartenspielens erworben hatte. Hier muß bemerkt werden, daß bis zum Jahre 1830 sämmtliche von Kopenhagen entlassene Theologen dem flachsten Rationalis-

mus huldigten und dem Herzoge die Wahl deutscher Theologen, welche zugleich der dänischen Sprache mächtig waren, darum nicht offen stand, weil in den Herzogthümern damals Mangel an Candidaten war, weshalb diese sich nicht dem Theile Schleswigs zuwendeten, wo die Kirchensprache dänisch ist. Er war aber dänisch gesinnt und daher fehlte ihm bei der nahen bischöflichen Behörde keine Qualität. Als der Herzog sich von der Insel entfernt, als die Stürme losgebrochen waren, fürchteten die Bewohner Augustenburgs einen Sturm durch die aufgewiegelten Bauern der Insel. Viele suchten daher ihre werthvollsten Sachen hier oder dort in Sicherheit zu bringen. Da erfährt jener Pastor, daß in seiner Gemeinde bei einem Lehrer Sachen deponirt wären, wahrscheinlich die Pretiosen des Herzogs. Begleitet von einigen Mitgliedern des bewaffneten Landsturms, stürmt er das Haus, besetzt es mit Wachen, eilt nach dem zwei Meilen entfernten Sonderburg auf die Commandantur, kehrt in Begleitung eines Commandos zurück und entdeckt — die Fähnchen einer armen Kammerjungfer, welche dort bei einem Verwandten verwahrt wurden.

Derselbe, der mit seinen dänischen Collegen dem Herzoge alle mögliche Unterwürfigkeit bewiesen hatte, nannte bald darauf seinen fürstlichen Wohlthäter in Predigten und Reden an das Volk einen Hochverräther u. s. w. Das war die Treue gegen ihr specielles Vaterland Schleswig, gegen den Herrn der Herrlichkeit, Christum Jesum, den auch sie zu predigen geschworen hatten und deß Reich nicht von dieser Welt, und gegen ihren fürstlichen Wohlthäter. Es hat dieser Pastor aber keineswegs mehr gethan, als die anderen, und weniger als einer unter ihnen, welcher eine deutsche Bildung genossen

und bis dahin eine deutsche Gesinnung geheuchelt hatte, nun aber aus feiger Furcht vor materiellem Verluste von Bildung und Gesinnung abfiel und dänisch wurde; und viel weniger als jener schon genannte Inhaber des dritten Characters und der besten herzoglichen Pfründe, welcher in der That eine Schlange war, die der Herzog an seiner Brust genährt hatte. Ein zweites eclatantes Beispiel der Undankbarkeit gab einer der begabtesten Lehrer der Insel. Sohn eines frühverstorbenen herzoglichen Landschullehrers, hatte der Herzog die Wittwe, seine Mutter, mit ihren unerzogenen Kindern im Besitz der Stelle gelassen und ihr gestattet, die Schule durch einen Hülfslehrer versehen zu lassen. Den heranwachsenden ältesten Sohn nun erhält der Herzog auf dem Seminar und schützt die ganze Familie Jahre lang vor Hunger und Noth. Als der Sohn mit einer tüchtigen Bildung vom Seminar entlassen ist, da giebt ihm der Herzog sofort die väterliche Stelle. Und dieser ward der eifrigste Agitator wider den Herzog. Dieser wiegelte durch Reden und Briefe die Bauern auf, so daß sie das herzogliche Schloß stürmten, dieser ward Lieutenant in dem errichteten Landsturm. Er steht bereits, mit der Sünde seiner schweren Undankbarkeit belastet, vor seinem ewigen Richter. — Das sind Thatsachen. Diese mögen genügen, um die politische Wirksamkeit und Agitation der Prediger und Lehrer Alsens überhaupt zu charakterisiren. Aehnlich wie diese Beiden handelten und wirkten alle Prediger und Lehrer Alsens. Es fällt mir dabei nicht ein, ihre dänische Gesinnung ihnen zum Vorwurf zu machen. Konnten sie es vor ihrem Gewissen verantworten, ihr eigentliches Vaterland Schleswig zu verleugnen, konnten sie es verantworten, das freie staatlich selbstständige Herzogthum in Dänemark zu in=

corporiren, was damals die laut ausgesprochene Tendenz der dänischen Politik war, so war das ihre Sache. Aber daß sie von der Sache ihres Herrn und Heilandes abfielen und Diener einer fanatisch dänischen Agitation, statt Prediger und Hüter des Friedens wurden, daß sie ihrem herzoglichen Wohlthäter bis zur Schmähung seiner Person, bis zur Aufwiegelung und Verfolgung untreu wurden, für diese doppelte Versündigung wird Gott dereinst sie richten, wie die Mit- und Nachwelt sie deshalb anklagt.

Der Herzog hatte bei der Besetzung von Pfarr- und Lehrstellen in seinem District Eines nicht beobachtet. Daß er größtentheils naturalisirte Dänen anstellte, soll ihm hier gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden. Denn wie scharf auch sein politischer Blick war, das war unmöglich zu erwarten und durch keine Erscheinung vorbereitet, daß Prediger und Lehrer so ihres heiligsten Berufs vergessen würden. Aber er hatte keine Wahl, denn in Dänemark waren damals nur rationalistische Candidaten der Theologie vorhanden. Unvertreten blieb darum bei der Anstellung dieser der Glaube, mit dem sich jedes Lehrerherz in freier Liebe zum Herrn der Kirche, Christus Jesus, bekennen soll. Wo diesen ein Lehrerherz erfüllt, da ist die Concentrirung sämmtlicher Lehr- und Lebenskräfte gefunden, da ist das Herz allein gebunden an das heilige Lehramt, da bringt es in Freiheit der Obrigkeit den vorgeschriebenen Gehorsam des Unterthanen, da wird es nimmer zum fanatischen Diener einer weltlichen Politik, sondern bleibt der Diener dessen, deß Reich nicht von dieser Welt. Wie widerwärtig sind nicht einem solchen Herzen die politischen Agitationen, wie widerstreben ihm die blinden Leidenschaften der Politik, wie schwer seufzt, betet und klagt

es, wenn es die Menschen durch diese niedrigen Leidenschaften den höheren Interessen des Reiches Gottes entfremdet sieht! Nimmer aber giebt sich ein gläubiges Herz von selbst einem solchen Dienste zu eigen, es verläugnet nicht nationales Recht und nationale Gesinnung; es opfert, wenn die politische Frage in Zeiten solcher Kämpfe ihm persönlich nahe gelegt, wenn eine persönliche Entscheidung von irdischen Machthabern ihm abgefordert wird, Amt, Brod und Stellung, aber nimmer macht es sein heiliges Amt zum Diener irgend welcher politischer Ueberzeugung. Der Geistliche kann seine Person in Zeiten solcher Stürme nicht aus der Welt schaffen, kann nicht eine ideale Stellung in dem Leben einnehmen, kann nicht aufhören, Bürger eines bestimmten Staats, Träger eines bestimmten Landesrechts auch in seinem Herzen zu sein; das ist sein persönliches Recht und seine persönliche Pflicht. Aber als er seine Person in den Dienst des Glaubens an dem heiligen Amt stellte, da hat er ein idealeres Bürgerthum und ein idealeres Amt gefunden und indem er sich mit allen Kräften seines Lebens in diesen heiligen Dienst stellte, ist er auch amtlich durch seinen christlichen Amtscharacter vor persönlich politischer Thätigkeit bewahrt, ja es ist ihm eine solche Thätigkeit eine Sünde an seinem Amtscharacter. Wie die politischen Gewalten ihn nicht in die Landwehr stellen, mit der Muskete im Arm, so hat er nur das Recht, innerhalb der Schranken seiner Brust seine politisch etwa divergirenden Ansichten zu tragen; seinen Amtscharacter muß er geistlich rein erhalten, muß bis an die Gewissensgrenze der Obrigkeit, der er unterthan ist, die Gewalt über ihn hat, gehorchen.

Einen solchen character indelebilis, einen solchen heiligen

Amtscharacter, der mitten in politischen Stürmen sein Pathmos nur erwählt und liebt, kannten die Prediger und Lehrer Alsens nicht, aber sie kannten, mit dem dänischen Bischof Tetens an der Spitze, den nichtamtlichen Character der politisch fanatischen Agitation. Bischof Tetens, kürzlich in Kopenhagen im Alter von 82 Jahren verstorben, war etwa um das Jahr 1820 als erster dänischer Bischof nach Alsen gesetzt, das bis dahin mit der schleswigschen Insel Arroe keinen eigenen Bischof gehabt hatte, sondern dem Bischof von Fühnen untergeben war. Der Zweck dieses neuerrichteten Bisthums war wol schon damals, dänische Opposition wider den deutschen Herzog zu machen und dieser Zweck ward vollständig erreicht. Bischof Tetens war ein gelehrter Mann und im Besitz einer humanistisch feinen Weltbildung. Mir ist kaum je eine Persönlichkeit entgegengetreten, die mehr den Eindruck einer angenehmen Bildung, feiner Sitte und geselliger Begabungen auf mich gemacht hat: den Brief Pauli an den Timotheus kannte der Bischof nicht, wie viel er als Exeget sprachlich tiefe Studien gemacht hatte und eine Uebersetzung des Neuen Testamentes herausgegeben hatte. Er war kein Bischof im Sinne des Apostels, sondern nur ein gebildeter Rationalist und ein begabter Redner, wo es galt, die sittliche Würde und Höhe des natürlichen Menschen zu vertreten, oder in den Gebieten eines fleischlichen Gefühls, das die göttliche Traurigkeit nicht kannte, Rührungen und fallende Thränen zu wecken. Ueber sein bischöfliches Amt wachte er nur mit äußerlicher Ordnungsliebe, und obwol dies Amt fast eine reine Sinecure war, obwol er nur einen kleinen Kreis zu überwachen hatte, hat er doch in den 28 Jahren seiner Beamtung höchstens sieben Mal Visitationen gehalten. Und

wenn unter seinen Augen dies wirklich lascive Leben der Geistlichen und Lehrer geführt ward, wenn er zu jedem mehr evangelischen Wirken sich oppositionell verhielt, wenn er von seinen Geistlichen nie evangelische Lehre und evangelisches Leben forderte, so dürfte es wol gesagt werden: Bischof Tetens war kein Bischof, sondern ein gebildeter Weltmann. Und als solchen stellte er sich offen dar. In der Mitte der Insel, nahe bei Augustenburg, bewohnte er einen lieblichen Bischofssitz. Zwei tausend Speciesthaler jährlicher Revenüen gestatteten ihm, ein Haus zu machen, und so bildete er um sich einen gesellschaftlichen Kreis, und angenehme Unterhaltung, gutes Essen, gute Weine, waren zugleich mit dem Kartenspiel hinreichende Anziehungsmomente. Diese, in früheren Jahren nur fröhliche und materielle Freuden liebende Tafelrunde ward später zu einem politischen Hofhalt, welcher zu dem nahen Augustenburger in die entschiedenste Opposition trat. Es versammelten sich da die Prediger und sonstigen dänisch-gesinnten Persönlichkeiten, es wurde da bei einem Glase Wein, nicht die Politik des Reiches Gottes, sondern des dänischen Reiches verhandelt.

Hier wurden die politischen Maaßregeln verabredet, mit welchen man den vermeintlichen Agitationen des deutschen Herzogs entgegen trat und die Fäden eines Getriebes angelegt, das es in der That dahin brachte, einen großen Theil des Volks auf Alsen dänisch zu fanatisiren und den Frieden und das Recht des Herzogs wie des Landes zu untergraben. Es ist mir nicht schwer, dies mit Thatsachen zu belegen. Wer wird es mir aber verdenken, wenn diese ungeistlichen Dinge mich anekeln, und ich nur so viel von ihnen mittheile, als zum Verständniß der dortigen Begebenheiten nothwendig ist.

Ich danke Gott dafür, daß ich, seit Jahren schon wieder in die selige Friedensmitte des geistlichen Amtes gestellt, nicht jenes dämonische Miasma der dänischen politischen Ausdünstung zu ertragen habe. Nur zwei Thatsachen mögen als Beleg dienen. Bischof Tetens legte mit dem Jahr 1848 sein Amt nieder und ging nach Kopenhagen; dort setzte er es durch, daß ein Prediger Alsens zu seinem Nachfolger ernannt wurde, dessen Verdienste allein darin bestanden, daß er persönlich ein rechtschaffener Mann war und zugleich ein fanatischer Däne, dem aber sonst jeglicher geistliche Sinn und jede geistliche Begabung gänzlich fehlte. Als der Krieg begann, als ein dänisches Kriegsschiff sich vor Alsen legte, da hatte Bischof Tetens den Commandeur desselben dahin instruirt, daß er sich an seinen Nachfolger, Bischof Hansen, zu wenden habe, um durch diesen an den betreffenden Ueberfahrtsstellen nach dem Festlande bewaffnete Bauern aufstellen zu lassen, zu dem Zweck, die fürstliche Familie am Entfliehen zu hindern. Und so wie Bischof Tetens es angeordnet hatte, so geschah es durch seinen Nachfolger Bischof Hansen. Es war dies der erste Act bischöflicher Thätigkeit desselben. Ueberblickt man nun die gesammte Construction der Sachlage, diesen Bischof mit diesen rationalisirenden Geistlichen und Lehrern, deren Bildung ein formaler Mechanismus war, deren Geist vom Geiste Gottes und des Evangeliums nicht getragen war, deren Herz dänisch naturalisirt und politisch fanatisirt war, wenn man diese gesammte Construction überblickt, so wird jede geistliche Logik sagen müssen: das heilige Amt mußte unter dem unheiligen Wirken dieser Männer nothwendig leiden, und die weltliche Logik wird es begreiflich finden, daß die dem Reiche Gottes entzogene Thätigkeit in

Zeiten solcher Aufregung, dem wüsten Reiche der Politik verfallen mußte. Es wird ferner begreiflich sein, daß diese naturalisirten Dänen, erzogen in dänischem Formalismus, den vermeintlich dänischen Patriotismus ganz glaubten theilen zu müssen, und daher, wo es sich um die Existenz ihres vermeinten Vaterlandes handelte, Alles, auch die heilige Amtspflicht und den Amtscharacter, in den Strudel politischer Strömungen warfen. Es wird endlich auch ihr schwerer Undank gegen ihren fürstlichen Wohlthäter begreiflich, — nur daß durch den Begriff die Sünde nicht zugleich verwischt und entschuldigt wird.

Denn gesündigt haben sie, an ihrem heiligen Amte, ihrem eigentlichen Vaterlande Schleswig, und an ihrem fürstlichen Wohlthäter. Diese Sünde wird um so herber, als der damalige Stand der Dinge in Dänemark ja ein vollkommen revolutionärer war. Die Tragweite dieser Behauptung verkenne ich nicht, aber ihre Wahrheit ist historisch festgestellt. Die Reden und Thaten des revolutionären dänischen Volkes, der Zug der 15,000 zum Schloß des Königs; die Drohungen der Volksdeputation: „Zwingen Ew. Majestät nicht das Volk zur Selbsthülfe der Verzweiflung"; das Wort eines der politischen Chefs, des späteren Ministers Bischofs Monrad: „wenn der König nicht nach unserm Willen handelt, so errichten wir die Standarte der Republik"; endlich der Siegesjubel des Ministers Orla Lehmann: „Recht hin, Recht her, Dänemark kann Schleswig nicht entbehren" und — „wir haben eine Republik mit einer dynastischen Spitze" — diese Thatsachen gehören der Geschichte an. Die Frucht dieser Bestrebungen war die Constitution vom 5. Juni 1849 mit dem §. 2: „die Regierungsgewalt ruht in den Händen des Königs

und der dänischen Nation" und so ist Dänemark noch eine Republik mit einer dynastischen Spitze. Wenn aber durch diese revolutionären Umtriebe, injuria temporum, die altehrwürdige dänische absolute Monarchie nach fast zweihundertjährigem Bestehen über den Haufen geworfen war, wenn endlich länger als ein Jahr die politischen Wehen dauerten, bevor jene Constitution den constitutionellen Staat rechtlich construirte, wie vermittelte denn das Gewissen der Geistlichen diese Zwischenzeit, wie benahmen sie sich, da ihr abgelegter Eid sie verpflichtete, Gut und Blut für die Erhaltung der absoluten Monarchie zu opfern? Es trifft für diesen Zeitraum der Schwebe nicht zu, was die Evangelische Kirchenzeitung am andern Orte behauptet hat, daß der Christ auch den schlechtesten Gewalthabern gehorchen müsse. Das alte Grundgesetz der absoluten Monarchie war de facto aufgehoben, de jure bestand es noch und der persönliche Träger desselben war der König, der nach der Continuität des Rechts in das volle monarchische Erbe seiner Väter wenige Monate früher, damals unter der Sanction des ganzen Volks eingetreten war; die neue Constitution, die ja nur durch Uebereinkunft des Königs als des Voniscedenten und des durch die Kammern vertretenen Volkes seine Entstehung finden konnte, war nicht da. Und wiefern erst mit dem neuen Grundgesetz ein neues ward, so gab es vom 22. März 1848 bis zum 5. Juni 1849 gar kein Grundgesetz und das alte Königsgesetz mußte noch so lange Rechtskraft haben. Es ließen sich Fragen eigenthümlicher Art hieraus ziehen. Kann überhaupt ein absoluter Königserbe und König sich freiwillig zu einem constitutionellen König machen, ohne an seiner königlichen Person einen Selbstmord zu begehen? Der alte Vater Harms, dessen Leiche man in die-

sen Tagen, Februar 1855, während ich ihm aus weiter Ferne eine wehmüthige Erinnerung widme, in die Gruft senkt, pflegte wol zu sprechen: „König Friedrich VII, du bist von Gottes Gnaden unumschränkter Monarch; du darfst dich nicht, du hast nicht die Macht, dich zu einem constitutionellen Könige zu machen.“ Die Erörterung dieser Fragen würde zu weit führen.

Näher liegt jene Frage, wie verhielt sich die Gesammtgeistlichkeit Dänemarks während dieses status intermedius, wo es einen absoluten König und kein Grundgesetz gab?

So alt wie Dänemark, ist die dänische Monarchie; seit 1660 bestand diese in absoluter Staatsform. Diese war durch freie Einigung aller Stände mit dem Könige Friedrich III. geworden; das constitutionelle Wahlreich war eine auch in weiblicher Linie erbliche absolute Monarchie geworden und das Hausgesetz dieser war das Königsgesetz vom Jahre 1665. Die Berechtigung, ein solches ewiges Grundgesetz zu geben, hatte der Monarch durch die Souveränitäts- oder Huldigungsacte von 1661 erlangt, nach welcher jeder Unterthan, Beamte, Geistliche sich eidlich verpflichtete, die absolute Souveränität mit Leib, Gut und Blut zu vertheidigen. Arve-Enevolds-Acten — Erb-Alleinherrschafts-Acte — so heißt dies schwere Actenstück vom 10. Jan. 1661, welches in drei Originalen von den drei Ständen unterzeichnet ward, und bezeichnet mit diesen drei Namen die es trägt, wie die unbegränzte Macht, welche in die Hand des absoluten Königs gelegt, so die unbegränzte Pflicht des Gehorsams, welche von den Unterthanen freiwillig übernommen war. In dieser rechtlichen Unterlage der späteren lex regia lautet die eidliche Verpflichtung der Unterthanen, welche bis 1848 von jedem Geistlichen beschworen werden mußte, weiter so: „wir geloben

„und versprechen nach unserm geleisteten Erbhuldigungseide „und Pflicht, für uns, unsre Erben und Nachkommen, Sr. „Majestät und ihren ächten Leibeserben u. s. w. diese ihnen übertragene Erbgerechtigkeit gegen Jedermann zu mainteniren und „zu vertheidigen, Leben, Ehre, Gut und Blut für das Königl. „Haus aufs Spiel zu setzen und von diesem unserm Vorsatz „u. s. w. in keiner Weise zu weichen, viel weniger unter „irgend welchem Prätext oder Vorwand, welchen Namen er „auch haben möge, sie anzufechten, oder zu stören, imgleichen „keinem Rath oder Versammlung beizuwohnen, „in welchem hiergegen sollte geredet oder gehandelt „werden, sondern u. s. w." Es heißt in derselben weiter: „so „stellen wir zu Sr. Majestät eigenem gnädigsten „Willen, nicht allein, welcher Gestalt die Regie„rung künftig eingerichtet werden soll, sondern „auch, wie die Succession am bequemsten kann bestimmt „werden." Zur Vervollständigung dieser Bestimmungen bringen wir noch zwei Paragraphen des Königsgesetzes vom 14. Nov. 1665. Hier lautet §. 3: „es soll daher auch der „König allein die höchste Macht und Gewalt haben, Gesetze, „Verordnungen rc. zu machen, nach seinem eigenen guten Willen „und Wohlgefallen zu erklären, zu verändern, vermehren, „vermindern, ja auch ganz aufzuheben früher von ihm selbst, „oder von seinen Vorfahren gegebene Gesetze (dieses Königs„gesetz allein ausgenommen, welches als der rechte „Grund und das Grundgesetz des Königreichs ja durchaus „unveränderlich und unerschütterlich bleiben „muß) so wie auch u. s. w. . . ."

Ebenso der §. 2: „Der König erkennt kein ander Haupt

„und keine Richter über sich, weder in geistlichen noch in „weltlichen Sachen, denn alleine Gott." u. s. w.

Wenn nun dies der historische Stand der dänischen Monarchie war, so kann, was zur Vernichtung dieses Rechtsbodens von den Unterthanen geschah, nur Revolution genannt werden, und das gewordene neue Grundgesetz ist nichts als eine Satire des Rechts. Denn ein grellerer Gegensatz kann nicht gedacht werden, als der ist, welcher zwischen dem alten Grundgesetz der absoluten dänischen Monarchie, der lex regia, und der neuen Konstitution vom 5. Juni 1849 besteht. In dieser bestimmt §. 1: „die Regierungsform ist eingeschränkt monarchisch;" §. 2: „die gesetzgebende Gewalt ist bei dem Könige und dem „Reichstage"; §. 8: „bevor der „König die Regierung antritt, legt er vor dem vereinigten „Landtage folgenden Eid ab: ich gelobe und schwöre das „dänische Staats-Grundgesetz zu halten, so wahr mir Gott „helfe und sein heiliges Wort." Diesen Thatsachen gegenüber ist die jetzige dänische Monarchie in ihrer constitutionellen Form eine Nullität und nur durch den logisch und rechtlich unmöglichen Act der Selbstvernichtung, wodurch jede Selbstbestimmung unmöglich wird, und durch die Revolution zu Stande gekommen.

Wenn nun revolutionäre Agitationen Jahre vorher diese Revolution verbreitet hatten, wenn sie durch gewaltsame Handlungen des Volks im März 1848 als reife Frucht vom Baume fiel, so trifft der Vorwurf die dänische Geistlichkeit, daß sie ihren Eid gebrochen und sich einhellig der Revolution in die Arme geworfen hat. Denn nicht allein waren die Geistlichen lange Jahre hindurch die eigentlichen Träger der revolutionären Tendenzen, nicht allein standen Geistliche in

jenen Märzstürmen an der Spitze der Bewegung, sondern der ganze Stand fiel auch in hellen Haufen der Revolution zu und vom absoluten Könige und dem Eide ab. Kein einziger priesterlicher Mund that sich auf, um Röm. 13 zu vertreten, um die vererbte Legitimität und die in den Staub der Volkssouveränität gefallene Krone aufzuheben, um für Recht und Eid und Pflicht Zeugniß abzugeben. Unbegreiflich und unverantwortlich bleibt das Betragen der dänischen Geistlichkeit. Ich glaube nicht, daß es je einen Historiker geben wird, der, wenn er jenes Staatsrecht kennt und in die Geschichte seiner Vernichtung eingeweiht ist, anders wird urtheilen können. Denn die gesammte dänische Geistlichkeit hat mit dem souveränen Volke gegen den absoluten König sich in einer Rebellion verbündet. Freilich, weil Dänemark das Glück hatte, „die dynastische Spitze für seine Republik" zu haben, war es bequemer, die Anklage der Rebellion dem Volke und der Geistlichkeit Schleswig-Holsteins an den Hals zu werfen, und diese Anklage ist so willig vom Hrn. Prof. Hengstenberg geglaubt, und mit so schweren Steinwürfen auf uns geschleudert worden, daß ich hier nicht umhin kann, in einigen wenigen Sätzen die rechtlichen Unterschiede des Staatsrechts der Herzogthümer und des Staatsrechts der dänischen Monarchie zu erörtern.

Das historische Staatsrecht der Herzogthümer umfassen die bekannten drei Sätze: „erstens die Herzogthümer sind selbstständige Staaten; zweitens die Herzogthümer sind verbundene Staaten; drittens nur der Mannsstamm erbt in den Herzogthümern." Es ist bereits gesagt, daß nach der lex regia in Dänemark die Succession auch auf den Weiberstamm vererbte. Trat dieser Fall ein, so war die bisherige Verbindung

der Herzogthümer mit Dänemark rechtlich gelöst. Sämmtliche Geistliche Schleswig-Holsteins hatten im Homagialeide gelobt: „Leib, Gut und Blut daranzusetzen, daß diese Reiche und Lande dem rechtmäßigen Landesherrn und König und seinen rechtmäßigen Erbsuccessoren verblieben.“ Die längst vorbereitete Revolution brach in Dänemark aus und verwandelte die absolute Monarchie in eine constitutionelle, in welcher erstens die Mit-Souveränität des dänischen Volks zum Grundgesetz erhoben ward; wodurch aber auch zweitens das Staatsrecht der Herzogthümer, speciell ihre rechtliche Union vernichtet ward, denn es war ausgesprochener Grundsatz, Schleswig von Holstein zu trennen und in Dänemark zu incorporiren; wodurch endlich drittens das Erbrecht der jüngeren Linie aufgehoben ward. Hätte nun die Geistlichkeit in Schleswig-Holstein sich der dänischen Revolution angeschlossen, so hätte sie erstens einen Eidbruch begangen, denn sie hatte geschworen, Leib, Gut und Blut daran zu setzen, daß diese Reiche und Lande den rechtmäßigen Erbsuccessoren verblieben; sie hätte zweitens das bestehende Staatsrecht der Herzogthümer mit vernichten helfen und zwar durch einen revolutionären Gewaltstreich; sie wäre drittens gegen ihren König-Herzog rebellisch geworden, denn dieser mußte nach jenem dänischen Grundgesetz vom 5. Juni 1849 seine Regierungsgewalt mit dem souveränen Volke theilen und dies souveräne Volk sprach es als Rechtsgrundsatz aus, daß Schleswig, als ein Theil Dänemarks, dasselbe Erbrecht mit Dänemark habe, demnach auch die souveräne dänische Nation als seinen Mitregenten anerkennen und diesem huldigen müsse. Wem diese Sätze nur einigermaßen ins Bewußtsein dringen, dem muß es klar werden, daß ohne Eidbruch die

Schleswigsche Geistlichkeit sich nicht der dänischen Revolution anschließen konnte, daß sie in treuem Gehorsam gegen Römer 13. ihrem gesalbten König-Herzog gegen die dänische Nation anhängen, für sein und der Lande Recht und Erbsuccessoren Leib, Gut und Blut dran setzen müßte. Herr Professor Hengstenberg würde seine gänzliche Unwissenheit weniger stark documentirt haben, wenn er die Rebellion im dänischen Feldlager, speciell in der dänischen Kirche gesucht hätte. Hätte man nun inter arma uns Geistliche intact gelassen, hätte man uns eine Friedenspredigt und Wirken gestattet; aber es forderten ja eben die dänischen Gewalthaber von den Geistlichen Schleswigs eine Zustimmung zu dem oben angeführten revolutionären neuen Staatsrecht Dänemarks, oder aber sandten uns im Entstehungsfalle „amt- und brodlos" in das große deutsche Vaterland.

So war der politische Stand der Dinge, als ich nach Alsen kam, und so gestaltete er sich, während ich dort war. Apostaten sind bekanntlich die ärgsten Ketzerjäger, weil sie meinen, durch Härte die Sünde ihres Abfalls gut machen zu können. Die Geistlichen Alsens waren bis auf einen eingeborenen Dänen solche Apostaten; denn sie waren eingeborene Landeskinder, die vom Rechte ihres besondern Vaterlandes abgefallen waren. Mit ihrer Naturalisirung als Dänen hatten sie das dänische Fachwerk der Bildung, den dänischen Mechanismus des Denkens und die dänische nationale Eitelkeit mit adoptirt. Mit dieser standen sie in Opposition gegen deutsches Wissen, Denken und Intelligenz. Da nun die Centralisirung des dynastischen und des Landesrechts der Herzogthümer grade auf Alsen mit der Persönlichkeit des Herzogs und Erben gegeben war, da dieser Fürst ein intelligenter, deutscher, kräf-

tiger Mann war; da sie zum Chorführer den dänischen Bischof Tetens hatten, der sie an Geist und Gewandtheit alle überflügelte, da endlich Alsens strategische Bedeutung längst in Dänemark erkannt und die politische Eroberung längst von dorther erstrebt war, so war es zwar nicht natürlich, aber doch erklärlich, daß die Geistlichen Alsens von der Pflicht der Treue und Dankbarkeit abfielen und politisch fanatisirter waren, als selbst die Geistlichen Dänemarks. Der Verlauf dieser Erlebnisse wird dies weiter darzulegen haben. Hier sei diesen, vor dem Ausbruch der Stürme, noch ein kurzer Ruhepunkt gestattet.

Ich hatte, als ich die Pfarrei Nottmark suchte, vielleicht aus zu weit gehendem Zartgefühl es unterlassen, vorher eine Besichtigung der Oertlichkeit vorzunehmen. Bei unserm Einzuge im Sommer 1846 fanden wir ein Haus, das eher einer Mördergrube, als einer Pfarrwohnung ähnlich sah; acht Stuben, zum Theil Löcher, worunter ein ungeheurer Saal, Stufen und Niveauunterschiede durch das ganze Haus, Blei- und Holzfenster, aber keines von gleicher Höhe und Tiefe mit dem andern, verschlissene Fußböden mit großen Löchern, Decken, durch welche die Mäuse herunterfielen, dunkle Gänge, Milch- und Brodkeller in gemüthlichster Nachbarlichkeit mit einer nicht namhaft zu machenden Localität, kurz die ganze Wohnung war in einem nicht zu schildernden baufälligen Zustande. Es soll damit kein Tadel über meinen nächsten Vorweser ausgesprochen werden. Er hatte die Behausung in diesem Zustande vorgefunden, hatte sie nothdürftig unterhalten und hatte, ohne Vermögen zu besitzen, eine ungewöhnlich starke Familie zu erhalten. Nun gehören sämmtliche Baulichkeiten der Pfarrei mit Ausnahme eines geringen

Antheils, welchen die Gemeinde zu unterhalten hat, auf Alsen dem Geistlichen. Er löst sie mit einer niedrigen Summe von seinem Vorweser ein. Ist ein Neubau erforderlich, so erhält der Geistliche die nöthige Summe von der dänischen Kanzelei und diese trägt er, oder sein Nachfolger in 28 Jahren ab. Reparaturen dagegen, mochten diese auch so umfassend sein wie sie wollten, mußte der Geistliche aus eigener Tasche bestreiten.

Ich trat die Stelle mit der Absicht an, auf ihr mein Leben zu beschließen. Ein wohnliches Haus ist für den Geistlichen gewiß Bedürfniß, da es die geistliche Werkstatt, die Friedensstätte, ja die eigentliche Welt ist, darinnen sich sein Leben bewegt. Ich ging daher gleich ans Werk, planirte das Innere des Hauses, so daß fast nur die Außenwände stehen blieben und hatte nach einigen Monaten, freilich für schwere Kosten, die Freude, wenigstens ein wohnliches Haus zu haben. Das Haus lag in einem prachtvollen Garten, zwei bis drei Morgen groß; den Garten werde ich nie vergessen: Es war Alles in ihm was an Blumen, an Früchten, an Obst gewünscht werden konnte, und dazu bot er die lieblichste Aussicht auf Feld, Wald und Meer. Zahllose Vogelstimmen zwitscherten in ihm, und oft saßen wir auf der Bank und freuten uns der vielen Sänger, unter welchen die Nachtigall nicht fehlte. Auch er war nach seiner Anlage versäumt und ward neu angelegt. Wie in Haus und Garten, so suchte ich auch mein Feld zweckmäßig zu bewirthschaften. Nahe am Pfarrhause lag auf einer Anhöhe mit der lieblichsten Aussicht, unter sehr alten Bäumen die freundliche Kirche, die durch die Munificenz des Herzogs noch im letzten Jahre freundlich ausgeschmückt wurde. So war der äußere Rahmen. Daß wir uns isolirt

fühlten, daß wir von dem dänischen Miasma und Verweltlichung schmerzlich berührt wurden, geht aus der ganzen früheren Schilderung als Nothwendigkeit hervor. Wir hatten aber auch nicht das Bedürfniß des weltlichen Verkehrs mit solchen Weltkindern und fühlten uns im Amte und Hause glücklich und zufrieden. Freilich verlief ein Jahr und die größere Hälfte des zweiten, bevor wir uns heimisch fühlen lernten. Aber da war auch alle Fremdheit hin und wir haben oft von Herzen dem Herrn für seine treue Führung Dank gebracht, denn er segnete mich im Amte, und das ist ja die eigentlichste Bedingung für das Lebensglück des Geistlichen. Das Mißtrauen, womit ich anfangs von Vielen empfangen worden war, machte einem freundlichen Vertrauen Platz. Die Kirche füllte sich mit Zuhörern. Meine Besuche in den Häusern, an den Krankenbetten fanden vielen Anklang. Und für diese hatte ich, namentlich im Sommer viele Zeit. Es war namentlich in der Gemeinde Herkommen, daß fast alle Ministerialia in der Kirche und am Sonntage verrichtet wurden. So war der Sonntag ein rechter Arbeitstag, dagegen bot die Woche viele Muße. Als nun jenes Mißtrauen überwunden war, das ich den Einflüsterungen meiner dänischen Collegen zu danken hatte, als die Kranken den Gesunden von mir ein gutes Zeugniß gegeben hatten, da machte sich die Sache täglich besser. Namentlich suchten mich die Armen in der Gemeinde auf, weil sie bald entdeckten, daß mir der Zugang zur fürstlichen Municicenz offen stand. Und sie beburften mehr als irgendwo der Hülfe. Mein dänischer Vorweser hatte in den 16 Jahren seiner Beamtung, durch ein grundfalsches, unmoralisches Verwaltungssystem, die Zahl der Armen um ein Drittel vermehrt. Zwei Grundursachen

dafür waren in seiner Persönlichkeit gegeben: er war Schriftsteller über Armenwesen und war Rationalist. Die Armensteuer betrug nur ein Minimum für jeden der Contribuenten, so daß ich sehr erstaunt war, hier nicht mehr beisteuern zu dürfen, als in Uck, wo die Einwohnerzahl ein Viertel von Nottmark betrug, und die Armuth wie 1 zu 6 stand.

Dies System gefiel auch den contribuirenden Bauern überaus gut, denn der Bauer ist zähe, wo es gilt, Geld auszugeben. Es würde mir darum nicht leicht geworden sein, es über den Haufen zu werfen. Und die Armuth stand sich sehr gut dabei, wiefern es denn planmäßig darauf angelegt war, daß sie sich vermehren und durch den Bettel ernähren mußte, denn darauf zielte nur das System meines Vorwesers. Ich habe berechnet, daß jeder Arme durch die Bank 1 Spec. d. h. 1½ Thlr. preuß. jährlich an Geldunterstützung erhielt. Dies kam nämlich heraus, wenn man das jährliche Budget über die Zahl der Köpfe vertheilte. Was sie nun sonst an Bedürfnissen hatten, das mußten sie durch den Bettel sich verschaffen, und so liefen die Kinder, sobald sie einen Korb tragen konnten, und die Alten, so lange sie am Stabe schleichen konnten. Ich glaube kaum, daß in der ganzen Christenheit sich ein ähnliches System findet, kaum, daß sich irgendwo eine christliche Verwaltungsbehörde findet, welche den Ertrag des Bettelns in ihrem Budget mit in Einnahme rechnet. So aber war es hier und das Facit war nach allen Seiten hin ein trauriges. Ein Mal wurden die Contribuenten getäuscht, wenn sie eine nur geringe Geldausgabe zu leisten hatten, denn nun kam die durch den Bettel veranlaßte unberechenbare Ausgabe. Es gab kein Lebensbedürfniß, Brod, Butter, Milch, Mehl, Korn, Fleisch, Flachs,

Kartoffel, Feuerung u. s. w., kurz Alles, was wir hatten, war dem Bettel verfallen. Daß aber diese Artikel so gut wie baar Geld, daß der Zeitverlust und die Unannehmlichkeit höher als baar Geld anzuschlagen war, daß daher in der That die indirekte Steuer das Doppelte der direkten betrug, das war sehr schwer den Bauern begreiflich zu machen. Noch schwerer begriffen sie die Unsittlichkeit und die communistischen Grundsätze dieses Systems. Es war aber in der That der Anfang eines bellum omnium contra omnes. In den Armen mußte eine Verbissenheit, ein schleichender Ingrimm gegen alle Besitzenden und Wohlhabenden dadurch geweckt werden, daß ihnen nur ein Nothpfennig, nicht eine wirkliche, auch nur einigermaaßen ausreichende Unterstützung gereicht ward. Die Wohlhabenden wurden durch den häufigen, sich auf alle Lebedürfnisse erstreckenden Bettel zum verdrossenen, unwilligen Geben geführt und verloren so alle sittliche Liebe, es hörte so jede sittliche Beziehung zwischen dem Geber und Empfänger auf. Die Gabe war keine That christlicher Liebe, kein samaritanischer Groschen, sie war abgezwungen durch ungestümes Drängen und ein Abspeisen mit Erbitterung auf beiden Seiten. Bei dem Geben hörte auch die Würdigkeit oder Unwürdigkeit des Drängers auf, der bestimmende Grund zu sein, es ward gegeben, um ihn los zu werden. Wie unsittlich dies Princip ist, wie unwürdig es für den Christen ist, so ganz ohne sittliche Unterlage, ohne Kritik der gesunden Vernunft zu geben, das erhellt leicht. Und der Arme, dem der leere Magen, der nackte Leib, der zwingende Hunger keine Ruhe läßt, der mit seinem Bettelstabe von Haus zu Haus schleicht, der die Fülle der Wohlhabenden sieht, und hier mit Schelten, dort mit Unwillen ein Stück empfängt, der muß,

wenn er sonst keine Sättigung empfängt, nothwendig mit Ingrimm gegen Gott und die Menschen, seine wohlhabenden Brüder, gesättigt werden.

Ist aber das Gegentheil der Fall, sieht er, daß seine täglichen Bedürfnisse leicht und reichlich befriedigt werden, so verliert er bald gänzlich die Lust, auf ehrlichem Wege und durch eigene Anstrengung irgendwie sein Brod zu erwerben; er ergiebt sich bald einem gänzlichen Müssiggange und sein Leben ist ein Wechsel zwischen Schlemmerei und Darben; sein Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, seine Bettlerzwecke durch List, Betrug und Lüge je länger je besser zu erreichen. Bald hat er, wie man sagt, der Schande den Kopf abgebissen, bald ist er ein vollendeter Bettler geworden und die Grundlage seiner täglichen Studien ist ein unsittliches Proletariat, voll Erbitterung und voll List, ein Krieg gegen die Besitzenden, genährt durch die niedrigsten thierischen Triebe. Hierzu kommt noch ein lebendiges Rechts- oder Unrechts-, ich mögte sagen ein Standesbewußtsein des Armen. Stammt er aus einer Familie, die früher in Wohlstand gewesen, hat er selbst, oder haben seine Väter Almosen gegeben, aber keine empfangen, ist er vermeintlich ohne seine Schuld in Dürftigkeit gerathen, so bewahrt er davon ein lebendiges Bewußtsein, und hat nach der fleischlichen Meinung seiner Selbstgerechtigkeit ein Recht auf Unterstützung und Ernährung durch seine früheren Standesgenossen, die Wohlhabenden; daß der Arme mit dem Bettelsack auf sein Recht pocht, ist eine der gewöhnlichsten Erscheinungen und wiederum eins der schlagendsten Belege für den Sündenfall und die daraus gewordene Selbstgerechtigkeit der menschlichen Natur. Dem ist aber so. Und nun wird dieser, der sich unverschuldet für dürftig hält, den wider

sein Schicksal anbellt, noch aber nicht alle sittlichen Reminiscenzen seines früheren Lebens verloren hat, in eine Kategorie mit den Bettlern aus Grundsatz geworfen mit den liederlichen und faullenzenden Feinden des Menschengeschlechts; nun muß er wie diese den Bettelstab in die Hand nehmen, und erbettelt vielleicht weniger, weil er nicht so unverschämt zu drängen, nicht so vollendet zu lügen versteht. Welche Frucht kann hieraus erwachsen, als Verbitterung und communistische Gier? In der That, es giebt kein unsittlicheres System, keins, das der eigentlichen Wurzel der christlichen Mildthätigkeit so fern liegt, keins, das so sicher eine Vermehrung des innern und äußeren Proletariats erzielt, als dies System meines Vorwesers, das einen Pfennig gab, wo die Bedürfnisse Thaler forderten, und auf den Bettel eine Anweisung ausstellte, wo diesem mit allem Ernst gewehrt werden mußte. Die Unsittlichkeit dieses Systems erwies sich auch auf schlagende Weise; denn die Zahl der Armen hatte sich in der Zeit der Amtsführung meines Vorwesers fast verdoppelt. Und so wird es überall geschehen müssen, wo man sich von den eigentlich christlichen Principien der Mildthätigkeit entfernt, wo man Stadt- und Staatsarmencommissionen hat, wo man nichts weiter hat, als ein jährliches Budget, und dagegen eine sittliche Controle, eine persönliche Betheiligung in Liebe für Luxus erachtet. Bis man die Armen durch Christum anschauen lernt, bis über das Budget als einzige Maxime das Wort geschrieben wird: „was ihr gethan habt einem dieser geringsten Kleinen, das habt ihr mir gethan", — bis dahin wird die Armuth im communistischen Kriege gegen den Wohlstand verharren und wie eine Wucherpflanze in riesigen Verhältnissen zunehmen. Besonders schmerzlich waren mir diese Erfahrungen in Be-

ziehung auf die Jugend. Es war in Nottmark kein Unglück, wie sonst es wol genannt wird, wenn Armuth und eine reiche Kinderschaar verbunden waren. Sobald die Kinder laufen und einen Korb tragen konnten, wurden sie von den Eltern in die Bettelschule genommen und in alle Unsittlichkeiten und Lügen dieser Schule eingeweiht. Es war für sie eine wahrhafte Lasterschule. Natürlich ward die wirkliche Schule darüber versäumt; nur durch Strafen konnten sie in diese gezwungen werden, lernten dort wenig und mit Widerstreben, da der Bettel für den Bettler von Provision und von Kindheit auf viel größere Reize hat. Waren sie so aufgewachsen, so beeilten sie sich, nach dem sie im Militär gewesen, oder etliche Jahre gedient hatten, zu heirathen und mußten sich beeilen. Daß sie alsdann nicht einen Stuhl, nicht einen Tisch, nicht ein Bett, daß sie kaum die Kleider am Leibe hatten, hinderte sie nicht im Mindesten. Sie huldigten auf ihre Weise dem Schiller'schen Räuberliede: ein freies Leben führen wir; — sie berechneten von Vorne herein den Ertrag des Bettels, und sorgten in der That nicht für den kommenden Morgen, denn sie vermeinten an sämmtlichem Gemeindegute einen berechtigten Antheil zu haben. In der That, wäre die unerschöpflich reiche Quelle der fürstlichen Wohlthätigkeit nicht gewesen, so wäre die Verwerflichkeit dieses Systems noch greller und schmerzlicher hervorgetreten. Ein flacher Rationalismus hatte es ersonnen und doch besteht es nur durch unchristlichen Irrationalismus.

Ich fand so nach allen Seiten ein reiches und bisher nicht angebautes Feld der Thätigkeit vor, dem ich mich mit Freudigkeit hingab. Und der Herr gab, daß es damit vorwärts ging, wenn auch nicht in dem Maaße wie in Uck. Wie es

bereits angedeutet ist, war der Volkscharakter dort und hier ein ganz verschiedener. Die Verweltlichung der Geistlichen, die insularische Abgeschiedenheit, die Inficirung durch dänische Elemente des Wissens und Lebens, die größere Leichtigkeit, mit der man auf Alsen sein Brod erwerben konnte, hatten, verbunden mit andern Ursachen, zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde eine Barriere gezogen. In den Familien war nicht die Macht guter vererbter Sitte, nicht das patriarchale bindende Element der Liebe und darum auch in den meisten Herzen weder das Bedürfniß, noch das Bemühen, sich und das Leben der Familie in persönliche Beziehungen zu dem Geistlichen zu bringen. Wie ich daher das entgegenkommende Vertrauen vermißte, so auch die Bindemittel, welche solche Herzen in sich tragen, die ein, um mich so auszudrücken, ererbtes Bedürfniß haben, die Betheiligung des Geistlichen an ihren innern und äußern Ereignissen zu gewinnen. Der unvermeidliche Kaffee, wie ich ihn in Uck wol zu nennen pflegte, stellte sich hier nicht ein und ich lernte bald ihn vermissen, der mir früher eine Last gewesen war. Es ist das nicht außer Acht zu lassen. Der Bauer muß seiner Gesinnung durch Beweise der Freundlichkeit einen Ausdruck geben. Er kann dies nur auf seine Weise thun, und indem der Geistliche gern darauf eingeht, knüpft sich das Band lebendiger Beziehung zwischen ihm und den Bauern. Wo der Bauer nichts giebt, oder empfängt, da wohnt auch der Regel nach Kälte, und die Standesunterschiede sind in Fremdheit gestellt. Es ist dem Geistlichen leicht, sich vor dem Uebermaaß der Vertraulichkeit zu hüten, wenn er irgendwie ein Bewußtsein der Amtswürde in sich trägt; aber es ist schwer, die Eisschranke der Kälte zu durchbrechen, und dort ist diese,

wo der Bauer nicht seinem Gaste irgend Etwas von dem, was er besitzt, anbietet. Dennoch ging es mir gut. Ich fand langsamen Eingang in die Herzen. Sie fingen an, sich mir zu öffnen und mit ihren Bedürfnissen sich mir kund zu geben. Wenn ich auch oft nicht verstanden ward in dem, was ich brachte, so bahnte mir doch mein Kommen in ihre Häuser einen Weg zu ihren Herzen und ich wäre, mit des Herrn Hülfe, wol weiter mit ihnen gekommen. Aber auch ich sollte das Solonswort dort in seiner vollen Wahrheit erfahren. Als das geistliche Arbeitsfeld geebnet war, als unter Gottes Segen mein Wohlstand begründet schien, als Haus und Garten wohnlich und lieblich gemacht, als endlich ein junger deutscher Collège mein nächster Nachbar geworden war, da sollten die Friedensjahre plötzlich ein Ende nehmen. Wie wenig hatten wir daran gedacht. Wir hatten Einrichtungen für die Lebensdauer getroffen; ich hatte manchmal, wenn ich auf dem schönen Kirchhofe spazieren ging, meiner Frau die Stätte bezeichnet, wo auch ich einst zu ruhen wünschte. Ich hatte in herzlichem Dankgebete grade gegen das Ende meiner zweijährigen Amtsführung dem Herrn für das gute Verhältniß gedankt, das zwischen mir und der Gemeinde angebahnt war; ich hatte meine Frau oft darauf hingewiesen, wie treu der Herr uns geführt, wie wohl wir uns nun fühlten, da brachen die Stürme über uns ein, die nicht blos meinen Friedensbau, sondern den Friedens- und Rechtsbau meines theuren Vaterlandes mit zertrümmerten, mir und Vielen Leid und Thränen und Wunden brachten, die in diesem Leben nie völlig verharschen. Es ist wahr, wir hatten lange vorher schon das Heranbrausen des Sturmes vernommen, schon lange die schwarzen Wetterwolken am politischen und natio-

nalen Horizonte gesehen. Unverkennbar war die Erbitterung zwischen der deutschen und dänischen Nationalität im steten Steigen begriffen; die Rechtsübergriffe der dänischen Regierung hatten zugenommen, aber ihnen war durch den Bundestag, durch die Sympathien der gesammten deutschen Nation, durch den ernsten Rechtssinn der Schleswig-Holsteiner noch immer eine Schranke gesetzt, die nicht leicht einzureißen schien. Dennoch lebten wir in vollster Unbefangenheit und wie schwer auch die Wunden waren, wodurch ich dieser politischen Unbefangenheit entrissen wurde, wie theuer auch an Geld und Gut, an Schmerz und Leid mir die eingekauften politischen Erfahrungen geworden sind, ich mögte um Alles es nicht anders gehabt haben. Daß ich, im äußersten Sinne des Worts, ein unpolitischer Prediger war, daß ich, bis die Stürme auch mich erreichten, in vollster Unbefangenheit meines geistlichen Amtes wartete, dafür danke ich noch Gott.

Ende der Friedensjahre.

II.

Kriegsjahre.

1848 — 1850.

Wenn ich nun zur Schilderung meiner Erlebnisse in den Kriegsjahren mich anschicke, so kann dies nur unter der Vorbemerkung geschehen, daß ich in diesen Schilderungen nur einen subjectiven, keinen objectiven Standpunkt einnehmen werde. Die Ereignisse, welche in mein Leben eingriffen, haben Deutschland und zum Theil Europa bewegt, die Persönlichkeiten, mit welchen ich in Berührung kam, haben einen Namen z. T. in der Oeffentlichkeit; die erlebten Thatsachen gehören der Geschichte an und einer Geschichte, welche das Volk deutscher Nation nie vergessen wird. Wenn ich nun unter Gottes Zulassung so ziemlich in die Mitte des Strudels gestellt worden bin, so habe ich damit ein Recht bekommen, die Ereignisse und Persönlichkeiten unter das Niveau meiner Beobachtung zu stellen, und an dieselben meine Urtheile zu knüpfen, aber nicht mich einer sublimen Kritik hinzugeben. Ich gehe daher an diese Schilderung mit dem redlichen Bemühen, sie möglichst objectiv zu halten, mit dem Bewußtsein, daß mein Urtheil über Persönlichkeiten kein infallibles ist, weil auch hier das Gesetz gilt: wer bist du, der du einen fremden Knecht richtest; endlich mit dem festen Willen, weder den Ereignissen noch den Persönlichkeiten irgendwie zu nahe zu treten. Wie aber auf der einen Seite dies mein

entschiedenstes Bemühen sein wird, so möge es auf der andern Seite auch nicht frappiren, wenn ich in nackter Wahrheit, oft anscheinend hart, meine Feder reden lasse; denn ich vermag es einmal nicht, zu verhüllen und zuzudecken, oder mit Tünche zu bestreichen. Und so werde nur Eins noch bemerkt: es war eine heilige, eine gerechte Sache, für welche zu leiden Gott mich würdigte, aber die Waffen, womit man für sie kämpfte, wurden leider durch die Diplomatie stumpf gemacht; und es war eine unheilige Sache, welche mich leiden machte, aber die, welche für sie kämpften, haben mit großer Energie, Eintracht und Opferung gekämpft, so daß sie einer bessern Sache würdig waren. Und hiermit trete ich denn mein Referat an und behalte mir nur vor, dies noch zu sagen, daß ich, was der Oeffentlichkeit angehört, nur so und soviel berühren werde, als es meine persönlichen Schilderungen nöthig machen. Denn nur auf und für diese nehme ich mein Recht in Anspruch.

Am 6. Januar 1848 war König Christian VIII. erkrankt und vierzehn Tage später gestorben. Schon am 8. Januar tagte die demokratische Volkspartei, welche später nach dem Orte, wo sie ihre Versammlungen hielt, die Casinopartei genannt wurde, in dem Hause des Professors der Theologie Clausen; ihre Spitzen waren die Führer der Democratie und späteren Minister Hvidt, Monrad, Tscherning, Orla Lehmann. Den neuen König nur mit einer Constitution auf den Thron zu lassen, Schleswig in Dänemark zu incorporiren, von Holstein zu trennen, das als Bundesstaat seine eigene Verfassung erhalten sollte, das waren die Tendenzen dieser Partei, (später die Eiderdänen genannt), Tendenzen, welche sie durch die Schwäche Deutschlands jetzt

noch völliger erreicht haben, als selbst ihre kühnsten Hoffnungen damals vermeinten. Christian VIII. starb und der neue König, schon als Kronprinz ein Liebling, namentlich der niedern Volksstände, wegen seiner wol fast zu populären Haltung, ward vom Volke mit großem Jubel begrüßt.

Seine erste That war die Emanation des politischen Testaments seines Vaters, der in seinen letzten Lebensjahren unablässig den Gesammtstaat angestrebt und für diesen die Elemente einer gemeinsamen Verfassung ausgearbeitet hatte. Der neue König trat das politische Vermächtniß seines Vaters an und das Rescript vom 28. Januar wegen Einführung einer Verfassung war die Frucht davon. Dieses Rescript verdarb es mit Dänemark, das keine gemeinsame Verfassung, sondern eine Constitution und Incorporirung des, wie behauptet ward, dänischen Schleswigs wollte. Geschah dies nun nicht, so blieb bei dem eventuell nahen Verlöschen des dänischen Mannsstammes noch immer die Gefahr, daß Schleswig mit Holstein verloren gehen könne. Durch die politischen Agitationen der letzten Jahre hatte sich die dänische Demokratie und das gesammte Volk so fest in die Lüge gerannt, daß Schleswig dänisch sein und bleiben müsse, daß es daran, wie an einem Glaubensartikel festhielt. Durch das Rescript, das noch „die bestehende Verbindung der Herzogthümer" aufrecht zu halten versprach, war daher die Casinopartei aufs Aeußerste verletzt. Das Rescript verdarb es mit den Herzogthümern, weil diese ein heiliges Recht auf Verbundenheit hatten und diese nur durch den Gesammtstaat wie im Recht, so in der Erbfolge bedroht sahen; weil sie die Tendenzen in Dänemark kannten und es klar wußten, daß die Partei daselbst, welche das Volk und damit die Macht in

Händen hatte, nichts wollte, als Trennung der Herzogthümer und Incorporirung Schleswigs. Der dänische Gesammtstaat ward also nach allen Seiten hin misliebig. Dennoch wollten die Herzogthümer den Weg des Rechtes bis zur Erschöpfung einschlagen. Nach dem Rescript sollten erfahrene Männer aus Dänemark und den Herzogthümern in Kopenhagen zusammentreten, um die Gesammtstaatsverfassung zu berathen. Die Vertreter der Herzogthümer versammelten sich und beschlossen, hinzugehen, um auch dies Letzte zu versuchen, zugleich aber Sr. Majestät „die Einführung jeder auf der Idee „eines dänischen Gesammtstaats beruhenden Verfassung, „als dem Rechte und den Interessen der Herzogthümer widersprechend, zu widerrathen.“

So weit war ich instruirt. Wiewol auch mein Herz wegen der Zukunft meines Vaterlandes bekümmert war, an einen Krieg dachte ich nicht, denn ich hatte keinen politischen Scharfblick; ich glaubte an einen friedlichen Sieg des Rechts, dadurch, daß die erfahrenen Männer der Herzogthümer versöhnlich in Kopenhagen auftreten und unser heiliges Recht an den Stufen des Thrones vertreten würden; für unsere Herzogthümer fürchtete ich eigentlich nichts, denn ich kannte die einheitliche Stimmung dieser und ganz Deutschlands für unser Recht. In dieser Meinung hatte mich der Herzog von Augustenburg bestärkt, der mir zuletzt noch die Mittheilung gemacht hatte, daß die einberufenen erfahrenen Männer einstimmig beschlossen hätten, nach Kopenhagen zu gehen, um in rechter Loyalität das äußerste und letzte Rechtsmittel zu versuchen. Und den Versuch dieses äußersten Rechtsmittels hielt ich für die conditio sine qua non der Herzogthümer.

Hieran hing sich meine Seele so fest, daß ich, wie sich

später zeigen wird, bei dem Beginne der Erhebung der Herzogthümer mich mit tiefem Schmerze von den Männern abwandte, welche an die Spitze der Bewegung traten, weil ich ihr Thun als revolutionär verwerfen zu müssen glaubte, da jenes letzte Rechtsmittel nicht erschöpft worden war. Mittlerweile war die französische Revolution ausgebrochen und hatte ihre Stürme bis nach Kopenhagen getragen. Die Stürme in Berlin folgten. In den Herzogthümern war man von den Tendenzen in Kopenhagen genau unterrichtet, und rüstete sich zum Kampfe. Als zweites, letztes Rechtsmittel versammelten sich in Rendsburg die Stände und beschlossen, eine Deputation nach Kopenhagen zu senden, um dem Könige die Wünsche des Landes vorzutragen. Daß in Kopenhagen die politische Aufregung fortwährend im Steigen begriffen war und der König persönlich nicht im Stande war, ihr einen Damm entgegen zu stellen, wußte ich. Aus den Herzogthümern wußte ich nichts. Ich war in länger als vierzehn Tagen kaum aus meinem Hause gekommen. Der erste Sonntag im März war, wegen der vielen Seefahrenden in meiner Gemeinde, gesetzlich der Tag der Confirmation. Der Vorbereitung der Confirmanden und meinen andern Amtsgeschäften hatte ich mich daher in dieser letzten sich überstürzenden Zeit ganz hingegeben. Vom Herzoge hatte ich gehört, daß er verreist sei, wohin? wußte ich nicht. Meine beiden Vorgesetzten, der Probst Høeck und der Bischof Hansen, waren nach Roeskilde auf Seeland abgereist, wo die Wahlen der dänischen Geistlichkeit abgehalten werden sollten. So befand ich mich in einer vollendeten politischen Unwissenheit, daher auch in der völligen Unbefangenheit und Unfähigkeit, die kommenden Ereignisse irgendwie richtig zu beurtheilen. Ich wußte nichts davon, daß in der

Casinoversammlung zu Kopenhagen Capitain Tscherning gesagt hatte: „es könne nicht davon die Rede sein, was „Schleswig wolle und nicht wolle; Schleswig sei kein sou-„veräner Staat, sondern, wie Laland und Fühnen, ein Theil „der dänischen Monarchie; wolle sich Schleswig losreißen, „um einen eigenen Staat zu bilden, oder sich eigenmächtig „einem fremden Staat anschließen, so wäre ein solcher Schritt „geradezu Aufruhr, und solche Aufrührer zum Gehorsam zu „bringen, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen, sei in diesem „Falle Pflicht der Regierung u. s. w.“; eben so wenig, wie ich von der Versammlung in Rendsburg etwas wußte. Am 24. März war ich nach Guderup, dem Sitze des Bischofs, geritten. Dort fand ich zu meinem Erstaunen den Bischof schon von seiner Reise zurückgekehrt, und erfuhr von ihm, freilich unter großer Zurückhaltung, den Verlauf der stürmischen Ereignisse des 21. März in Kopenhagen, welche er mit erlebt hatte.

Er schilderte mir den Zug der 15,000 zum Schlosse des Königs und die Uebergabe der Adresse, welche bekanntlich mit den Worten endigte „zwingen Ew. Majestät nicht die Nation zur Selbsthülfe der Verzweiflung“, er erzählte ferner, daß der König dem Volke mit der Entlassung des alten conservativen Ministeriums geantwortet habe, und die Bildung eines neuen lieberalen in Angriff genommen gewesen sei. Dabei wird sich der Herr Bischof, der sich später der dänischen Revolution so mit Leib und Seele anschloß, wol schwerlich erinnern, daß ihm zwei unbewachte Äußerungen entschlüpften. Er theilte nemlich mit, Propst Hoeck habe in den Straßen Kopenhagens einen Bürger gefragt, was denn diese Volksmasse vom Könige wolle, und die Antwort erhalten, sie wolle den

König hindern, deutsch zu werden; er theilte ferner die von ihm selbst gehörte Aeußerung eines dritten mit: daß noch nie eine Revolution einen so friedlichen Verlauf, wie diese, genommen habe. Also der Herr Bischof war dem Gedanken damals nicht fern, daß die Volksdemonstration revolutionärer Natur gewesen sei. Und in der That, wer auch nur etwas mit den staatlich absolutistischen Institutionen des alten Dänemarks bekannt ist, und diese mit dem vergleicht, was Volk und Beamte in jenen Tagen thaten, wo man öffentlich ungestraft den absoluten König für unfähig erklärte, wo höhere Offiziere mit dem niedrigsten Pöbel fraternisirten und Arm in Arm zum Schlosse des Königs zogen, um diesen durch die „Selbsthülfe der Verzweiflung" von seinem absoluten Throne herunter zu stoßen, der kann nur eine Meinung haben, der kann, was in Dänemark geschah, nur Rebellion nennen. Und so nannte es auch damals der Herr Bischof. Ich ritt sehr beunruhigt nach Hause und sollte es bald noch mehr werden. Der 25ste März war ein Samstag und ich war mit meiner Predigt beschäftigt. Da erhalte ich von Augustenburg einen offnen Zettel, von der Hand eines mir verwandten jungen Mädchens. Auf diesem stand: „wir haben eine provisorische Regierung, Reventlow, Prinz-Fritz, Beseler; Rendsburg ist zu derselben übergetreten und sie ist in dieser Nacht in Apenrade anerkannt".

Unbeschreiblich schwer fielen mir diese Worte aufs Herz. Es war, als wenn mir durch sie eine Ahnung von all dem Weh' aufging, das mein Leben, das mein armes Vaterland bald treffen sollte. Ich eilte herein zu meiner Frau, und theilte ihr dieß Ereigniß unter den Worten mit: es ist ein großes Unglück geschehen, eine provisorische Regierung hat sich ge-

bildet. Warum soll das ein Unglück sein, entgegnete sie, es sind ja doch so ausgezeichnete Männer? Gewiß, war meine Antwort; aber das letzte Rechtsmittel war ja noch nicht versucht, dieß ist also Selbsthülfe, dies ist Rebellion! So urtheilte ich damals und ich konnte nicht anders urtheilen, und danke jetzt Gott, daß ich damals so geurtheilt habe. Ich war Prediger und kein Politiker; ich war meinem Vaterlande und seinem heiligen Recht innig ergeben, aber zugleich umfaßte ich mit dem loyalsten Herzen meinen König-Herzog und vermogte es nicht, mir zu denken, daß er wider uns und wir wider ihn sein könnten. Wir sind dies auch nie gewesen!

Der Sonntag kam, das Herz blieb mir schwer. Die beiden Schullehrer hatten die Gewohnheit, mich zur Kirche abzuholen. Ihnen theilte ich die Nachricht von der provisorischen Regierung, wiederum unter den Worten mit: es ist ein großes Unglück geschehen. Von ihnen hörte ich, daß man Krieg erwarte und von solchen Rüstungen in Kopenhagen wisse; daß man allgemein den Herzog als den Urheber anklage und verdamme. So war in der That die Stimmung des Volks auf Alsen. Ich ging zur Kirche. Vor derselben standen, wie immer, Schaaren von Menschen, welche dort immer den Anfang des Gottesdienstes abwarteten. Ich ging wie sonst mit freundlichem Gruß durch ihre Reihen, aber nicht wie sonst fand mein Gruß eine freundliche Erwiederung. Hinter mir hörte ich harte Schimpf- und Drohworte ausstoßen. Ich predigte mit schwerem Herzen. Auf das gewöhnliche Kirchengebet für den König folgte das allgemein gebräuchliche für den Patron der Kirche, den Herzog: Ich ließ es an dem Tage fallen und bin noch der Meinung, daß ich Recht daran that. Nicht ich allein, die Gemeinde sollte für den Herzog mitbeten.

Wie konnte ich solches bei einer Volksstimmung erwarten, welche dem Herzog nur fluchte? Mein Gebet wäre ein Aergerniß und eine Sünde geworden. Es ist dies später von meinen Feinden zu einer Anklage gegen mich gemacht, von meinen Freunden als eine Concession an das irrige Volksbewußtsein getadelt worden. Daß mich ein richtiger Takt leitete, zeigte sich an demselben Tage in der Nachbarsgemeinde, wo ein wüthender Bauer einen Wagenstock ergriff und den Pastor todt schlagen wollte, weil dieser für den Herzog gebetet hatte; zeigte sich dadurch, daß derselbe Pastor später vom Cabinetssecretair des Königs befragt wurde, wer von den Predigern die Taktlosigkeit begangen habe, für den Aufrührer, den Herzog, zu beten? zeigte sich endlich dadurch, daß in der folgenden Woche der Bischof ein Rundschreiben erließ, worin er erklärte, daß der Herzog ein Feind des Landes und der Regierung sei, daß er nicht mehr Patron der Kirchen sei, da die Insel als in Kriegszustand erklärt, und daher das Gebet für den Herzog verbot. Daß ich, damals der einzige Prediger, welcher eine Gesinnung mit dem Herzog theilte und diesem mit Hingebung anhing, der erste und an dem Sonntage noch der einzige fürstliche Geistliche war, welcher das Kirchengebet für den Herzog unterließ, war vielleicht für den Gebetsgeist unter uns Geistlichen dort charakteristisch. Es war aber meinerseits keine Concession an das sündliche Volksbewußtsein, es war keine Menschenfurcht, es war Furcht vor Gott, Furcht vor Aergerniß, Furcht, daß Beten und Fluchen aus einem Munde gehen möge. Ich hatte an demselben Tage auch in der nächsten Nachbarskirche den Gottesdienst abzuhalten. Dort hatte der Herzog vor wenigen Monden einen jungen ausgezeichnet tüchtigen und deutschgesinnten Prediger angestellt. Dieser wollte bald

heirathen, war auf der Brautfahrt begriffen und ich hatte für zwei Wochen seine Vertretung übernommen. In der Meinung, daß der Pastor nicht zu Hause sei, fuhr ich gleich zur Kirche, trat in das an diese stoßende Küsterhaus, fand den Küster krank auf dem Bette liegend. Dieser, ein bis dahin und später sehr enragirter Däne, theilte mir mit: wir haben eine provisorische Regierung, und Pastor S. ist plötzlich diese Nacht zurückgekehrt. Diese Nachricht setzte mich wieder in neues Erstaunen. Nach dem Gottesdienst begab ich mich zu Pastor S. und erfuhr die näheren Umstände. Derselbe hatte sich zu seiner Braut begeben und mit dieser eine Reise nach Hamburg, um Einkäufe zu machen, angetreten. In Rendsburg trafen sie grade am 24. März, an dem Tage ein, wo die Festung sich der provisorischen Regierung übergab. Sie geriethen mitten in den Strudel, und erkannten bald, daß sie unter diesen Umständen nicht weiter könnten und überhaupt nicht an Einkäufe und eine nahe Heirath denken könnten. Von einem richtigen Pflichtgefühl geleitet, war Pastor S. in sein Amt zurückgeeilt. Ich erfuhr Näheres über die Erhebung, namentlich, daß man in Kopenhagen die Deputation der Herzogthümer zurückgehalten, unterdeß ernste Rüstungen vorgenommen habe, und daß der Obristlieutnant F., welcher grade in Kopenhagen anwesend war, mit Courierpferden entronnen sei, sogar von den Dänen verfolgt, und nach Kiel hin die thatsächliche Meldung des Aufruhrs und der Intentionen in Kopenhagen gebracht habe. Dies letztere ist von großer Bedeutung. Selbst treue Freunde des Rechts und der Erhebung der Herzogthümer haben es schmerzlich beklagt, daß die Initiative von diesen ausgegangen sei, und man nicht erst den Angriff Dänemarks erwartet habe.

Dem ist nicht so. Wäre dem so gewesen, so wäre dennoch das kein begründeter Tadel der Erhebung gewesen; das revolutionäre Treiben namentlich in Kopenhagen, das Gelüste, durch den Raub an Schleswig das Recht der Herzogthümer zu vernichten, kam nicht wie ein **Deus ex machina** zur Erscheinung. Die politischen Zündstoffe lagen so in Massen angehäuft, daß man gewisser den Ausbruch der Revolution und des Angriffs auf die Rechte der Herzogthümer erwarten konnte, als man bei schwarzen, schweren, in der Erdnähe hängenden Wolken den Regen voraussagen kann. Es bedurfte dazu für den, der inmitten der politischen Bewegungen stand, wahrlich keiner prophetischen Begabung, wenn auch der einsame Landpfarrer in Politischen nicht **au fait** war. Die Casinopartei hatte lange genug ihr Schiboleth: „Dänemark bis zur Eider" gepredigt. So wie diese ans Ruder kam, konnten die Herzogthümer mit positiver Gewißheit die kommenden Ereignisse, ohne divinatorische Begabung, voraussehen, da die Persönlichkeit des Königs-Herzogs leider keine Widerstandsfähigkeit verbürgte. Daß die Casinopartei in allen ihren Chorführern in's Ministerium gekommen war, wußte man in Kiel vor dem 24. März und damit wußte man genug. Aber man erhielt durch Oberstlieutnant F. zudem sichere positive Nachrichten von Rüstungen gegen die Herzogthümer, wie es ja auch thatsächlich feststeht, daß dänische Truppen bereits den 27. März vor Hadersleben erschienen, welche aus ihren Standquartieren Odensee und Fridericia bereits am 23. ausgerückt sein mußten. Die Initiative ist nicht von den Herzogthümern ausgegangen.

Ich erfuhr Näheres über die Einnahme Rendsburgs, die Bildung eines Studentencorps und die großartige Begeisterung

des Volkes. Alsens und demnach unsre Zukunft war damit leider vorauszusehen. Der Kriegsminister im neuen Casinoministerium, der Capitän Tscherning, war einige Jahre früher wegen seiner democratischen Gesinnungen in Ungnade gefallen und exilirt. Auf seiner Reise besuchte er auch den Herzog von Augustenburg und soll in lebhafter politischer Erörterung diesem gesagt haben: wenn es zwischen Dänemark und den Herzogthümern zum Kriege kömmt, und ich alsdann Kriegsminister bin, so ist das Erste, was ich thue, daß ich Alsen besetze. Da Alsen der strategische Schlüssel des Herzogthums war, so war leicht einzusehen, was geschehen würde. Der Herzog war fort, aber die herzogliche Familie weilte noch auf Augustenburg. Auf meine Bitten entschloß sich Pastor S., mit mir nach Augustenburg zu fahren, um die Herzogin zur Abreise von der Insel zu bewegen. Indem ich mich in meinem Hause zu diesem Zweck umkleide, fuhr ein Wagen auf meinen Hof und Freunde brachten mir die Nachricht, daß die herzogliche Familie die Insel bereits verlassen habe. Ich fühlte mich damit einer großen Sorge entledigt, denn die Folgen einer Gefangennehmung der Herzogin und der fürstlichen Kinder waren nicht abzusehen. Der Herzog, selber den Bewegungen fremd, da er bei ihrem Ausbruche sich bekanntlich in Berlin befand, hatte, zurückgekehrt, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als seinen Hofchef nach Augustenburg zu senden. Am Morgen desselben Sonntages war dieser angekommen und den Mittag schon verließ die fürstliche Familie fast nur in Reisekleidern den Sitz ihrer Ahnen, den sie nicht wiedersehen und nicht wieder besitzen sollte. Das ganze reiche Inventar blieb den nachfolgenden Dänen zum Raube. Indem mir diese Mittheilungen gemacht wurden, war damit

mein Zweck erledigt. Am nächsten Morgen ritt ich nach Augustenburg und von da nach Sonderburg und an diesem Tage war es eigentlich zuerst, daß ich in den politischen Stand der Dinge eingeführt ward und die wichtigen Begebenheiten der letzten Wochen erfuhr. Der Oberinspector des Herzogs hatte Zeitungen und Briefe bekommen und konnte mich vollkommen instruiren. Ich las den Gruß des Königs von Dänemark an Kopenhagens Einwohner vom 24. März, worin es hieß: „daß Dänemark und Schleswig unter einer freien Verfassung verbunden werden sollen, mit so großer provinzieller Selbstständigkeit für Schleswig, wie möglich und daß Holstein dagegen als deutscher Bundesstaat seine eigene freie Verfassung haben solle.“ So hatten also die Casinomänner gesiegt, so waren sämmtliche Tendenzen dieser, später und jetzt noch den Namen Eiderdänen tragenden Partei erreicht; die Trennung Schleswigs von Holstein und die Incorporirung Schleswigs in Dänemark war ausgesprochen.

Damit erkannte ich zugleich, daß der Ausbruch des Krieges unvermeidlich sei. Ich erkannte dies um so mehr, als ich gleichzeitig den andern Königsbrief, den Brief des Königs von Preußen an den Herzog von Augustenburg vom 27sten März, las, worin dieser sich zu den drei Fundamentalsätzen der Herzogthümer bekannte und diesen und ihren Einwohnern seinen Beistand versprach. Die Worte zweier Könige lauteten sehr verschieden und so verschieden, daß ein Kampf unausbleiblich war. Meine Freunde in Augustenburg kannten die äußere Politik besser als ich, aber in dem Innern unsrer Insel war ich besser instruirt, als sie. Sie überzeugten mich leicht, daß ein Krieg entbrennen würde, ließen sich aber von mir nicht überzeugen, daß wir auf Alsen von den Dänen und dem

durch sie aufgeregten Volke bald viel zu leiden haben würden. Daß die sogenannten „guten Bauern" alle Zügel des Gehorsams abwarfen, alle Dankbarkeit vergaßen, und gegen die Besitzungen des Herzogs und seine Diener sich vergreifen würden, das war ein Gedanke, den sie nicht fassen konnten und wollten. Ich predigte tauben Ohren, während leider schon nach zwei Tagen meine Befürchtungen zur Wahrheit werden sollten. Von Augustenburg ritt ich nach Sonderburg, wo ich einen lieben dentschgesinnten Schwager hatte. Auch sein Herz war bewegt und ich erfuhr dort, daß eine Versammlung der Bürger Statt gefunden, daß die Proclamation der provisorischen Regierung verlesen und darüber berathen sei: ob man sich dieser anschließen solle, oder nicht? Die Mehrheit der Bürger hatte sich für die provisorische Regierung erklärt, aber in ächter spießbürgerlicher Bedachtsamkeit eine bestimmte Erklärung vertagt. Auf dem Heimwege begegneten mir mehrere Flüchtlinge, die diesen letzten Tag klug benutzten; denn mit ihm hörte die Möglichkeit auf, von Alsen nach dem Festlande zu kommen.

So war also das Ende des Friedens und unseres Friedens gekommen. Wodurch war dies gekommen? Ein Krieg der Nationalitäten hatte begonnen, und ist der Krieg an und für sich schon eine Hydra, so ist der es ganz besonders, in welchem Nationalitäten sich bekämpfen. Es ist in der That hinreichend schrecklich, daß der Mensch dem Menschen, der Christ dem Christen mit gezückter Mordwaffe gegenüber steht; wenn aber zu diesem noch die nationalen Kämpfe hinzukommen, wenn die gehässigsten Leidenschaften entbrennen, wenn die Privatsünde und Feindschaft, der blutgierige Haß sich mit dem öffentlichen Haß vermischen, so ist die Sünde

vollendet und alle Teufel sind losgebunden. So, in dieser öffentlichen und privaten Scheußlichkeit sollten wir den Krieg kennen lernen; nicht bloß als einen Kampf der Völker, sondern als einen nationalen und privatlichen, wo deutsch oder dänisch die Losung war, mit welcher nicht bloß der Mensch dem Menschen, sondern der Bruder dem Bruder feindlich entgegentrat. Es war bei und unter uns nirgends Friede, es war bald in keinem Hause, in keinem Herzen Friede; denn wo noch die Familien nach ihrer politischen Gesinnung einig waren, da war Zwiespalt zwischen Herrschaft und Gesinde.

Ein Gefühl des Unbehagens, des Mißtrauens, des Unfriedens und der Unsicherheit war uns über Nacht, man wußte nicht wie, gekommen. Welche Partei, die deutsche oder die dänische, trug davon die Schuld? Die Herzogthümer wollten ja nichts, als ihre mehrhundertjährigen, verbrieften und beschworenen Rechte, sie wollten ihrem König-Herzog seine Legitimität retten und bewahren und es hat in dem dreijährigen Kampfe keinen Zeitpunkt gegeben, wo dieser nicht von den loyalen Herzogthümern mit Freuden aufgenommen worden wäre. Die Herzogthümer wollten nichts mehr und nichts weniger als ihr Recht und die einzige Ueberschreitung des Rechtsbodens war die in der Versammlung in Rendsburg aufgestellte Forderung, daß Schleswig in den deutschen Bund aufgenommen werden solle. Das war ein Neues, ein Mehr, als die verbrieften Rechte besagten; das zu fordern, gab es eben kein Recht, wenn freilich das Eroberungsgelüste der Casinopartei, die intendirte Incorporation Schleswigs auf der einen Seite es rechtfertigte, und auf der andern Seite der Völkerschwindel mit seinen Träumen von der Einheit

Deutschlands und der Macht des Volks es erklärlich machte. Aber Elend, Unfriede und Unglück ist von Dänemark aus in die Herzogthümer getragen, die Theologen Monrad, Clausen; die Orla Lehmann, Hvidt, Tscherning u. A. tragen die Schuld und Gott wird sie richten, wenn die jetzt blutenden Wunden Schleswig-Holsteins, welche in einem halben Jahrhundert nicht verharrschen, sie einst verklagen werden.

Um aber die Erscheinungen auf Alsen, die gehässige Bitterkeit dieser Erscheinungen zu erklären, dazu bedarf es nicht vieler Worte. Das Volk Alsens hatte viele äußere Begabung, aber, weil dänisch inficirt, wenig intellectuelle und sittliche Bildung. Nun aber sind die Revolutionsfieber in der That der Gradmesser für den sittlichen Gehalt und den Bildungsgrad eines Volks. Wenn dem nicht so wäre, so wäre es in der That nicht zu erklären, warum Süd und Nord, diese beiden Gegenpole in Beziehung auf heißes und kaltes Blut, in der Geschichte sich als einig im Revolutionsgelüste darstellen. Darum sind im Süden Spanien, Portugal, Italien, im Norden Dänemark und Schweden, also der nüchternste Protestantismus und der bigotteste Katholicismus, sich einig in der Katholizität der Revolutionen. Es lehrt auch dies, daß, je sittlicher der Bildungsgrad eines Volks, desto conservativer dessen Haltung. Im Kleinen zeigte sich dies auf Alsen. Das arme Volk dort hat seinen Irrthum jetzt längst eingesehen; die erklärtesten Feinde der deutschen Sache dort und des Herzogs bereuen jetzt ihre Thorheit bitter und haben ihre Reue dem Herzoge bekannt. Damals aber mußten sie verführt werden, denn in keinem Theile Nordschleswigs sind die dänischen Verlockungen so stark an-

gewendet, wie auf Alsen, eben wegen der Bedeutsamkeit dieses Schlüssels zum Herzen Schleswigs, und weil dort der feste Gegner des dänischen Unrechts, der dynastische Träger der Rechte der deutschen Herzogthümer, seinen Sitz hatte.

Die Aufwiegelung des Volks durch dänische Emissäre hatte sich in der letzten Zeit gemehrt; es war keine Unwahrheit gescheut, keine Verlockung gespart worden. Die Lüge ward immer frecher. Kaum war nun der Kampf ausgebrochen, so wurde durch die Casinopartei das Land mit Proclamationen, Adressen und Verheißungen überschwemmt. Landeskinder, die in Kopenhagen studirten, brachten diese Danaidengaben nach Alsen und fanden Glauben. Ich will eine solche Proclamation hier mittheilen, die von einem Professor Flor ausging. Flor, ein dänischer Theologe, hatte in früher Jugend eine Patronatspfarre auf Seeland bekommen. Die ledige Schwester des adeligen Patrons verliebte sich in sein hübsches Gesicht und heirathete ihn. Nun wollte es sich aber nicht schicken, daß der vornehme Patron den schlichten Landpfarrer zum Schwager hatte, und daher bekam Flor die Sinecure an der deutschen Universität Kiel; er ward Lector der dänischen Sprache. In diesem Amte hatte er die schönste Muße, denn er brachte nie eine Vorlesung über die dänische Sprache zu Stande. Das Einzige, was er zu thun hatte, war, ab und zu einen Theologen in der dänischen Sprache zu prüfen, denn es bestand ein Gesetz, nach welchem kein Theologe in Schleswig angestellt werden konnte, ohne Nachweis, daß er der dänischen Sprache mächtig sei. Dies Amt verwaltete er schlecht genug. Ich bin selber von ihm geprüft und weil ich ihn mit einigen dänischen Floskeln anredete,

weil ich ohne Anstoß aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzte, so erhielt ich ohne jegliche andere Prüfung, die bald meine Unwissenheit hätte herausstellen müssen, von ihm das glänzendste Zeugniß. Flor verwandte seine Muße nur für die Sache Dänemarks und als die Jahre der Agitationen kamen, da verließ er seinen Posten, um in Nordschleswig auf Volksfesten u. s. w. zu agitiren, trat auch in den Vorstand der sogenannten Kriegskasse, welche durch Verbreitung von Volksschriften, durch Gründung einer dänischen Hochschule zu Rödding, in Nordschleswig, thätig war. Dieser Flor kam nun als ein Abgesandter der Casinopartei, des dänischen Ministeriums und leider auch des Königs nach Schleswig und überschwemmte das Land mit folgender

„Proclamation an die Schleswiger."

„Die Schleswig-Holsteiner, die seit Jahren die Ruhe und den Frieden im Lande gestört haben, versuchen jetzt einen förmlichen Aufruhr zu machen und wollen Euch versuchen, an ihrem wahnsinnigen und verbrecherischen Plane Theil zu nehmen. Mit aller Gewalt wollen sie Euer schönes und herrliches Land in die Hände des deutschen Bundes übergeben.

Schleswiger, wollt Ihr mit den schleswig-holsteinischen Aufrührern, oder mit Eurem Könige halten? An der Königsau steht ein mächtiges Armeecorps, begierig als Freund oder Feind in Euer Land hineinzurücken. Sagt Ihr: wir wollen zu Deutschland hin und uns dem deutschen Bunde unterwerfen; so kommt dies Heer als Feind und Ihr müsset selbst berechnen, ob Ihr dann den Kampf mit dem Könige und dem ganzen dänischen Volke bestehen könnt. Sagt Ihr aber: wir wollen unsrer alten Verbindung mit Dänemark

und unserm jungen volksthümlichen Könige treu bleiben, so kommt es als Euer Freund und Beschützer gegen Alle, die mit List und Macht Euch Schleswiger zu Deutschlands Sclaven (sic!) machen wollen. Sagt Eure Meinung rein aus (!!); unser König liebt die einfache Wahrheit; aber antwortet lieber mit That, als mit Wort (!!). Ihr habt jetzt selbst über Euer Schicksal zu entscheiden: entweder Staatsverbrecher, die Ihr doch leicht überwunden werdet (!) und Euch selbst die traurigen Folgen zuschreiben müsset, — oder treue Vaterlandsfreunde, die Ihr das Lob aller braven Männer und die Liebe Eures angestammten Königs erlanget. —

Mit Autorisation des Königlichen Premierministers und Ministeriums bin ich von Kopenhagen zu Euch gekommen, um im Namen Sr. Majestät des Königs Euch zu erklären und zu deuten, wie Vieles er für Eure Freiheit, für Euch selbst, für Euer Wohl zu thun gesonnen ist. Wollt Ihr es hören, so lautet es so:

Beschließender Reichstag gemeinsam mit Dänemark.

Preß- und Associationsfreiheit.

Eigener Schleswigscher Landtag für Alles, was Schleswig allein betrifft.

Eigenes Obergericht. Eigene Regierung.

Die Canzelei dagegen hört auf, weil alle Canzeleien bei verantwortlichen Ministern aufhören müssen.

Consumtion wird nicht eingeführt werden.

Die Kopfsteuer wird abgeschafft werden.

Das Wahlgesetz sowol für den Reichstag als für den Landtag wird wahrhaft volksthümlich werden.

Alle Staatsabgaben werden nach einem gewissen Ver-

hältnisse (z. B. nach der Volkszahl) gleichmäßig für Dänemark und Schleswig festgestellt werden.

Nachdem die für den „schleswig-dänischen" Rath (!) gemeinschaftlichen Ausgaben berechnet sind, soll der Ueberschuß der Staatseinnahme in demselben Verhältnisse zu speciellen Einrichtungen in Dänemark und Schleswig verwandt werden. Der Landtag hat eine beschließende Mitwirkung bei der Anwendung des schleswigschen Quotatheils.

Freisinnig und volksfreundlich, wie unser junger König ist, war es sogleich bei seiner Thronbesteigung seine Absicht, seinen Unterthanen so viel Freiheit zu schenken, als sich mit dem wahren Wohle des Volks vereinigen läßt. Schleswiger! ich bin überzeugt, Ihr wollet Euch nicht mit den Schleswig-Holsteinern ins Elend und Verderben stürzen; Ihr wollet vielmehr unserm lieben jugendfrischen Könige das Glück gönnen, Euch, seine lieben Schleswiger, zu einem freien selbstständigen und glücklichen Volke zu machen.

Schleswiger, ich, der ich zu Euch rede, bin Vielen unter Euch als ein ehrlicher Mann und ächter Volksfreund bekannt, der den besten Theil seiner Kraft dem Wohl der unterdrückten (sic! von wem unterdrückt?) Schleswiger geopfert hat. Trauet mir, der ich viel für Euch gethan und Euch nie Unwahres gesagt habe, wenn ich sage, daß ich hier im Namen des Königs zu Euch geredet habe. Trauet nicht denen, die Euch immer vorgelogen haben, und es jetzt auf die frechste Weise thun, wenn sie vorgeben, daß sie im Namen Sr. Majestät zu Euch reden. Wie können Aufrührer gegen den König im Namen des Königs reden? Aber die gerechte Strafe wird sie erreichen.

Colding, den 27. März 1848.

Flor."

Abgesehen von den sprachlichen Studien, zu welchen diese Proclamation Anlaß geben kann — Flor war wol länger als 20 Jahre in Kiel, erlernte aber in dieser Zeit weder die deutsche Sprache, noch deutsche Wahrheit — ist dies Document werth, der Vergessenheit entrissen zu werden, denn es ist ein Extract, ein Decoct dänischer Lüge und dänischer Verlockungen. Der glänzende Passus, wo von der Treue gegen den König und davon die Rede war, daß die Schleswiger die Sclaven Deutschlands werden würden, war genau dem Fassungsbegriff des niedern Volkes anbequemt. Das war die seit Jahren gebrauchte perfide Lüge der Eiderdänen, daß die Schleswig-Holsteiner Aufruhr und Abfall von dem Könige intendirten. Das loyale Volk der niederen Stände, welches keine politische Bildung hatte, begriff nicht den Unterschied zwischen dem Könige Dänemarks und dem Herzoge Schleswig-Holsteins; begriff es nicht, daß im Kampfe wider die dänischen Intentionen wie des Volkes so der „dynastischen Spitze" die vollste Loyalität dem Herzog Landesherrn und Landesrecht bewahrt blieb. Es darf dies auch den unteren Classen des loyalen Volks nicht verargt werden, wenn erwogen wird, daß deutsche Gelehrte und Staatsmänner, daß der sehr gelehrte Professor Hengstenberg diesen Unterschied weder begreifen konnte noch wollte. Doch war dieser Unterschied bei einiger Kenntniß der Geschichte und des Landesrechts, bei nur annäherndem Verständniß der Zustände verschiedener Landestheile, welche in Personalunion verbunden waren, leicht zu begreifen. Und er ward von allen intelligenteren Schleswig-Holsteinern begriffen und sie bewahrten mitten in den heftigsten Kämpfen darum ihrem König-Herzog die angestammte Treue in loyalem Herzen. Aber auf das Volk war

diese Lüge gut berechnet und ward gut benutzt. Der entbrannte Kampf ward diesem als ein Aufruhr und Abfall vom Könige mit frechem Wort vorgestellt. Schon dies war den loyalen Volksherzen Nordschleswigs zu viel. Wenn dies nun Abfall vom Könige war, wen sollte das Volk dann als Herren haben? Der Herzog von Augustenburg war ja so frech verläumdet, so sehr in die Mitte des Aufruhrs gestellt, daß für ihn keine Sympathien sich finden konnten. So blieben nur die verschrieenen 36 deutschen Fürsten, und die Schreckgestalt des deutschen Bundes, der die Söhne Nordschleswigs ins Sclaventhum und in die endlosen Kriege Deutschlands auf fernen Gefilden verschleppte. Ich wiederhole: Die Lüge war schlau berechnet und das: calumniare audacter, semper aliquid haeret, ward hier eine Wahrheit. Dies auf die Spitze treiben des Abfalls, der Untreue und der Wahl zwischen Deutsch oder Dänisch mußte immerhin in Nordschleswig einigen Effect machen, wo eine Menge eingewanderter Dänen wohnte, wo die Kirchen- und Schulsprache dänisch war und man sich vor dem fremden Deutschland fürchtete. Von dem Allen begriff das Volk nichts.

Der eigentliche Kern der Sache war ihm unverständlich. Zahllos oft habe ich in jenen Jahren in Nordschleswig, denn nur von diesem Landestheile rede ich hier, die Rede gehört: wir wollen weder deutsch noch dänisch werden, wir wollen Schleswiger bleiben. Und dies war in der That das Centrum ihrer Wünsche. Der Nordschleswiger, selbst der, welcher unmittelbar an der Königsau wohnt, hält sich doch für intelligenter und besser als den nahen Jüten. Es ist sprichwörtlich dort; wenn der Bauer irgend welche Imbecillität bezeichnen will, so sagt er: Du bist ein dummer Jüte.

Darum hatten sie vor dem Dänenthum auch Abscheu, aber da das Deutschwerden mit einem Abfall vom Könige verbunden dargestellt ward, da man sie vor Deutschland bange machte, da bei einer zwar innigeren Verbindung mit Dänemark man Schleswig eine freie Selbstständigkeit und Erleichterung der Steuern zusagte, so war die Wahl gegeben.

Grade in Beziehung auf die Steuern, welche oben genannt sind, war die Verlockung schlau berechnet. Die genetisch dänische Consumtion, eine Zollsteuer mit entsetzlicher Plackerei verbunden, war in den Herzogthümern aufs Aeußerste verhaßt. Die Kopfsteuer als persönliche Abgabe, in den Herzogthümern mit Anfang dieses Jahrhunderts erst eingeführt, war eben so verhaßt. Beide Steuern sollten zu existiren aufhören, die alte und wolbegründete Klage der Herzogthümer war, daß sie in Beziehung auf die Steuern, Dänemark gegenüber prägravirt wären, daß sie die dänische Marine u. s. w. unterhalten, daß sie an den Staatsüberschüssen keinen Antheil bekämen, und in allen Dingen, in Wegebauten, öffentlichen Instituten, Verbesserungen u. s. w. hinter Dänemark zurück stehen müßten. Nun sollten die Staatsüberschüsse zum Besten nur Schleswigs verwendet, dem Landtag eine beschließende Mitwirkung über die Verwendung des Schleswig'schen Quotatheils zugestanden werden, und die Abgaben überhaupt nach einem richtigeren Princip als bisher vertheilt werden. Wer kann die Macht der Verlockung solcher promissorischer Verheißungen verkennen? Wie oft habe ich damals im Munde von Bauern die Rede gehört: wir sind gut zufrieden mit dem, was der König und Professor Flor uns versprochen haben. Wie es immer geschieht, mehrten sich noch diese Verheißungen im Munde des Volks und steigerten sich

bis zum Glauben an eine gänzliche Steuerfreiheit. In meiner Gemeinde befanden sich Bauern, auf deren Lande Käthner wohnten, welche dafür an die Bauern einen jährlichen Canon entrichteten. Im ersten Taumel über die obigen Verheißungen äußerte eine Bauernfrau, daß nun die goldene Zeit gekommen, nun gar keine Steuern mehr zu bezahlen wären. Aber, bemerkt die Käthnerfrau, dann werden wir auch nicht nöthig haben, an Euch Steuern zu bezahlen? — Bewahre, war die Antwort, so ist es nicht gemeint, es sind nur die Bauern, welche steuerfrei werden, die Käthner nicht.

Zu den Verlockungen kamen Gerüchte der entsetzlichsten Art, und Verleumdungen so frech wie möglich. Sie stammten aus derselben unlautern Quelle, wurden absichtlich verbreitet und nur aus diesem Grunde führe ich sie an, denn es müssen alle Waffen genannt werden, mit welchen gekämpft ward.

Der Herzog war fort. An seiner Person konnte keine Rache mehr genommen werden, daher mußte man seinen Ruf und Namen mit Geifer bespritzen. Bald ward erzählt, der Herzog habe bei seiner Flucht alle Pupillengelder, alle Schulfonds, alle Kirchengelder mitgenommen; bald, er habe Deutschland durchreist und dort eine Menge Züchtlinge und Vagabonden theils losgekauft, theils bestochen und in Sold genommen. Diese Bande sei im Anmarsch auf Alsen, um die Häuser der Bauern zu plündern und anzuzünden. Das erstere Gerücht fand allgemeinen Glauben und hielt sich Wochen lang, so daß noch nach der Schlacht bei Schleswig ein dänischer Oberoffizier mich fragte: wie ich den Herzog vertheidigen könne, der doch nicht allein die Kirchen, sondern auch die Unmündigen bestohlen habe? Das zweite Gerücht alamirte die ganze Insel, wol auch des-

halb, weil die Bauern ein schlechtes Gewissen hatten. Es veranlaßte den Pastor Schwensen in Hörup, sich zu dem herzoglichen Oberinspektor zu begeben, um diesen zu veranlassen, daß kein schlechtes Gesindel über die Fähre gebracht würde. Es veranlaßte weiter, daß sich das ganze Land bewaffnete und Patrouillen bei Tage und bei Nacht in den Dörfern patrouillirten. Daß unter diesem Gesindel die Freischaaren verstanden wurden, erhellt leicht. So kam der 28. März. Am Abende des 27. langten schon dänische Kriegsschiffe an, die sich am 28. vor Sonderburg legten und damit war die Insel von den Dänen occupirt. Als der Befehlshaber dieser Flotille, Dirking-Holmfeldt, die Spitze der Insel erreicht hatte, sandte er mit dem Lootsen einen Brief an den Bischof Hansen, zum Pastor Henningsen in Lysabbel, mit der Aufgabe, diesen sofort durch einen reitenden Boten dem Bischofe zu behändigen. Es geschah noch in der Nacht und der Inhalt dieses Briefes war der schon berührte Auftrag an den Bischof, die Ueberfahrtsstellen in der sogenannten Norderharde der Insel sofort durch bewaffnete Bauern besetzen zu lassen. Der Plan war gut angelegt. Es sollte der Herzog mit den Seinigen dadurch am Entfliehen gehindert werden. Der kriegerische Bischof vollzog auch in den frühen Morgenstunden des 28sten diesen Auftrag gewissenhaft und begab sich darauf nach Sonderburg zum Commandeur der Kriegsschiffe, um mit diesem nähere Verabredungen zu treffen. Wer sich darüber etwa wundert, daß ein Geistlicher und Bischof sich so zum Schergen der Politik und des Krieges hergeben, so sein heiliges Amt prostituiren konnte, dem fehlen bloß die praktischen Studien aus dem Leben der dänischen Geistlichkeit überhaupt und der Al-

sener Geistlichen insbesondere. Der Commandeur Dirking-Holmfeldt hatte mittlerweile in Sonderburg an das Volk eine Rede gehalten, im Namen des Königs Besitz vom Lande ergriffen, hatte den Herzog für einen Landesfeind und Verräther erklärt und verheißen, daß dieser nie wiederkehren würde und schließlich ermahnt, sich vor Gewaltthätigkeiten zu hüten. Darauf begab er sich zum Bischofe, der ihm in der Nähe Sonderburgs begegnete, fuhr mit diesem nach Guderup und verabredete mit ihm die weiteren militärischen Maßregeln, die Besetzung der Küste, die Sperrung der Insel u. s. w., Maaßregeln, welche der Bischof mit großer Umsicht ausführte. Der Bischof war überhaupt, bis der spätere Commandant Oberst Riegels eintraf, durch eine ganze Woche wie die oberste geistliche, so die oberste Militär-Behörde der Insel und entwickelte dafür practisches Talent.

Das hinderte aber nicht, daß auf Alsen die entsetzlichste Anarchie ausbrach, und sich gegen den herzoglichen Besitz, wie gegen die deutsche Gesinnung wandte. Es begann ein Vernichtungskrieg gegen den Wildstand und die Wälder des Herzogs. In Feldern und Wäldern zogen die Bauern in Massen umher, um das arme Wild zu vertilgen. Dies gelang auch vollkommen. Sogar die Schwäne, die der Herzog in der Nähe seines Schlosses hielt, wurden nicht verschont. Der spätere Commandant der Insel forderte auch den Landsturm, welchen er errichtet hatte, besonders zu einem Vertilgungskriege gegen das Wild auf, weil, so sagte er, — wer einen Hasen, der könne auch einen Preußen treffen. Nicht besser erging es den Wäldern. Wie das Wild, so mußten die armen Bäume es entgelten, daß sie deutsch d. h. Eigenthum eines deutschen Fürsten waren. In Norburg, dem Sitze der

Königlichen Behörden, des Amtmanns, Hardesvogten u. s. w. erschienen bewaffnete Bauern und zwangen die Behörden unter Androhung, Alles zu demoliren, sich für die dänische Sache zu erklären. Es mag dies besonders dem Amtmann Johansen, jetzt in Husum, schwer geworden sein. Noch in der Nacht vom 24. auf den 25. d. M. hatte derselbe mit einem herzoglichen Beamten und einem Pastoren, inspirirt von Wein, gelobt, den letzten Blutstropfen der Sache Schleswig-Holsteins zu weihen. Später hat er diese unangenehme Erinnerung leicht zu vergessen verstanden. Unvergeßlich bleibt mir der erste Eindruck, welchen diese anarchischen Zustände auf mich machten. Ich fuhr am 24. März mit meiner Frau nach Sonderburg zu meinem Schwager. Auf den Feldern sah man Bauern, welche jagten. Ein prächtiges Rudel Rehe stand am Wege, eben aus seinem Waldlager verscheucht, und sah uns mit klugen Augen wie klagend an. Es war ein sonnenheller schöner Tag. In Schaaren strömten die Bauern zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen nach Augustenburg. Der Oberinspektor des Herzogs hatte, noch im Glauben an die alten Bande des Gehorsams, die bäuerlichen Beamten, Synsleute und Vorsteher nach Augustenburg citirt, um mit ihnen Maßregeln zur Beruhigung des Landes zu verabreden. Dies schlug indessen anders aus. Die Bande des Gehorsams waren gelöst und an dessen Stelle war die vollkommenste Anarchie eingetreten. Ein Schullehrer Hansen u. a. hatte Briefe circuliren lassen, worin die Bauern zu einer dänischen Gesinnungsäußerung aufgefordert wurden. Sie kamen in hellen Haufen, der Oberinspektor ward insultirt, sollte ein dänisches politisches Bekenntniß ablegen und ein dänisches patriotisches Lied singen. Der Dannebrog mußte

auf dem Thurm des Schlosses aufgehißt werden. Es fand sich keine solche Fahne. Da mußten Hände deutscher Frauen eiligst eine nähen. Als dies geschehen, war das Kreuz darin schief und man schrie über Verrath. Es ward geändert und die Fahne aufgepflanzt. Das herzogliche Schloß sollte gestürmt werden; man ließ es jedoch bei einer Plünderung der herzoglichen Zeugkammer bewenden, deren Flinten später den Vertheidigern der dänischen Sache dienen mußten. In Sonderburg war die Fähre gesperrt, der Sund durch das dänische Kriegsschiff bewacht und meinem Collegen Pastor S. ward es verwehrt, seine Verwandten auf dem nahen Festlande zu besuchen, weil er sich nicht für die dänische Sache erklären wollte. Der deutsche Bürgermeister L. war abgesetzt und seine Funktionen verwalteten fanatisch dänische Bürger der Stadt. Wie es in solchen Zeiten geht, ward die Anarchie, die Unruhe, die Feindschaft durch circulirende Gerüchte von Raub und Plünderungen durch Freischaaren auf dem Festlande stündlich vermehrt.

Das arme Herz aber ward täglich schwerer. Sorgen um das theure Vaterland und die eigene Existenz stürmten auf dasselbe ein und sollten nur zu bald ihre fernere Begründung finden. Bis jetzt war ich persönlich nicht beunruhigt, nicht weiter nämlich, als man durch die Sorge vor den heranziehenden Wetterwolken sich beunruhigt fühlt. Nun kam es persönlich an mich heran. Wenn ich es je erfahren habe, daß es ein Segen ist, ein geistliches Amt, mit des Herrn Hülfe, möglichst geistlich getragen zu haben, so dies in den nachfolgenden Tagen. Wir kamen mit dem Abend wieder nach Hause. Im Vorbeifahren sah ich Licht in der großen Schulstube und sah, daß dort eine Versammlung tagte. Kaum zu Hause an=

gelangt, erschien denn auch eine Deputation von Bauern, brachte eine Adresse, welche sie so eben unterzeichnet hatten und forderte mich in anständigen Worten gleichfalls zur Unterzeichnung auf. Es war eine der vielen Adressen, mit welchen Professor Flor und Andere damals Nordschleswig überschwemmten. Ihr Inhalt war, wie weit ich mich dessen noch erinnere, die Erklärung, daß Nordschleswig lieber sich Dänemark als Deutschland anschließen wolle, daß Rendsburg und Schleswig dänisch wären, und die Bitte an den König, sich der bedrohten Schleswiger anzunehmen. Nachdem ich in möglichster Ruhe die Adresse durchgelesen hatte, erklärte ich eben so ruhig, sie nicht unterschreiben zu können, weil ich, wie sie wüßten, eine andere politische Ueberzeugung trüge. Zugleich erklärte ich nachdrücklich, daß ich ein Amt des Evangeliums und keine politische Mission habe. Auf weitere Gründe ließ ich mich nicht ein, weil ich bei der großen politischen Aufregung ihre Nutzlosigkeit erkannte, und es in der That unmöglich war, sie von dem Wahne zu heilen, welcher sie glauben machte, daß der Herzog allein der Urheber des ausbrechenden Kriegselendes sei. Ich ward nicht durch ein Wort gekränkt. Einer der Bauern sagte: es thut uns leid, daß Sie nicht unterschreiben wollen, was wir unterschrieben haben, und daher unser Thun nicht billigen; denn wir achten Sie und hätten gern für uns Ihre Billigung. Das war die erste Prüfung. Erscheint sie unbedeutend? Mir erschien sie nicht so, denn ich mußte sie vom geistlichen und politischen Standpunkt aus anders auffassen. Schon an dem Abend fühlte ich den kommenden Riß zwischen mir und meiner Gemeinde, ich fühlte die Unmöglichkeit einer gesegneten geistlichen Wirksamkeit in naher Zukunft, und das war ausreichend, um mich

schwer zu betrüben, selbst ohne Berücksichtigung dessen, was ich persönlich zu fürchten hatte. Am frühen Morgen des nächsten Tages war ich kaum aufgestanden, als mein vieljähriger, treuer Knecht sich in mein Zimmer schlich. Er war unter meinem Gesinde der einzige, welcher die politische Gesinnung seines Herrn theilte. Er hatte in der Nacht Patrouillendienst gehabt, war mit fanatisirten Bauern zusammengekommen und diese hatten ihm gesagt, wenn ich jene Adresse nicht unterschriebe, so würde ich in Ketten und Banden aufs Kriegsschiff gebracht und nach Kopenhagen geschleppt. Unter Thränen bat mich der treue Mensch, doch nur zu unterschreiben, es sei ja eben nur eine Unterschrift, denken könne ich ja, was ich wolle. Er meldete mir auch die nahe Ankunft einer zweiten Deputation.

Nicht lange, so erschien diese denn auch, sechszehn Mann stark, und trug dasselbe Verlangen vor, daß ich die Adresse unterschreiben und mich damit für dänisch erklären möge. Ich fragte zuerst, ob sie zu einer ruhigen Verhandlung bereit wären und einer der Stimmführer, ein fanatischer dänischer Schiffer, erwiederte: sie hätten sich die Hand drauf gegeben, mich mit keinem Worte beleidigen zu wollen. Nur unter dieser Bedingung, entgegnete ich, kann ich mich auf eine Erörterung einlassen. In möglichster Ruhe setzte ich ihnen auseinander, daß ich ja, wie sie wüßten, Schleswig-Holsteinisch gesinnt sei und dies bleiben müsse. Wolle und solle ich nun meine politische Gesinnung wechseln, so müsse ich aufhören, mich selbst zu achten und könne dann nicht mehr ihr Prediger sein. Es sei ein Riß eingetreten zwischen mir und ihnen in politischer Beziehung, ein tiefer Riß. Sie und die Gemeinde wüßten es, daß ich eine andre Meinung, andre Ansichten

trüge, als sie; glaubten sie, dennoch mir das Vertrauen geben zu können, dessen ich bedürfe, wenn ich als Geistlicher unter ihnen wirken solle, hielten sie mich für einen rechten Prediger, so wolle ich mit Gott mein Amt unter ihnen fortführen, wo nicht, so mögten sie es aussprechen. Ich wäre Schleswig-Holsteiner und würde dies bleiben. Wer aber unter ihnen sagen könne, daß ich jemals Politik gepredigt, jemals versucht habe, ihn zu meiner politischen Ansicht zu bekehren, der möge auftreten. Sie antworteten mit einem Munde: nein, Sie haben nur das Wort Gottes gepredigt. Dreimal fragte ich darauf: wollt Ihr denn, daß ich mein geistliches Amt unter Euch fortführen soll, oder soll ich es niederlegen? Antwortet, Ihr steht hier im Namen der ganzen Gemeinde? und ein lautes „Nein"! war ihre Antwort. Nun denn, so will ich in Gottes Namen mein unpolitisches evangelisches Amt unter Euch fortführen, denn es aus eigner Macht, aus Furcht und andern Gründen von selbst niederlegen, darf ich nicht. Soll ich es niederlegen, so muß es mir genommen werden. — So endete die Unterredung und die Deputation verließ mich. Man wundere sich nicht darüber, daß ich an sie die Frage richtete: ob sie wünschten, daß ich mein Amt niederlegen solle? Wer je dem „souveränen" Volke gegenüber gestanden hat, aber noch weiter, wer je es empfunden hat, daß die Basis der geistlichen Wirksamkeit das Vertrauen ist, der wird sich nicht wundern. Und daß diese Basis zwischen uns zu fehlen anfing, daß der Riß tiefer gehe, die Kluft mehr sei als eine bloß politische, davon hatte die Deputation nicht, wol aber ich eine mich tief schmerzende Empfindung. Gekränkt ward ich nicht, auch nicht mit einem einzigen Wort. Und das ist eben der Segen, von dem ich oben geredet habe, wenn Gott die Gnade

giebt, daß wir unser geistliches Amt geistlich tragen. Es war die Blüthezeit des dänischen Fanatismus. Die lautesten Schreier waren in der Deputation. Sie hielten den Herzog für den Anstifter alles Unheils, mich für den Gesinnungsgenossen und glaubten, wie damals die ganze Insel, daß ich besonders in die politischen Geheimnisse des Herzogs eingeweiht sei. In der Deputation befand sich ein Vater, der seinen einzigen Sohn zur dänischen Armee hatte senden müssen und nun, zitternd vor Grimm und unter Thränen, seine Wuth gegen den Herzog ausließ, der daran Schuld sei, daß er seinen Sohn nie wiedersähe. Ich dämpfte seine Wuth mit einem einzigen Worte. Gekränkt also ward ich nicht. Es wurde mir später erzählt, daß die Deputation sich von mir zum Commandeur des Kriegsschiffes begeben, diesem meine Weigerung, mich für dänisch zu erklären, mitgetheilt und von ihm verlangt habe, daß er mich gefangen nehmen solle. Dirking-Holmfeldt soll darauf gefragt haben, ob ich Politik predige und treibe? und als die Bauern dies verneinten, soll er sie gescholten und ihnen geboten haben, mich in Frieden mein geistliches Amt warten zu lassen. Ich kann die Wahrheit hiervon nicht verbürgen. Wenn, dann hat Dirking-Holmfeldt wie ein Ehrenmann gehandelt und in einem andern Geiste als sein bornirter und fanatischer Nachfolger, der Commandant der Insel, R i e g e l s. Ich aber dankte Gott, daß auch dies so gut verlief und will hier, da ich bald aufhöre, von Nottmark zu reden, der Gemeinde ein Ehrendenkmal setzen. Im höchsten Stadium des Fanatismus bin ich von keinem Mitgliede der Gemeinde je gekränkt worden. Ich lebte Wochen lang als suspendirter Geistlicher in ihr, ich bin als Gefangener durch sie geführt worden, aber gekränkt wurde ich nicht. Ja selbst, als

ich als dänischer Gefangener von ihr entfernt war, ein dänischer Caplan meine Stelle versah und intriguirt ward, um ein Gesuch zu Stande zu bringen, das meine Entlassung und seine Anstellung beantragen sollte, fand dies Gesuch nur drei Unterschriften. Wie ich darum die Gemeinde lieb gehabt habe, so habe ich sie noch lieb, so habe ich für sie gebetet und würde morgen wieder mit voller Freudigkeit die Arbeit an ihr beginnen, wenn es so Gottes Wille wäre. — Dennoch aber zog, nachdem die Deputation mich verlassen hatte, ein schneidender Schmerz in meine Brust ein. Es war nicht Furcht, nicht Sorge für die Zukunft, es war das tiefe Weh der Ahnung, daß es dennoch mit meiner geistlichen Wirksamkeit an dieser Gemeinde vorbei sein dürfe, daß in Zeiten solcher politischen Trübung die unpolitische Predigt aus meinem Munde keinen Eingang finden werde, daß die ideale Scheidung des Amts und der Person mehr sei, als man von einer fanatisirten Gemeinde fordern dürfe. Sie glaubte alle ihre zeitlichen Interessen, das Wohl ihrer Söhne und Brüder durch blutiges Würfelspiel gefährdet, sie hielt ihr Recht nur für Recht, meine Freunde für ihre Feinde und Gegner ihrer Freunde auf blutiger Wahlstatt und ich theilte nichts von dem, was ihre innersten Seelen bewegte; wo sie fürchteten, hoffte ich, wo sie sich freuten, trauerte ich, wo sie liebten, haßte ich — ich erkannte, es könne so nicht gehen und Der, deß Reich nicht von dieser Welt, könne nicht ferner von mir an dieser Gemeinde gepredigt werden. Das war ein herber Schmerz, welcher mit und unter diesen Betrachtungen mein Herz erfüllte. Denn gewiß, ich hatte die Gemeinde lieb und hätte ihr so gern den lieben Herrn in unpolitischer Predigt ferner noch verkündigt. Und weil dies, so verlor ich mich auch bald wieder in christ-

liche Abstracta, meinte, bald wieder mein theures Amt unbetheiligt von allen politischen Stürmen und Parteiungen fortführen zu können, glaubte an ein Friedenswirken mitten im Unfrieden und ward durch die innigen Wünsche meines Herzens zum geistlichen Idealisten. Meine Frau theilte meinen Schmerz und meine Hoffnung. Wir sollten bald enttäuscht werden. Wie immer, so machte ich mir jetzt für mein Verhalten gegen die dänischen Gewalten, welche auf der Insel regierten, genaue Vorschriften und unterwarf es festen Regeln. Zur Rechtfertigung vor mir selber mögen die Grundsätze meines Handelns hier mitgetheilt werden.

Auch jetzt noch, nachdem Jahre seitdem verflossen sind, kann ich nicht umhin, sie für richtig zu halten und Gott dafür zu danken, daß mir durch Befolgung dieser der Friede im Gewissen bewahrt geblieben ist. Es sind das auch nicht bloß meine Grundsätze gewesen, sondern zugleich die der vielen Prediger in Schleswig, welche später wegen ihrer dänenfeindlichen Politik aus Amt, Brod und Vaterland sind verwiesen worden. Da nun Herr Professor Hengstenberg mich und meine Amtsbrüder wegen rebellischer Tendenzen öffentlich verklagt hat, so möge an mein Verfahren, der ich mehr und früher als irgend einer meiner Amtsbrüder den politischen Collisionen ausgesetzt war, der Maaßstab angelegt werden, ob wir gesündigt haben, oder der Steinwurf der Anklage auf das Haupt des Herrn Verklägers zurückgeschleudert werden muß. Es war mein oberster Grundsatz und mein innigstes Bestreben, mein heiliges Amt von aller politischen Beimischung frei zu halten. In diesem Grundsatze hatte ich mich bereits die vollen zwei Jahre geübt, hatte an keiner öffentlichen politischen Manifestation, deren es damals auf

beiden Seiten viele gab, Theil genommen, hatte mit keinem Gemeindemitgliede über Politik gesprochen, geschweige denn je in meinem amtlichen Thun und Reden Derartiges auch nur in Anspielungen erörtert. Ich erinnere mich nur einer einzigen Ausnahme, als drei angesehene Bauern einst in einer Abendstunde zu mir kamen, und ausdrücklich zu ihrer Belehrung eine Mittheilung meiner Ansichten von mir forderten. Da glaubte ich und glaube es noch, daß ich zu einem freimüthigen Zeugnisse berufen sei. Wo ich dagegen in privaten Kreisen und unter Freunden mich befand, da hatte ich jenen Amtsgehorsam nicht zu beweisen, sondern machte aus meinem Herzen und dem, was ich für Wahrheit und Recht hielt, kein Hehl. Gewiß hatte ich es nur diesem Verfahren zu danken, daß mir das volle Vertrauen meiner Gemeinde zu Theil ward, welche durch lange Jahre von meinem Vorweser und dänischen Emissären bearbeitet war. Zunächst jenem Grundsatze stand mir der Gehorsam gegen die von Gott geordnete Obrigkeit und als diese erkannte ich nur den König-Herzog, für den ich, je mehr die Spaltung der Nationalitäten mit den Jahren zunahm, je mehr es sich herausstellte, daß der König die Herzogskrone über dem königlichen Diadem vergaß und wesentlich national-dänisch gesinnt war, mit vielen meiner Amtsbrüder desto inniger betete. Dieser Gehorsam erhielt noch dadurch eine Steigerung, daß nach ausgebrochenem Kriege Alsen factisch von den Dänen in Besitz genommen ward und innerlich wurde er mir dadurch erleichtert, daß ich im Anfange der Krisis der Schleswig-Holsteinischen Erhebung wol nicht das Recht, aber das Zeitgemäße, absprechen zu müssen glaubte. Wie ich aber jede politische Bethätigung nach deutscher Seite hin mit allem Ernste vermied, so auch

jede nach dänischer Seite hin, so fern sie über die Amtsgränzen hinausging. Und es ist diese letztere Neutralität, welche mir Absetzung und Gefangenschaft eingetragen hat.

Denn eine solche christliche Neutralität eines unpolitischen Geistlichen, ein solcher bis zur äußersten Selbstverläugnung geführter Gehorsam gegen die factische Gewalt genügte den Dänen nicht, sie wollten nur geistliche Parteimänner und fanatisirende Prediger. Ich kann für diese Behauptungen den Beweis führen. Die Insel Alsen hatte mittlerweile einen geborenen Alsener und früheren dänischen Militär, den Obersten Riegels, zum Commandanten bekommen. Dieser organisirte sofort einen Landsturm und bot alle waffenfähige Mannschaft dazu auf. Ich verlas seine Proclamation, wie es geboten war, von der Kanzel, ich sandte meinen Knecht, bewaffnet mit einer Lanze, in den Landsturm; dagegen erschien ich nicht auf der von ihm angesagten Volksversammlung, wo zu erscheinen „der ehrenwerthe Stand der dänischen Geistlichen" besonders aufgefordert war, denn letztere Betheiligung lag außerhalb der Gränzen meines geistlichen Berufs. Es wurden freiwillige Kriegssteuern ausgeschrieben; ich hielt den geforderten Beitrag nicht zurück; es wurden Schanzen auf den Düppeler Höhen angelegt, um den kommenden Feind abzuhalten; ich sandte mit allen Bauern meinen Knecht mit Wagen und Pferden dahin. Und so war ich in allen Stükken bemüht, der factischen Obrigkeit den geforderten Gehorsam zu beweisen. Wie schwer mir persönlich diese Opferung ward, ich glaubte sie mir von Gott auferlegt, unter dessen Zulassung ich mit meinem warmen deutschen Herzen in diese dänischen Zustände gerathen war. Aber je länger, je schwerer ward mir die Amtsbürde unter solchen Verhältnissen.

Der Sonntag kam, es war der 2. April, und sollte mein letzter amtlicher Sonntag an dieser Gemeinde sein. Ich predigte vor voller Kirche. Denn obwol die Leute sich verabredet hatten, nicht mehr in meine Kirche zu kommen, hatte wiederum das Gerücht, daß ich meine Abschiedspredigt halten würde, viele Leute herbeigeführt. Ich schloß mit einem warmen Gebet für den König, um Frieden und um den Sieg der Sache, welche Gott in seiner Gerechtigkeit für die gerechte erkenne; wäre dies die Sache, welche König und Land für die hielten, so möge Gott dieser den Sieg verleihen. In meinem Tagebuche bemerkte ich dazu. „Nach schwerem innern Kampfe entschloß ich mich, so zu beten. Ich bin Prediger dieser Gemeinde und der innere Mensch darf sich dieser Selbstverleugnung um des heiligen Amtes willen nicht entziehen. Jesuitismus leitete mich nicht dabei, sondern Opferung." — Ich glaube, daß ich jetzt nicht im Stande sein würde, den Menschen so dem Amte aufzuopfern. Aber damals, wo ich ohne Erfahrung war, von der Unmöglichkeit, das geistliche Amt ideal frei zu halten von politischen Trübungen, es als ein Friedensamt inmitten der Stürme zu bewahren und meinen Herrn und Heiland unverkürzt den Seelen zu verkündigen, nicht überzeugt war, damals glaubte ich mich zu jeder persönlichen Opferung, zu jeder Concession an das Gemeindebewußtsein verpflichtet, glaubte Alles thun zu müssen, wodurch die Friedensklänge des Amts in die Kriegsflammen des Lebens gebracht werden könnten. Das wenigstens werden diejenigen, welche hierin nicht mit mir übereinstimmen, mir lassen müssen, daß ich mein Amt ohne persönliche Politik führte, daß ich zu jeder persönlichen Opferung an das Amt und an die Gemeinde bereit war und nur da eine strenge

Gränze zog, wo eine außeramtliche, persönliche, politische Thätigkeit von mir gefordert ward. Diese meine unpolitische Amtsführung war ein Traum; es geht nicht, in Zeiten solcher Kämpfe, die nationaler, innerlicher Natur sind, eine so ideale Amtsführung durchführen zu wollen. Die Geistlichen Berlin's haben ja in den Märztagen des Jahres 1848 Aehnliches erfahren, als sie, mit alleiniger Ausnahme des würdigen Büchsel, den Prinzen von Preußen aus dem Kirchengebete wegließen.

Und von diesem Gesichtspunkte aus muß ich noch diese Stunde mein Verfahren für gerechtfertigt halten, denn ich glaubte an die Möglichkeit, ich betete für sie, mein Amt an dieser Gemeinde fortzuführen und habe mich immer darin zu versenken gestrebt, Diener Gottes an der Gemeinde zu sein, welche Christus mit seinem Blute erkauft hat. Es darf ja nicht vergessen werden, daß ich und wir Alle Neulinge in solchen Verhältnissen waren, daß ich nur die Amtsseite, nicht aber die politische Lebensseite empirisch durchlebt hatte, daß meine geistliche Pflicht, nicht aber ihre Begränzung durch persönliches staatsbürgerliches Recht und positive Unmöglichkeiten des von Christo abgewendeten politischen und fanatisirten Lebens, mir ins Bewußtsein getreten war. Genug, nach dem Standpunkte meiner damaligen Lebensentwicklung durfte und konnte ich nicht anders handeln, denn wir Geistlichen hingen dem allein an, deß Reich nicht von dieser Welt, wir verabscheuten das politisch fanatische Treiben der dänischen Priester in Nordschleswig, die auf Volksversammlungen tagten und ungeistliche Reden hielten, und wir kannten nicht die Christo feindliche Gewalt eines fanatisirten Volkslebens, welche hinein in das ideale Lebensgebiet des Geistlichen die

Rede wirft: entweder du theilst meine politische Ansicht, oder aber du kannst nicht mein Prediger sein. Was ich persönlich unter dieser Hingabe an eine ideale Amtsidee litt, bleibe hier unerörtert; auch dies, wiefern es eine rechte Opferung gewesen ist, hat meinem Herzen und meinem Amte Frucht getragen. Furcht und Sorge um meine gefährdeten Freunde in Nordschleswig, um die Sache meines Vaterlandes bewegten in den Tagen mächtig unsere Herzen. Zwei Freunde, der liebe Candidat W. und der benachbarte Pastor S., kamen täglich und mit ihnen besprachen wir unsere Sorgen und unsere Hoffnungen. Jeder Tag brachte nun dänische Truppen, die nach kurzem Aufenthalt nach Flensburg marschirten. Jeder Tag brachte neue Aufregungen, denn Alsen war eine Welt für sich, war vom Festlande abgesperrt und daher eine Welt voll der unsinnigsten Gerüchte. Eine Meinung besonders ward von den Dänen bis zur Gehässigkeit verbreitet. Es war die, daß der Herzog die Seele des Aufruhrs sei, der mit diesem stehe und falle. Daß dies lügenhafte Gerücht nur dazu dienen konnte, wegen meiner vermeintlichen Stellung zum Herzog, meine Stellung zur Gemeinde täglich unhaltbarer zu machen, ist leicht ersichtlich. Die Gemeinde ging daher auch in ihrer Entfremdung von mir weiter und trug durch eine Deputation beim Bischofe auf meine Entlassung an. Dieser aber, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit ich, trotz seiner unseligen und ungeistlichen Amtsführung und politischen Haltung nie verkannt habe, verwies der Deputation dies unziemliche Benehmen. Ungeachtet der Absperrung der Insel erfuhren wir dennoch manches von dem, was auf dem Festlande geschehen war, so u. a. daß der sehr gediegene und sehr entschiedene Bürgermeister Schow in Apenrade, unter

Androhung die Stadt sonst zu bombardiren, auf ein dänisches Kriegsschiff gelockt und darauf hinterlistig in Gefangenschaft abgeführt worden sei. An mich traten eigenthümliche Versucher heran, denen zu widerstehen freilich nicht schwer fiel. Einzelne Seelen in der Gemeinde, welche mich besonders lieb hatten, kamen, ähnlich zum Theil wie Nicodemus zum Herrn, bei Nacht zu mir, um mich durch ihre Bitten zu bewegen, daß ich mich für die gerechte Sache Dänemarks erklären möge. Sagen Sie nur, daß Sie dänisch sein wollen, so ist es ja genug, hieß es da, und ich konnte diesen treuen Seelen den eigentlichen Stand der Sache nicht deutlich machen, da auch sie von der Ansicht ausgingen, daß es sich nicht um eine nationale Rechtsfrage, sondern um einen persönlichen Conflict zwischen dem Herzoge von Augustenburg und dem Könige von Dänemark handelte. Zum 4. April bemerkt mein Tagebuch: „Der Tag verfloß ruhig und stille und wie danke ich dem „Herrn für die Ergebung, welche er in unser Herz gelegt hat. „Wenn wir auch Stürme erwarten, wie die gehabten, so hat „der gute Gott uns mittlerweile ruhige Tage gegeben, in „welchen wir uns für die kommenden Stürme haben kräf„tigen können. Herr, dein Wille geschehe!" — Dies Wort sollte prophetisch sein. Am 5. April erschienen zwei Circuläre des Bischofs. In dem einen forderte er die Geistlichen auf, so viel in ihren Kräften stände, dafür zu wirken, daß der Auflösung der gesetzlichen Ordnung gewehrt würde. Die Urheber der Anarchie, die Bauern, nennt er „den hæderlige Bondestand" (den ausgezeichneten Bauernstand), welche, obgleich sie, wie er sagt, sich weigerten, Steuern und Abgaben zu entrichten, die schuldigen Hofdienste zu leisten u. s. w., dennoch einen so ausgezeichneten Sinn für Ordnung und

Gesetzlichkeit in der vergangenen Woche entwickelt hätten. Die Logik des Herrn Bischofs war durch die Verhältnisse etwas in Unklarheit gerathen. Es war in der That eine offene Rebellion gegen Alles, was Gesetz, Ordnung, Obrigkeit hieß, ausgebrochen, da aber der Bischof selber dies Feuer geschürt hatte, so konnte er nicht umhin, das souveräne Volk durch Schmeichelworte zu besänftigen. In diesem Unternehmen nun sollten die Geistlichen ihn unterstützen und die Bauern darauf verweisen, daß ihre Leistungen nicht dem rebellischen Herzoge, sondern dem Könige, der von den Gütern des Herzogs Besitz ergriffen hätte, zu Gute kämen. — Das zweite mehr kirchliche Circulär verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Ich gebe es hier in wörtlich treuer Uebersetzung.

„Der Königl. Commandant in Sonderburg, Hr. Kammerherr, Kriegscommissär, Ritter v. d. Riegels hat durch zwei Schreiben vom gestrigen Datum mich unter Anderm davon in Kenntniß gesetzt, daß der Herzog von Augustenburg in ein feindliches Verhältniß zum dänischen Staat und der dänischen Regierung („König" sagte auch der Bischof damals nicht, vermuthlich, weil er die Entscheidung des Ministers Orla Lehmann von der Republik mit der dynastischen Spitze, adoptirt hatte,) getreten ist, und hat in dem einen Schreiben vorgefragt, ob wirklich zu der Annahme Grund bestehe, daß einer der Herren Prediger sich für berechtigt halten könne, den Herzog in das Kirchengebet aufzunehmen? Und in dem andern Schreiben hat derselbe die Einfügung der Bitte für den Herzog im Kirchengebet für ein Aergerniß erklärt. (sic. ! cf. Matth. 5, 44. Röm. 12, 20.)

In Erwägung nun, daß das Gebet für den Patron der

Kirche nirgends befohlen ist, sondern allein auf einem erlaubten Herkommen beruhet, und daher nicht zur Ausübung kommen darf, wo sich Aergerniß, statt Erbauung davon erwarten läßt, was in unsern erregten Zeiten in casu leider der Fall ist; in Erwägung ferner, daß in Folge Schreibens des Herrn Commandanten, der Herzog v. A. in einem feindlichen Verhältnisse zum dänischen Staat und der dänischen Regierung steht und es, da das dänische Low 1. 4. 12 uns gebietet, die Predigt mit Gebeten für den König und das Königl. Erbhaus, die Obrigkeit u. s. w. zu schließen, ein Widerspruch sein würde, im Kirchengebete nach dessen offizieller Bedeutung, die höhere und niedere Obrigkeit und Den, der dafür erklärt wird, daß er zu ihr in einem feindlichen Verhältniß stehe, einzuschließen; in Erwägung endlich, daß der Herzog v. A. nicht mehr Patronatsgerechtsame ausübt, indem die Insel in Belagerungs- oder Kriegszustand erklärt ist, und der Commandant der Insel die Leitung der Güter in die Hände von ihm anerkannter Beamten im Namen der Regierung gelegt hat; — so sehe ich mich hierdurch genöthigt, mit wehmüthigem Herzen, meine Amtsbrüder im fürstlich Augustenburgischen District zu ersuchen, daß sie nicht mehr den Herzog von A. dem officiellen Kirchengebet einreihen.

Welchen schädlichen Einfluß das, wie der Hr. Commandant erklärt, feindliche Verhältniß, worin der Herzog steht, ferner auf die Lage meiner Amtsbrüder in einzelnen bevorstehenden Fällen üben wird, das werden Sie am Besten selbst beurtheilen können*).

---

*) Dieser Passus zielt auf die Absetzung der in politischen Beziehungen zu dem Herzog etwa stehenden Prediger.

Auf die Frage des Hrn. Commandanten, ob zu der Annahme Grund vorliege, daß einer der Hrn. Geistlichen S. M. den König aus dem Kirchengebete weglassen würde, was anderswo der Fall gewesen ist, habe ich geantwortet, daß ich zu solcher Annahme gar keinen Grund hätte.

Guderup, den 5. April 1848.

J. Hansen
Bischof über Alsen und Arröe.

Am Nachmittage desselben Tages war ich in Sonderburg und sah dort einzelne dänische Bataillone nach Flensburg abziehen. Meine dortigen Verwandten wunderten sich, mich zu sehen, indem sich das Gerücht verbreitet hatte, daß ich gefangen gesetzt sei. In der That hatte der Commandant Riegels bereits vom nahen Festlande Beamte, Landleute u. s. w. arretiren und nach Sonderburg führen lassen, und wahrscheinlich war es nur die Ansicht, daß ich ja eigentlich bereits Gefangener sei, welche mir noch die Freiheit in dem engen Inselkreise bewahrte.

Inzwischen kam die Entscheidung mir persönlich immer näher. Ich erkannte die Unmöglichkeit, ferner mein Haus und meine nächste Umgebung zu verlassen, denn nur in dieser war ich geschützt vor Schmähungen. Bei der Rückkehr von Sonderburg hörte ich von den Begegnenden Aeußerungen, wie: dort reitet auch ein deutscher Verräther; ein blinder Schuß ward von einem Bauern abgefeuert, und eine Dorfschaft, welche Exercirübungen hart an der Landstraße hielt, brachte ein „Hurrah dem deutschen Prediger.“ Ich hatte streng die Gesetze meiner geistlichen Neutralität inne gehalten, hatte die verrufenen sieben Fragen der abgeordneten Commission zur Untersuchung der politischen Verhältnisse, loyal beantwortet,

denn noch immer war ich der Erhebung meines Vaterlandes im Geiste — aus Unkunde — entfremdet und würde nimmer die provisorische Regierung anerkannt haben. Diese Erinnerung ist mir noch schmerzlich und trostreich zugleich. Sie ist mir schmerzlich, weil ich den edlen Männern, welche im rechten Patriotismus, der heiligen Landessache sich opfernd, an die Spitze traten, Unrecht gethan habe, da ich immer noch wähnte, das äußerste Rechtsmittel, der letzte gütliche Versuch, sei nicht erschöpft; trostreich, weil sie mich in meiner geistlichen, unpolitischen Haltung stärkte, die mir wol sonst schwerer geworden wäre, und ich daher von den Gewaltthaten der Dänen ohne wirkliche Schuld betroffen wurde. Die Einleitung zu diesen Gewaltthätigkeiten wurde nun ins Werk gesetzt. Am 6. April erhielt ich vom Bischof folgendes Schreiben:

„Die Königl. Commandantur in Sonderburg hat in „einem Schreiben von gestern Aufklärung über die Stellung „verlangt, welche Ew. Hochwürden zu unseren politischen „Zuständen haben, und da dieselbe sich nicht durch die Er„klärungen, welche ich zu geben im Stande war, befriedigt „fand, in einem ferneren Schreiben mich beauftragt, von „Ihnen eine nähere Erklärung zu fordern.

„Ich erlaube mir daher, von Ihnen baldmöglichst eine „gefällige Erklärung zu erbitten, ob Sie anerkennen, oder „durch Wort und Werk unterstützen, oder anzuerkennen und „durch Wort und Werk zu unterstützen beabsichtigen, irgend „welche nicht von Sr. Majestät König Friedrich I. aner„kannte Autorität, namentlich die sogenannte provisorische „Regierung, oder eine andere Autorität, welche sich dieser „untergeordnet hat, oder in einem feindlichen Verhältnisse „zum dänischen Staate und der dänischen Regierung steht,

„in welcher Veranlassung ich zu bemerken nicht unterlassen „kann, daß, nach Maaßgabe des angezogenen Schreibens der „Commandantur, der Herzog von Augustenburg in einem „solchen Verhältnisse sich befindet.

„Die Worte, in welchen ich diese Erklärung fordern soll, „sind mir nicht aufgegeben. Ich habe die Erklärung nur so „gestellt, wie ich meine, daß sie hinreichend sein wird. Soll„ten Ew. Hochwürden einen oder den andern Ausdruck we„niger passend finden, oder es vorziehen, die Erklärung in „einer andern Form zu geben, dann erbitte ich mir amtlich „eine solche Form, wie sie Ihrer Ueberzeugung entspricht, und „gemäß welcher Sie handeln wollen. Es wird sich dann „zeigen, wie weit die Commandantur selbige genügend findet, „um ihre Absicht zu erreichen, nemlich die Ueberzeugung ihr „zu geben von der Zuverlässigkeit der ihr untergeordneten „Beamten, namentlich bei Ausführung von Or„dern und Aufträgen, womit Sie möglich beauftragt „werden könnten.

Guderup, 5. April 1848.

J. Hansen,

Bischof über Alsen und Arróe."

Dies Document überraschte mich einigermaaßen. Es war ja leicht ersichtlich, daß andere Intentionen zu Grunde lagen.

Die Insel war hermetisch abgesperrt und ich durch die zwingende Macht der feindlichen Verhältnisse auf Haus und Garten beschränkt. Zwischen mir und der provisorischen Regierung, oder jeder ihr zugethanen Behörde, lag das Land und ward behütet von der dänischen Armee, lag das Meer, das bewacht wurde von dänischen Kriegsschiffen und Kanonen-

böten. Es war eine Lächerlichkeit, eine bornirte dänische Fiction, daß ich die Rechte und Lande Dänemarks und seines souveränen Volkes sollte gefährden können. Ich war ja in der That vollständig ein Gefangener. Aber der Zweck jener Maaßregeln war auch ein ganz anderer. Meine kirchliche unpolitische Haltung, mein stricter passiver Gehorsam genügten den dänischen Gewalthabern nicht, sie wollten mein Amt zu einer politischen Diatribe, mich zu einem politischen Agitator gemacht wissen und es hat sich mir hier und immer wieder bewährt, daß bei den Dänen das Christenthum national, nicht aber die Nation christlich ist. Politische Sturmprediger brauchten sie. Das Amt des Friedens und der Neutralität war ihnen zuwider. Dies sagt ja auch deutlich der Schluß des Briefes, wonach der Commandant sich von der Zuverlässigkeit der Geistlichen überzeugen will, um zu wissen, ob er ihnen Aufträge anvertrauen kann. Nun, der Commandant Riegels war fanatisirt und ein sehr beschränkter Mann. Der Bischof war nicht der Ansicht. Wiewol dieser leider, besonders in jener Zeit, nicht eine bischöfliche, sondern eine rein politische Thätigkeit ausübte, so daß er jenem Bischof ähnlich ward, dessen blutige Rüstung der Kaiser vom Schlachtfelde dem Papste mit der Frage sandte: siehe zu, ob dies das Hirtenkleid deines Sohnes ist? — so hatte der Bischof doch damals noch eine Ahnung von einem priesterlichen unpolitischen Amte und den aufrichtigen Wunsch, mich unbehelligt in meiner geistlichen Neutralität zu belassen. Ich muß ihm dies anerkennende Zeugniß geben, daß er trotz unserer Opposition nichts gethan hat, um mich zu vertreiben, sondern Alles, um mich in meinem Amte zu erhalten und mich zu beschützen. Wie wenig ich sonst auf irgend einem Gebiet mit ihm sym-

pathisiren kann, dies Zeugniß darf ich nicht zurückhalten. Ich machte hiervon gleich eine Erfahrung. Um die schriftliche Antwort zu umgehen, begab ich mich sofort persönlich zu ihm. In der Unterredung, deren Hauptpunkte mir noch klar vorschweben, kam mir der Bischof mit offener Freundlichkeit entgegen. Ich erklärte dem Bischof, daß ich, wie ihm ja wol bekannt sei, nach meiner politischen Gesinnung Schleswig-Holsteiner sei, daß es aber eben zu dieser Gesinnung gehöre, loyal und der Obrigkeit gehorsam zu sein. Darum sei ich bereit, mein priesterliches Amt still und ohne alle Betheiligung mit der Politik fortzuführen; sollte ich indeß zu politischen Acten, Demonstrationen, zu eventuellen Siegesfesten hinzugezogen werden, so bäte ich sehr dringend für mich, wie im Auftrag meines jungen Collegen Pastor S., uns zu suspendiren, denn wir könnten die Selbstverleugnung nicht so weit treiben, um über den Leichen unserer Brüder und Gesinnungsgenossen ein Te Deum zu singen. Der Bischof erwiederte und wiederholte es mehrfach, daß nie etwas von mir solle gefordert werden, was meiner politischen Ueberzeugung widerstritte, bat dringend, daß wir, wie bisher, so auch ferner unser Amt still weiter verwalten möchten und als ich wiederholt in ihn drang, uns lieber zu suspendiren, weil wir nicht im Stande wären, unsere persönliche Rechtsüberzeugung zu verleugnen, versprach er, falls ein Sieg der Dänen zu einem Te Deum Veranlassung geben solle, uns von diesem und jedem Act, der unser Gewissen beschweren könnte, zu dispensiren. Ich versprach dagegen, ruhig in meinem Amte zu verharren und unterschrieb folgenden Revers: „ich habe dem „Könige meinen Eid geschworen, den ich zu halten gewillt, „und jemals übertreten zu haben mir nicht bewußt bin.“

Zugleich erfuhr ich vom Bischof, daß politische Gegner von mir aus meiner Gemeinde bei ihm gewesen wären und ihn inständig ersucht hätten, mich zu schützen und in meinem Amte zu lassen. — Es geht aus diesen Verhandlungen hervor, daß der Bischof an dem, was mich so bald schon betraf, ohne alle Betheiligung war, daß er die ehrliche Absicht hatte, mich zu schützen und in meinem Amte zu erhalten, daß er so wenig wie ich die politische Lage übersah, noch die Unmöglichkeit durchschaute, in Zeiten solcher Aufregung die Person vom Amt, das Amt von der Person zu trennen. Es geht eben nicht und kann nimmer gehen. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, aber es soll in diese Welt kommen; der Geistliche ist Diener Christi, aber er ist Mensch und Staatsbürger und kann in Zeiten der Gährung, wo die Grundlagen des Staats gefährdet sind, unmöglich eine Luftstellung einnehmen. Denn der Staat ist es eben, den seine Arbeit am Reiche Christi christlich zu machen hat. Ist nun die Staatsgrundlage erschüttert, so ist ihm der Acker, auf dem er ackern soll, entzogen und er muß auch an diesen Vibrationen Theil nehmen, er mag wollen oder nicht. Gilt dies überhaupt, so hier im Besonderen. Die Geistlichen Dänemarks und besonders die auf Alsen hatten sich an die Spitze der Bewegung gestellt; ihr Amt, ihre Predigt, ihr Thun, Alles athmete dänische Politik. Wie sollte denn für einen Einzelnen eine gegentheilige ideale Stellung denkbar und möglich sein? Die Kirche hat alle Zeit ein Bewußtsein von ihrem Wesen und ihrer wahren Bestimmung gehabt, nicht aber auf gleiche Weise der Staat davon, daß er ein specifisch christlicher Staat sein soll. Der damalige dänische Staat hatte hiervon gar kein Bewußtsein; was nicht politisch-national

war, das galt auch nicht als christlich. Es könnten nicht uninteressante Untersuchungen hierüber angestellt werden, wiefern die deprimirende Gewalt, welche in Dänemark die Nationalität über das Christenthum ausübt, und das völlige staatliche Beamtenthum, wozu die Kirche dort herabgewürdigt ist, seine Wurzel in der rein episcopalen Form der Kirche hat, oder nicht. Es mag einer Kirche unter so drückenden Formen schwer werden, dem Regiment des Staats die Ueberzeugung beizubringen, daß sie mehr ist, als ein bloßer Beamtenstand und Staatsdienst nach der äußern Lebensseite. Sie muß auch selber schwer dabei haben, zu dem vollen Bewußtsein ihrer Würde und ihrer Bestimmung hindurch zu dringen, wenn sie sich fort und fort vom Regiment nur als dienendes Beamtenthum betrachtet sieht, und fortwährend tiefer in den äußerlichen Staatsdienst gezogen sieht. So aber war es hier. Der Geistliche war zugleich Vorsteher der Commune, war der verpflichtete Anwalt in Armen- und Communesachen, mußte die Ordnung, die Gesetzlichkeit mit überwachen; die Gesetze erhielten erst ihre legislative Geltung, nachdem der Geistliche sie in der Kirche hatte verlesen lassen u. s. w., kurz es waren dem Staate alle möglichen Handhaben gegeben, um das geistliche Amt in seine Aeußerlichkeiten zu ziehen, und auch darum war in solchen Zeiten eine unpolitische Amtsstellung eine Unmöglichkekt.

Der Staat kann nicht, wo die episcopale Form vorherrscht, dem Geistlichen die amtlich politische Betheiligung erlassen, wenn er auch die persönliche frei zu geben bereit ist. Ich glaube, daß unter presbyterialen Formen dies anders sein wird. Genug, die dänische Macht wollte weder die amtliche noch die persönliche Stellung des Predigers frei geben.

Ich kehrte in mein Haus zurück, zum letzten Mal durch die Täuschung froh, daß mein Amt ein unpolitisches sei. Indeß sollte mein Traum nur von kurzer Dauer sein. Schon früh am nächsten Morgen erhielt ich ein zweites Schreiben vom Bischof, mit einem längeren formulirten Revers zur Unterschrift. Außer dem bereits Angeführten, enthielt dieser noch weiter „namentlich habe ich nicht anerkannt, oder beabsichtige anzuerkennen, oder durch Wort und Werk irgend welche Autorität zu unterstützen, welche nicht von Sr. Majestät dem Könige anerkannt ist, namentlich nicht die sogenannte provisorische Regierung u. s. w. Ich unterschrieb auch diesen Revers und würde es unter ähnlichen Verhältnissen noch thun. Der König war uns Allen König aus anerzogener Gewohnheit und weil a priori fit denominatio. Unsere loyale Gesinnung war damals bis zur begrifflichen Schärfe des Königs-Herzogs gediehen. Wir wußten und liebten unser heiliges Landesrecht, aber erst als das radikale Dänemark uns incorporiren wollte, erst da trat unsere rechtliche Oposition an das Wort König-Herzog. Zu der provisorischen Regierung stand ich noch immer in dem angedeuteten Verhältnisse innerlicher Trennung, und zudem war die Anerkennung eine faktische Unmöglichkeit. In dem amtlichen Schreiben des Bischofs lag ein Zettel folgenden Inhalts: „Sie sollen, guter Nachbar, nicht vor der Ihnen hier abverlangten Erklärung erschrecken. Ich bin überzeugt, daß Sie mit gutem Gewissen dieselbe befriedigend werden ausstellen können, und Sie können überzeugt sein, daß ich Ihnen nicht schaden werde. Uebrigens hat auch der Amtmann den civilen Autoritäten Aehnliches abverlangt.

Die besten Grüße von Ihrem Hansen"

Die Entstehungsgeschichte war folgende. Der König war auf Alsen angekommen. Während ich mit dem Bischof unterhandelte und mich verständigte, war schon in Folge gehässiger und lügenhafter Insinuationen des Commandanten Riegels, des Pastors S. und meine Suspension im Königlichen Cabinet ausgefertigt. Wie allen Handlungen der dänischen Regierung in diesem unglücklichen Jahre nur der Volkswille, nur die Tendenz zu Grunde lag, das souveräne Volk zufrieden zu stellen, so hatte auch der Staatsminister Graf Knuth unsere Suspension als eine nothwendige Concession an das Volksbewußtsein erklärt. Während wir demnach uns neuen Hoffnungen hingaben, daß wir den Haus- und Amtsfrieden würden bewahren können, erhielt der Bischof 3 Suspensionsacte, denn mit uns beiden war auch Propst Höeck in Kotting suspendirt. Der Bischof, hierüber alterirt, begab sich darum am nächsten Morgen zum Propsten und sandte mir von dort den neuen Revers zur Unterschrift, da unter diesen Umständen die einfache Form des ersten nicht genügen mögte, um mich im Vertrauen der Regierung zu restituiren. Der König wollte nach Augustenburg kommen und dorthin verfügte sich der Bischof und nahm den Propsten mit. Der Bischof hat dort wie ein ehrlicher Mann für mich und Pastor S. gestritten.

Es gelang ihm aber nur mit dem Propsten H. Der Cabinetssecretär v. Tillisch, der spätere unbarmherzige Zwingherr meines Vaterlandes, hatte meinen Revers für völlig genügend erklärt, aber Graf Knuth drang mit seiner Behauptung durch, daß man dem Volke diese Concession machen müsse, und nur der Propst ward, nachdem er durch die schwere Demüthigung gegangen war, eine Gesinnungsänderung an-

geloben zu müssen, nachdem er wegen seines Verhaltens einen ernsten Verweis bekommen hatte, rehabilitirt. Mit meiner Frau war ich am Abend dieses Tages zu meinem Nachbar Pastor S. spaziert. Dorthin brachte uns der Propst in der gebrochensten Haltung unsre Suspensionsacte. Sie lautete, wie folgt:

„Am verwichenen Abende um elf Uhr erhielt ich durch „eine Staffette vom Amthause nachstehenden Königlichen Be„fehl:

„Da Wir in Erfahrung gebracht haben, daß Pastor „F. Petersen zu Nottmark und Pastor H. P. Schlaik„jer zu Atzerballig ein Betragen und eine Gesinnung „bewiesen haben sollen, welche mit ihrer Unterthanenpflicht „gegen Uns streitet und Wir daher gesonnen sind, ihr Ver„halten durch die zur Leitung des Herzogsthums Schleswig „verordnete Regierungscommission untersuchen zu lassen, so „ist es Unser Wille, daß du vorläufig die genannten beiden „Prediger von ihren Aemtern suspendirst, inzwischen diese wie „sonst bei Vakanzen verwalten lässest.

„Zugleich hast du dem Hofprediger Dr. Germar auf „Augustenburg anzuzeigen, daß seine Funktion als solcher „aufgehört hat.

„Wir befehlen Dich Gott!

„Gegeben in der Stadt Sonderburg den 6. April 1848.

Frederik R.

Blöhme"

Nachschrift des Bischofs.

„Es ist mir eine besonders unangenehme Pflicht, hier„durch in Folge des obenstehenden Königlichen Befehls Ew. „Hochehrwürden von Ihrer Funktion als Prediger zu Nott-

„mark suspendiren zu müssen, auf Grund eines mir unbe„kannten Verfahrens. Ich habe den Propsten beauftragt, für „die Verwaltung des Amts wie in Vakanzen Sorge zu tra„gen. Daß die Suspension Ihnen communicirt ist, darüber „wird ein Attestat erbeten.

Guderup 7. April 1848.

J. Hansen.

Bischof über Alsen und Arróe."

So waren alle Selbsttäuschungen an ihr Ende gekommen. Möge es mir hier gestattet sein, an diesen Königlichen Act einige Betrachtungen zu knüpfen. Der Anklage- und Suspensionsgrund ist die Beschuldigung eines pflichtwidrigen Betragens und einer solchen Gesinnung. Beide sollen mit der Unterthanenpflicht in Streit stehen, involviren also einen Eidbruch, also Rebellion. Die Anklage ist so gehässig, als hart. Daß bei der bisher geschilderten passiven Amtshaltung, bei der Regirung der Anerkennung des Rechtsweges, welchen die provisorische Regierung eingeschlagen hatte, bei dem unbedingten Gehorsam, welchen ich in meinem Amte bisher der Obrigkeit geleistet hatte, von einem pflichtwidrigen und rebellischen Verhalten nicht die Rede sein konnte, leuchtet von selbst ein. Es muß aber auch die Beschuldigung eines pflichtwidrigen Betragens als Unterthan um so unbegründeter erscheinen, als mein nächster Nachbar und Vorgesetzter, der Bischof, mir am selben Abende die erbetene Suspension verweigert und mich gebeten hatte, mein Amt fortzuführen und weil derselbe Bischof unmittelbar unter dem Königlichen Decret die Bemerkung macht, daß der Grund dieses Verfahrens ihm unbekannt sei." Wenn aber dies, so konnte nur hämische Verläumdung des 2c. Riegels den König zu

einem solchen Act verleiten. Die zweite Beschuldigung ist „pflichtwidrige Gesinnung". In den Jahren meiner Jugend kannte ich ein Lied, das sagte: „die Gedanken sind frei, wer kann sie errathen"? Das muß eine Unwahrheit sein. Die Schrift sagt: „der Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott siehet das Herz an" und das wird Wahrheit bleiben müssen. Demnach muß wol einer Regierung das Recht bestritten werden, auch für Gedanken und Gesinnungen ein Mauthsystem zu ersinnen, und Gedankendefraudationen mit Amtsentsetzung zu bestrafen. Ich glaube nicht, daß in irgend einem Lande, selbst nicht in der Türkei und Rußland, Gedanken und Gesinnungen, so lange sie in der Brust verborgen bleiben, gefahndet und bestraft werden. Und selbst diese Beschuldigung war eine Lüge. Ich war mitten unter den Kämpfen mit meinen Sympathien loyal gesinnt. Und genügt es, wenn das Pflichtgefühl eines religiösen Gewissens stark genug ist, um jeden Unterthanengehorsam, jedes Opfer zu bringen, so hatte ich meinen Eid nicht einmal innerlich verletzt. Und vor allen Dingen, von welcher Tragweite ist nicht die Beschuldigung eines Bruchs der Unterthanentreue in That und Wort! Man merkt es der Anklage an, daß sie eine gesetzliche Basis nicht hat, sondern auf volkssouveräner Basis ruht. Meine dänischen Collegen hatten dem absoluten Könige geschworen und halfen nun diesen abschaffen und die Volkssouveränität einführen; sie stützten den Angriff des dänischen Volks auf die beschworenen Rechte der Herzogthümer, speciell Schleswigs. Ich hatte den dänischen Uebergriffen keine abwehrende politische That entgegengesetzt, ich war selbst unter den dänischen Uebergriffen dem König-Herzog loyal ergeben und gehorsam, ich lebte mit meinen Gesinnungen

in dem von mir geschworenen Eide, in der staatlichen Personalunion des Königs-Herzogs, griff nicht weiter, wollte nichts mehr, als was dieser Eid erlaubte, ja gebot. Jene blieben im Amt, sie wurden treue Unterthanen genannt und ich ward wegen beschuldigten Eidbruchs suspendirt. Mag es nun sein, daß außerordentliche Zeiten und Zustände, außerordentliche Maaßregeln erfordern, so geboten Ehre und Recht der Regierung gewiß, wie die zugesagte nähere Untersuchung meines aufrührerischen Verhaltens, so im Entstehungsfalle eine restitutio in integrum. Beides habe ich aber, wie der weitere Verlauf zeigen wird, nie erreichen können; das Königliche Wort „und wir gewillt sind, ihr Verhalten untersuchen zu lassen u. s. w." ist nicht eingelöst worden.

Persönlich hatte ich durch meine Suspension nur gewonnen. Der schwere innere Zwiespalt zwischen dem Amt an einer dänisch fanatisirten Gemeinde und meinem im festen Glauben an die Rechte der Herzogthümer ruhenden Herzen, war gehoben. Damit daß mir das Amt genommen, war mir auch die tägliche persönliche Opferung genommen, die ich zwar vollbracht, aber nur unter Seufzen. Jetzt durfte ich mich meinem persönlichen Empfinden hingeben, konnte in Abgeschiedenheit ein rechter Sohn meines Vaterlandes sein, konnte für sein Recht leiden, ohne in Collision zu gerathen. Das Entbehren meines Amtes ward mir schwer, und wie schwer, dafür zeugen Aeußerungen meines Tagebuches.

So habe ich unterm 11. April geschrieben: „Wieder ist ein ruhiger Tag zu Ende, wofür ich dem Herrn danke. Ich habe Bäume gepflanzt, welche ich nicht werde groß sehen, habe im Garten gearbeitet, denn es gilt, die Zeit und die Gedanken zu tödten. Die Nähe des heiligen Festes ist eine

schmerzliche Strafe. Zehn Jahre, mein Heiland, habe ich den Siegesgesang angestimmt, die Auferstehungs-Hymne, und nun soll ich schweigen. Diese Strafe, welche mir meine Feinde auferlegt haben, ist wol die schwerste. Herr, ich habe dein heiliges Amt so lieb, und soll ihm nun entsagen. Und doch, in dieser Zeit, an dieser Gemeinde, die das Evangelium des Friedens geringer achtet, als ihren bornirten, politischen Fanatismus?"

Zwischenein erreichte auch uns in unserer Abgeschiedenheit das Getöse des Kampfes. Der Commandant Riegels hatte denn nun einen Landsturm bewaffneter Bauern gebildet, die theils mit Flinten und alten Büchsen, theils mit Lanzen bewaffnet waren, 5000 Mann in der Süderharde der Insel und eben so viele in der Norderharde. Die Gegenwart des Königs gab zu einer Musterung Veranlassung, bei welcher Riegels eine Rede hielt, in welcher er unter Anderem sagte, mit diesen 5000 Mann wolle er 10,000 Preußen aus dem Felde schlagen. Der König, dem die Rednergabe abgeht, hatte das bestätigt. Meinen Knecht, der von der Musterung zurückkehrte und mir dies erzählte, fragte ich: Und was meinst du denn dazu? Ich meine, Herr, war seine Antwort, daß wir bei dem ersten Schuß der Preußen alle davon laufen. Daß diese Anschauung keine unrichtige war, zeigte sich später. Der tapfere Commandant mußte seiner Garde das Versprechen geben, daß sie nicht im wirklichen Gefecht verwendet werden sollte, oder wenn doch, so gedeckt hinter Hügeln und Zäunen aufgestellt, daß sie von keiner preußischen Kugel getroffen werden könnte. Und als später, nach der Affaire vom 5. Juni, der Landsturm zum Postendienst jenseits der Fähre auf dem Festlande verwendet werden sollte, da kündigte

er den Gehorsam und ging zu Bette. Mittlerweile war der unglückliche Tag bei Bau gekommen, und der Siegesjubel der Dänen zerriß unsre Herzen. Die unsinnigsten Gerüchte erfüllten die Insel. Achttausend Deutsche sollten gefallen sein. Die Gefangenen, welche, ehe sie nach Kopenhagen gebracht wurden, in Sonderburg übernachteten, sollten lauter Vagabunden sein, vom Herzog gedungen, um zu rauben und zu plündern. Die Aufregung wuchs unter diesen Umständen beständig. Besonders wirkte auf diese das Sonderburger Wochenblatt ein, das ein Cantor und Lehrer Grimm, mit wahrhaft heidnischem Grimm redigirte. Unsere Erholung war ein Gang nach Augustenburg, wo wir den Trost hatten, gleichgesinnte Herzen zu finden. Auch dieses wurde uns bald behindert. Der Commandant Riegels schrieb an den Hofrath Bahrt und verbot die politischen Zusammenkünfte. Auf den Wegen und Landstraßen war es dazu unheimlich. Man ward insultirt und es begegnete mir, daß ein besoffener Bauer sich mit erhobenem Stock vor mein Pferd stellte und drohend sagte: „Willst du nun dänisch werden oder nicht?" Ich beschloß, mein Haus nicht mehr zu verlassen.

Gewiß, es ist schwer, in Zeiten solcher nationalen Kämpfe sich schutz- und rathlos mitten unter Feinden zu befinden, und die Sorge um das theure Vaterland, den Schmerz über eigene und öffentliche Rechtskränkung in der Brust verschließen zu müssen. Gewiß, es ist schwer, sich wie ein Verräther und Paria angesehen zu wissen und Hohn und Haß täglich zu schmecken. Zugleich wirkte die Abgeschiedenheit schmerzlich auf mich ein und vor allem, daß ich das theure Amt entbehren mußte, dem nun ein dänischer Kaplan vorstand. Wenn die nahen Kirchenglocken läuteten, dann ward mir weh' ums

Herz. Ostern war herangekommen und mein Schmerz trug folgende Worte in mein Tagebuch: „Der Tag deiner Auferstehung, mein Herr und Heiland! O mein treuer Hort, du Fels, auf den ich baue, ich soll nicht zeugen vor der Gemeinde von deiner Treue! Der du den Tod der Sünde überwandest, o, überwinde noch ferner! Nimm von uns Allen in dieser Zeit die Nacht unsrer Sünde, nimm sie hinweg die finstere Nacht politischer Feindschaft, die auf dem Lande ruhet, und besonders die, welche zwischen mir und meiner Gemeinde besteht. Lehre sie erkennen, daß ich nur dich predigen will, nur dein Reich zu bringen habe, und dein Reich ist nicht von dieser Welt. O Herr, laß Frieden werden zwischen mir und der Gemeinde! Du hast Frieden geschlossen zwischen Erde und Himmel, einen großen, einen ewigen Frieden; du hast Friedenswünsche in meine Brust gelegt, Herr, denn mein größter Schmerz ist der, daß der Seelsorger sein priesterliches Wirken an dieser Gemeinde verloren hat, so komme doch und grüße die mir feindlichen Herzen mit dem Ostergruße deines Friedens. Herr, ich will jedes Opfer bringen, jeden Wunsch, ja selbst jede Ueberzeugung zurückdrängen, wenn ich wieder hoffen darf, an diesen Seelen zu arbeiten, sie für dein Reich zu bereiten".

Ich würde diese Aeußerungen, welche die stillen Blätter meines Tagebuchs enthalten, hier nicht mittheilen, hätte ich dabei nur von mir Zeugniß zu geben. Aber laut und öffentlich ist die Gesammtgeistlichkeit der Herzogthümer revolutionärer Tendenzen beschuldigt worden, die sich gegenseitig bekämpfenden Gewalten jener Zeit ließen das geistliche Amt nicht unberührt. Mit der dänischen Armee war eine dänische Regierungscommission gekommen, welche von den Geistlichen Revers

und Unterschrift verlangte, daß sie dänisch seien, für Dänemarks Sache mit Wort und That einstehen wollten; mit der siegreichen deutschen Armee kam eine deutsche Regierungscommission, welche einen entschiedenen Anschluß an die gerechte Sache der Herzogthümer forderte. Verneinung ward auf dänischer Seite mit Absetzung und Gefangenschaft, auf deutscher mit Absetzung bedroht. Da gehört es zu den beschränkten Träumen einer Studierstube, wenn man in solchen Zeiten vom Geistlichen fordert, daß er eine ideale politische Haltung bewahren solle, und nur das Miasma einer Berliner Studierstube vermag den Bann über die Geistlichen auszusprechen, die sich für eine politische Entscheidung bestimmten, weil sie sich bestimmen mußten.

Eine Frage ist dabei von jenem Gelehrten übersehen. Es ist die Frage: welche Herzensstellung die Geistlichen unter den zwingenden Gewalten einnahmen? Ob sie fanatisirt waren für die Politik, oder aber ihrem Herrn mit unpolitischer Predigt und Amtsthat wie bisher, so auch damals dienten?

Antwort auf diese Frage zu geben, dazu habe ich die Aeußerungen meines Tagebuches angeführt. Will der Herr Professor Hengstenberg noch weitere Antwort, so möge er jetzt die schleswigschen Gemeinden besuchen und die Seufzer derselben nach ihren alten Predigern hören. Und wie ich, so dachten und so handelten die theuren Brüder alle, welchen die dänische Gewalt das Amt und Brod im Vaterlande entrissen hat. Während ich jenes Friedensgebet am Auferstehungstage des Heilands niederschrieb, ward bei Schleswig eine blutige Schlacht geschlagen. Schon vorher war die Stimmung auf Alsen eine gedrückte gewesen, die bis dahin so hoffnungs-

reichen Patrioten hatten denn doch ihre Hoffnungen etwas fallen lassen, nachdem sie nicht mehr in Abrede stellen konnten, daß deutsche Truppen heranrückten, und daß diese nicht deßhalb kämen, wie sie anfangs glaubten, um ihnen zu helfen, die Schleswig-Holsteinischen Rebellen zu unterdrücken. Den wirklichen Thatbeständen gingen entsetzliche Gerüchte voraus: 90,000 Preußen hatten die Schlacht geschlagen; die Dänen, zweimal geschlagen, hatten dennoch den Platz behauptet; die nackte Wahrheit kam hinterher. Am vierten Tage nach der Schlacht kam die erste dänische Einquartirung bei mir an, da noch in dem desolatesten Zustande, die armen Soldaten hatten zum Theil noch nasse Kleider an. Bei der übereilten Flucht aus Flensburg war bekanntlich alle Ordnung aufgelöst worden, die Offiziere von ihren Bataillonen getrennt, diese wieder wie eine Heerde Schaafe auseinander gestoben, ein Theil nach Jütland, das Gros der geschlagenen Armee nach Alsen. Es soll ein eigenthümlicher Anblick gewesen sein, als sich die Düppeler Höhen mit circa 10,000 Mann von allen Waffengattungen bedeckten, die nun in Seelenangst nach der rettenden Insel hinüberblickten und es nicht wußten, daß General Wrangel, der die ganze Masse damals mit einem Bataillon hätte aufheben, dem ganzen Kriege mit einem Schlage wahrscheinlich hätte ein Ende machen können, großmüthig nicht daran dachte, sie zu beunruhigen. Der Sund, welcher Alsen vom Festlande trennt, ist etwa einen Büchsenschuß breit, die Beförderung über denselben geschah durch zwei Fähren, von welchen jede höchstens vier Wagen und einige Menschen faßte und über eine halbe Stunde brauchte, um hin und zurückzukommen. Eine Schiffbrücke war angelegt, aber als der kluge Commandant Riegels von der Retirade

hörte, da ließ er diese abbrechen, aus Furcht, daß mit den Dänen die Deutschen zugleich kommen mögten. Diese Vorsicht kostete dem „Klodbrian" (dummer Klotz), wie ihn die dänischen Offiziere nannten, den Commandantenposten. Es war also das Gros der Armee, Infanterie und Artillerie und etwas Cavallerie, auf jene dürftigen Beförderungsmittel angewiesen und die natürliche Folge hiervon war, daß sechs Tage vergingen, bevor das Ganze geborgen war. Schwerlich hätte Dänemark sich nach diesem Schlage wieder erholt; schwerlich Friedensbedingungen abgewiesen, wenn General Wrangel sich damals nicht zu lange ruhig verhalten hätte. Der panische Schrecken hätte auch an keinen Widerstand denken lassen, denn der Respect, den damals die Dänen vor den Preußen hatten, war eben so groß, als später die Geringschätzung. Ihr einziger Trost war, daß sie bald von Rußland und Schweden würden Hülfe bekommen, daß eine englische Flotte bereits vor Rendsburg läge. So sagte mir ein dänischer Offizier, übrigens ein recht liebenswürdiger und gebildeter Mann, der Lieutenant und Adjutant Magius.

Auf meine Entgegnung, daß die Entfernung Rendsburgs von der Mündung der Eider circa sechszehn Stunden betrage, und daß nur kleinere Schiffe die Eider passiren könnten, behauptete M. dennoch, mit eigenen Augen die glühenden Kugeln fliegen gesehen zu haben. So war dieser geographisch über das Land unterrichtet, das er zu erobern mit ausgezogen war. Wir hatten also jetzt dänische Einquartirung, hatten Feinde im Hause, vier Offiziere und zwanzig Mann. Wie wir es mußten und wollten, nahmen wir sie freundlich auf. Sie wünschten an unsern Mittagstisch zu kommen und es geschahe so. Indeß war dies nur von kurzer Dauer. Die Aus-

fälle auf den Herzog von Augustenburg konnte ich mit ruhiger und ernster Haltung abweisen. Noch sehe ich das erstaunte Antlitz des Oberauditeurs D., als ich ihm erklärte, der Herzog sei ein loyaler Unterthan Sr. Majestät, sei ferner mein Patron, dem ich dankbar sei und mir daher alle Reden über ihn verbitten müsse. Als indeß am Ende der Mahlzeit sie ihre Gläser erhoben, um auf Dänemarks gerechte Sache anzustoßen, da entfernten meine Frau und ich uns, ohne ein Wort zu sagen und nahmen die Offiziere nicht wieder an unsern Tisch. Ich führe dies nur an, um die Schwierigkeit der Lage zu schildern. Es war gar kein Auskommen mit den Dänen. Nicht, daß ihre Ansprüche und Forderungen unbescheiden waren, sie waren vielmehr bescheiden und der Soldat, wenn ihm nur reichlich fünf bis sechs Mal des Tages zu essen gegeben wurde, war dankbar. Aber mit den Offizieren, mit welchen doch nicht alle Berührung sich vermeiden ließ, war in andrer Hinsicht kein Auskommen. Gedemüthigt waren sie durch die Schlappe bei Schleswig nicht; der Zug der Preußen, denn nur von diesen redeten sie, war ein Räuberzug; Schleswig, selbst bis zur Eider, betrachteten sie als ein national dänisches Land, das 1720 erobert sei, trotzdem daß dieselben Offiziere Dornier und Magius in Nordschleswig wenige und keine dänische Sympathien gefunden zu haben behaupteten und weiter, daß im Patois Nordschleswigs fast gar keine sprachliche Verwandtschaft mit der dänischen Sprache sich vorfände. An dem Aufruhr der Herzogthümer waren ihnen nur der Herzog und die Advokaten Schuld, die ein Fluch treffen müsse. Als eines Tages eine Compagnie auf meinem Hofplatze aufgestellt war und ich an derselben vorbei ging, spie sie Mann bei Mann nach mir aus, um mir durch diese Demonstration

ihre Verachtung zu beweisen. So war man im eigenen Hause nicht mehr geschützt und dies hörte auf, eine Burg des Friedens zu sein. Dazu kam für meine Frau bei der starken Einquartirung eine fast nicht zu überwältigende Arbeit und Unruhe. Auch das Gesinde war dänisch fanatisirt und gehorchte nur mit Widerstreben der deutschen Herrschaft. Es war ein schweres Leben unter solchen Verhältnissen, die Hoffnung erhielt uns, daß die deutsche Armee bald uns befreien und den Uebergang nach Alsen erzwingen würde. Sie hätte das gekonnt, da auf Alsen längere Zeit nur 2000 Mann lagen, und die Mittel der Vertheidigung gering waren. Die Dänen fürchteten dies auch und hatten eine ganze Woche bei Tag und bei Nacht alles Fuhrwerk der Insel nach Sonderburg bestellt, um die Flucht nach Fühnen zu erleichtern. Aber es sollte dieser Krieg nur ein blutiges Spiel, kein blutiger Ernst sein. Und wehe, wo mit dem Kriege gespielt wird!

Bei mir wechselte die Einquartirung. Bald hatte ich diese, bald jene Waffengattung. So erschien den sechsten Mai ein Capitän Scheppeler; der Mann war ein geborner Holsteiner; er redete mich deutsch an, erzählte mir, daß er dreißig Jahre in Holstein und Rendsburg gelebt, daß Lornsen sein Jugendfreund gewesen sei u. s. w. Es war nicht meine Weise, mit meiner Ansicht hinter'm Berge zu halten. Dazu war mir, auf welchem Wege, kann ich jetzt nicht mehr angeben, die Erklärung des Bundestages vom 12ten April zugekommen, nach welcher die Erhebung der Herzogthümer gerechtfertigt, die provisorische Regierung anerkannt und sie mit ihren Anhängern in den Schutz des deutschen Bundes und Deutschlands gestellt worden war. Ich war ferner von den revolutionären Bewegungen in Kopenhagen näher unter-

richtet und erkannte zu meiner größten Beruhigung nicht bloß, wie bisher, das klare Recht der Herzogthümer, sondern auch die volle Berechtigung zur Erhebung, weil in der That auch die letzten Rechtsmittel erschöpft waren und es nun galt, angestammte Gerechtsame und das ganze Landesrecht zu vertheidigen und zu erhalten, gegenüber den revolutionären Gelüsten des dänischen Volkes. Hat ja doch die schleswig-holsteinische Erhebung in keinem Stadium des dreijährigen Kampfes ihren Königherzog verleugnet und nie mehr gefordert, als sie zu fordern ein vierhundertjähriges Recht hatte: die Selbständigkeit und die Verbundenheit der Herzogthümer mit einander. Mit jener neu gewonnenen Ansicht von der vollen Berechtigung der Erhebung hielt ich allerdings nicht zurück. Der Deutsch-Däne Capitain Scheppeler fand diese auch ganz berechtigt, — um mich nachher wegen dieser zu denunciren; denn er soll es gewesen sein, welcher mich im Hauptquartier zu Sonderburg angab und die Nothwendigkeit vorstellte, mich als Gefangenen nach Dänemark zu deportiren. Hat er sich dieser Gemeinheit schuldig gemacht, ich gönne es ihm. Im Uebrigen war die Zeit gekommen, wo die Dänen den Grundsatz adoptirt hatten, auf dem Festlande wie auf der Insel Bürger und Bauern, Prediger und Beamte in Gefangenschaft zu schleppen. Und unter diesen waren viele, die eben so schuldig oder unschuldig, aber gewiß weniger unvorsichtig gewesen waren, als ich. Es war überhaupt eine Maaßregel, die in das erste Wuthstadium der Dänen fällt, und hier nur als eine thörichte gelten kann, weil ich hinter der dänischen Armee, und als Gefangener in meinem Hause, der dänischen Sache gewiß keine Gefahr brachte. Es war am 15ten Mai. Ein lieblicher Friedensfrühling war angebrochen.

Ich erging mich in meinem schönen Garten, und hatte meine Freude an dem Entfalten der reichen Natur, an dem Keimen der jungen Bäume, die ich gepflanzt. Die Gewöhnung hatte die Leiden des Kriegs und der Situation gemildert. Da erzählt mir mein dänisch-gesinnter, aber persönlich mir ergebener Gärtner, daß mein Freund, der Oberinspector des Herzogs, gestern unter Militärbegleitung gefangen nach Fühnen deportirt sei. Die Nachricht beunruhigte mich sehr und ich entschied mich, alsbald nach Augustenburg und von da nach Sonderburg zu reiten, um Näheres zu erfahren. Auf Augustenburg zurückgehalten, erschien dort Nachmittags ein dänischer Lieutenant mit Militär und erklärte, daß er gekommen sei, um den Bruder des Oberinspectors, den Prinzenlehrer, gefangen zu nehmen. Ich half die Abreise rüsten und nahm einen bewegten Abschied. Kaum war Candidat Bahrt fort, so erschien mein Knecht und brachte mir einen Gruß meiner Frau und die Bitte, zu ihr nach Sonderburg zu kommen. Die Sache war mir sehr unbegreiflich, da ich wußte, daß mein Haus voll Einquartirung sei und nicht begreifen konnte, was meine Frau bewogen hatte, plötzlich dies zu verlassen und nach Sonderburg zu fahren. Als indeß mein Knecht mir erzählte, daß auch bei mir ein dänischer Lieutenant angekommen sei, daß mein junger Nachbar, der Pastor S., sich mit auf dem Wagen befunden habe, daß meine Frau einen Koffer gepackt und nach Sonderburg sich begeben habe, um mich dort noch zu sehen, da wußte ich, daß nun auch meine Stunde geschlagen habe. Ich ritt eiligst nach Sonderburg, traf dort bei meinem Schwager meine weinende Frau, meldete mich im Hauptquartier und war Gefangener, „paa en kó'ie Tid," auf eine kurze Zeit, wie man mir sagte. Gegen mein Ehrenwort

erhielt ich die Erlaubniß, bei meinem Schwager zu übernachten. Die Stunde des Abschieds nahete; einen schwereren habe ich nicht erlebt. Meine arme Frau war ganz gebrochen und ich kämpfte nur mit Mühe den Schmerz nieder. Ich mußte meine Frau allein und schutzlos den Stürmen überlassen, umgeben von Feinden, mit untreuen, dänischgesinnten Dienstboten; und ich selber ging einer ungewissen Zukunft entgegen. Was mich tröstete, war, ich muß es bekennen, nicht mein Glaube, der damals noch nicht solchen Stürmen gewachsen war, es war eine der Täuschungen, die gewöhnlich am Eingange der Leiden sich hinstellen und über diese hinweghelfen, wenn sie auch später als Enttäuschung bitteren Schmerz bereiten. Es war mir wie meinen Mitgefangenen gesagt, daß sich auf Fühnen die Regierungskommission befinde, die unser Verhalten untersuchen und uns eventuell sofort wieder frei geben würde. Das Bewußtsein meiner politischen Unbescholtenheit und der Glaube an das Recht hielten mich aufrecht. Ich wußte es damals noch nicht, daß inter arma silent leges und daß im dänischen Feldlager nur die Gewalt, nicht aber das Recht eine Stätte hatte. Die Nacht kam, mir brachte sie keinen Schlaf. Mit dem ersten Grauen des Tages erstieg ich den obersten Boden im Hause meines Schwagers. Von dort sah mein Blick hinüber nach den Düppeler Höhen. Dort lagerten die Schaaren meiner deutschen Brüder, die für mein Recht in den blutigen Kampf gezogen waren. Mit welchem Schmerz, mit welcher Wehmuth grüßte ich sie! Es ward Tag. Ich nahm von meinen Verwandten wehmüthigen Abschied, meldete mich wieder auf dem Hauptquartier und ward mit neun Leidensgenossen auf ein kleines Dampfschiff Odin gebracht, das uns nach Faaborg auf

Fühnen führen sollte. Es war ein lieber Frühlingstag. Auf den nahen Höhen jenseits des Sundes wehte stolz die dreifarbige deutsche Fahne. Ueber die Schiffbrücke marschirte ein dänisches Bataillon, um an den Verschanzungen zu arbeiten, die später den Brückenkopf bildeten, und die täglichen nutzlosen Vorpostenkämpfe zu führen, die viel Pulver, aber kein Blut kosteten. Im Hafen und in der Stadt wehete der Dannebrog. Kriegsschiffe und Kanonenböte belebten das Gemälde. Es war ein lebendiges und interessantes Bild, aber das Auge, womit ich es anschaute, war thränenfeucht. So nahe den deutschen Brüdern und doch so fern. Es war Mittag, als wir in der lieblich belegenen, aber entsetzlich öden und spießbürgerlichen, kleinen dänischen Stadt Faaborg anlangten, die für längere Zeit uns als Gefangene beherbergen sollte. Der Lieutenant, welcher uns deportirte, übergab uns dort an den Bürgermeister der Stadt, Byfogd genannt, Canzeleirath Ost. Der Mann schlummert längst in kühler Erde, hier aber will ich ihm noch einmal meinen Dank aussprechen. Er war Däne von deutschem Stamme, aber ein Mann von seltener Ehrenhaftigkeit. Er billigte nicht die Maaßregel, friedliche Bürger und Geistliche in Gefangenschaft zu führen, sie der Wuth des dänischen Pöbels und dessen Mißhandlungen auszusetzen, sie in Diebslöcher zu stecken und ohne Urtheil und Recht lange Monate von ihrem Hause und ihrer friedlichen Beschäftigung fern zu halten. Dänemark hat dadurch unsägliches Leid in viele Familien gebracht und keine Sympathien errungen. Die Mißhandlungen, durch welche ich mit meinen Leidensgefährten in Faaborg hindurch mußte, waren gering im Vergleich mit denen, welche andere Schleswiger, namentlich in Odensee erlitten, wo das Volk sie tödten wollte

und die feinsten dänischen Damen von den Häusern aus auf sie niederspieen. Der Ehrenmann, dem wir übergeben waren, milderte unsere Haft mit seltener Humanität. Er nahm uns unser Ehrenwort ab, daß wir nicht entfliehen wollten und gab uns dagegen die Erlaubniß, statt in den Diebslöchern unterm Rathhause, freilich auf eigene Kosten, uns in der Stadt einzumiethen und in dieser, wie in der Umgegend uns frei zu bewegen. Mit dem Prinzenlehrer, Candidat Bahrt, fand ich eine erträgliche Wohnung bei einem Kaufmannne und schon am Nachmittage spazierten wir mit andern Freunden und Mitgefangenen und trösteten uns gegenseitig mit der Hoffnung, daß wir in acht Tagen wieder bei den Unsrigen sein würden. Aus den acht Tagen ward ein Vierteljahr. Ich will hier keine Geschichte unsrer Gefangenschaft geben, nur einzelne Tage und Erlebnisse herausgreifen. Am ersten Abende saßen B. und ich in unserm Zimmer, als plötzlich vier Bürger hereintraten und fragten, ob wir die deutschen Gefangenen wären? Auf mein „Ja" erklärten sie, uns eine Wache in die Stube setzen zu müssen, zu unsrer Sicherheit, weil das Volk in Aufruhr sei und man nicht wissen könne, was geschähe. Die Sache war folgende. Die kleine Stadt war durch die Ankunft von zehn deutschen Verräthern furchtbar alarmirt. Der Doctor St., einer unsrer Leidensgefährten, war in harmloser Unbefangenheit umher gegangen, hatte die Kirche, welche augenblicklich ein Pulvermagazin war, besehen wollen, hatte mit seiner Begleiterin deutsch gesprochen: das genügte, um die klugen Bürger zu überzeugen, daß wir die Stadt in Brand setzen wollten. Pöbelhaufen sammelten sich um die Wohnung des Doctor St., Metzgerknechte wetzten ihre Messer: indessen blieb es bei Drohungen. In trostloser

Langeweile saßen wir unsern zwei Wächtern gegenüber. Es waren zwei Schneider, gründlich fanatisirt, wie gewöhnlich. Endlich erbat ich die Erlaubniß, zu Bett gehen zu dürfen, was sie gnädig zuließen. Noch einige Tage hatten wir Stubenarrest und eine Bürgerwache vor der verschlossenen Thür, die uns auch in den Garten begleitete, wo wir eine Stunde Luft schöpften. Darauf erhielten wir wieder die Erlaubniß, uns frei zu bewegen, und es trat ein erträglicher, aber an Langeweile trostloser Zustand ein. Bei der Eile des Transportes hatte ich keine Bücher mitgenommen und konnte auch keine bekommen. Von meinem Wirth erhielt ich ein N. Testament. Das und Thomas von Kempen's Nachfolge Christi sind mein bester Trost gewesen. Aber die Tage waren entsetzlich lang. Das tägliche Einerlei war, daß wir uns täglich mehrmals besuchten. Unsre Gespräche umfaßten ein und dasselbe, in ewiger, unablässiger Wiederholung.

Schlußfolgerungen und Combinationen überboten sich, die politische Sachlage, die Kriegsereignisse, von welchen wir nur die dänisch gefärbten Bülletins erhielten, unsre eigene Lage und Zukunft ward in täglichen Gesprächen täglich bis zum Aeußersten wieder und wieder durchgesprochen. Wir waren freilich in einer eigenen Situation, auf uns allein angewiesen und so war es nun natürlich, wenn es nur unser Ich war, das fort und fort ins Centrum des Gedankens und der Rede gestellt, keine Peripherie des Lebens weiter hatte und kannte. Der natürliche Mensch, welcher nichts vernimmt vom Geist Gottes, befindet sich immer in dieser Kerkerluft und Haft seines Fleisches; sein peripherisches Weltleben führt ihn auf allen Wegen und aus allen Kreisen zurück in das Centrum seines Ichs; er ist ein Gefangener sein Lebenlang; wir

waren doch nur ein viertel Jahr unsre und der Dänen Gefangene. Täglich gingen wir ein bis zwei Mal spazieren, aber was waren das für Spaziergänge? Wir mußten einsame Feld- und Waldwege aufsuchen, weil wir auf andern Wegen verhöhnt wurden. Besonders war es die liebe Jugend, welche sich an uns zum Ritter schlug. Wo wir uns blicken ließen, da tönte uns ein Spottlied oder Wort entgegen. Besonders war es ein Vers aus dem damaligen Nationalliede: der tapfere Landsoldat, der uns fortwährend in die Ohren gellte und darum sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hat. Jede Nation hat ihr Volkslied, das in Zeiten politischer Bewegung wie eine Woge über Land braust. Wie ein Volk in solchen Zeiten singt, so ist es. Deutschland hat sein: was ist des Deutschen Vaterland; die Herzogthümer ihr: Schleswig-Holstein meerumschlungen; Dänemark war nun von seinen bessern nationalen Liedern z. B. dem lieblichen: „Danmark deiligst Vang og Vänge, spendt i Bölgen blaa," abgefallen und dem tapferen sinnlosen Landsoldaten zugefallen. Dichter und Componist dieses Liedes sind mit einem dänischen Orden dafür gekrönt worden. Der Componist hat den Orden nicht verdient, denn er hat eine alte preußische Melodie zum Liede: „das zwölfte Regiment," zu einer dänischen Volksmelodie gemacht. Wie weit der Dichter den Orden verdient hatte, davon möge ein Vers zeugen. Das Lied selbst ist übrigens von einem naturalisirten Dänen, Pastor Carstesen zu Oppel, in ein dänisches Gesangbuch aufgenommen, das man dort (in Nordschleswig) in Kirchen und Schulen einzuführen bemüht ist. So schändet man auch diese Stätten. Der Vers nun, welcher uns immer in die Ohren gellte, lautet in getreuer Uebersetzung:

wenn der Deutsche hier kömmt,
beklage ich jeden;
zu Peter und zu Paul
spricht er: du bis faul, (hansiger: du bis faul) —
und antwortet man ihm
wieder auf dän'sch,
so spricht er: halt's Maul,
Und darum will ich schlagen
wie ein tapfrer Landsoldat:
Hurrah u. s. w.

Das ist der geistreiche Inhalt eines Liedes, das damals der alleinige Träger der patriotischen Begeisterung war. Das allergelindeste Urtheil muß dies Lied, das sich auf den nationalen Thron der Volksthümlichkeit erhob, für baaren Unsinn erklären. —

Ich hoffte, in der Kirche Trost zu finden, hoffte einen Sonntag haben zu können. Seit Wochen war ich in kein Gotteshaus getreten. Als suspendirter Geistlicher konnte ich nicht füglich in meine eigene Kirche gehen, und sonst bot sich keine kirchliche Freistätte auf Alsen dar. Hier war ich ein Fremder und suchte als solcher das Gotteshaus. Am ersten Pfingsttage betrat ich es zuerst. Ein alter 70jähriger Geistlicher predigte. Erbaulich predigte er nicht. Es war der vulgäre verlebte Rationalismus. Aber ich war im Gotteshause; ich sang und betete mit der Gemeinde und fühlte mich dadurch schon sehr erbaut. Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! — Warum wird das doch so selten erkannt? Die Wohnung Gottes inmitten der gläubigen Gemeinde, sein Wohnen in uns und durch uns in der Gemeinschaft, ist noch viel zu wenig ins gläubige Bewußtsein getreten. Genug,

ich fühlte im Feindeslande dennoch den Athemzug dieser Glaubensgemeinschaft im Gotteshause der Dänen. Meine Feinde beteten ja mit mir zu demselben Gotte und Vater unsres Herrn Jesu Christi. Wo wir uns sonst begegneten, auf allen Wegen des Lebens, da waren wir Feinde in Wort, Gesinnung, That; hier, in dem Asylrecht des Gotteshauses, fand ich eine Freistätte der Anbetung, und eine friedliche gemeinsame That des Glaubens. Es erquickte mein Herz der Gedanke, daß dennoch nicht Alles in Feindschaft zwischen deutscher und dänischer Nation ausmünden sollte, daß ein Friedensreich dennoch mitten im Kampfe der Nationalitäten bestehe, daß ich mit ihnen anbeten könne, und für sie beten. Sie aber beteten nicht für mich. Ich kam am zweiten Pfingsttage wieder. Nach einer sehr langen und sehr trostlosen Predigt kam ein Kirchengebet, in welchem der alte Geistliche den Bannfluch über die Schleswig-Holsteinischen Verräther und Aufrührer aussprach und die feurigen Blitze des Himmels auf ihre Häupter herabbetete. Damit war mir auch dies Gotteshaus verschlossen. Ich kam nicht wieder und konnte dies nicht, denn so Etwas war denn doch mehr, als ich zu ertragen vermochte. So war auch diese Freude mir genommen, und mein Leben trat in ein trostloses Einerlei zweier marternder Gedanken, die mich in eine so starke nervöse Aufregung versetzten, daß ich Gesundheit des Körpers, Ruhe des Geistes und namentlich alle Gebetshaltung gänzlich verlor. Du sollst dir kein Bild noch Gleichniß machen — auch nicht einmal ein Gedankenidol. Auch auf diesem Gebiete, auch in der Hingabe an unsre sorgenden Gedanken, treiben wir Abgötterei, fallen wir von Gott ab. Die Recht- und Schutzlosigkeit unserer Lage, die fast täglichen Beschimpfungen,

die, wenn auch unverdient, dennoch wie sehr bittre Arzenei eingehen, die endlosen täglichen Gespräche und Combinationen über die politische wie über unsre Lage, brachten es endlich so weit, daß zwei Gedanken die absolute Herrschaft in mir antraten, die: warum bist du gefangen? wann und wie wirst du frei? Mit Schmerz muß ich jetzt bekennen, daß ich, wie ich durch Sünde und Unrecht der Dänen ein Gefangener war, so trug ich auch dies Leiden in Sünde und Unrecht. Gewiß, ich glaubte und betete, aber aus einem so selbstsüchtigen Zirkelleben kann kein Gebet zu Gott als ein Opfer von süßem Geruch aufsteigen.

Das Gebet ist Hingabe des Herzens an Gott in Opferung des Ich's, es ist ein Leben des Kindes im Lieben und Leben des Vaters, es ist die rechte Gebundenheit der Seele, das rechte Aufgehen in Gott. Wie soll ich aber beten können, wenn nur zwei selbstsüchtige Gedanken in mir leben, wenn mein Glaube nicht vom Sohne zum Vater getragen wird, sondern nur darum betet, weil ich mich sonst vor meinen marternden Gedanken nicht zu retten weiß, weil ich um meiner Noth willen nicht in mir zu bleiben vermag? Hat uns darum namentlich leibliche Noth überwältigt, dann lehrt Noth uns nicht beten, sondern in unserm Gebete und mit diesem sündigen. Ich bewege mich ja nur in dem Zirkel meiner Noth, ich bete nur aus Noth; ich nahe mich Gott nicht, weil er mich, den Sünder, in Christo geliebt und erlöset hat, sondern weil ich, der Sünder, dies vergessen habe und keinen Anderen weiß, der mir helfen kann. Solches Beten ist dann ohne die Basis der Buße und des versöhnten Glaubens und wo unser Gebet Christum so zurückstellt, die Noth also voranstellt, da wird es zur Sünde. Nur bei dem vollen Bewußtsein des

Glaubens an die Gnade Gottes in Christo, nur wenn wir dies als das oberste Seelenleben haben und unsre Noth als zweites Bewußtsein, nur da kann ohne Sünde das Wort Davids stehen: aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir. Drängt sich aber unsre leibliche Noth, denn nur von dieser ist die Rede, so in den Vordergrund, daß wir darüber vergessen, wie in Christo auch die Haare unsres Hauptes gezählt sind, und wir von ihr immer den Ausgang nehmen, da wird unser Gebet zur Lästerung. Denn hier gilt es besonders: niemand kommt zum Vater, denn durch mich, und der für uns am Kreuz gestorben, der hat uns nimmer gesagt, daß wir durch eine andre Noth, als die Seinige, den Zugang zum Vater suchen und finden sollen. Also Noth lehrt nicht beten, sobald sie uns knechtet, sobald sie und nicht der versöhnte Glaube als Grundbedingung, der Athemzug unsres Gebets ist. Erst der Glaube und dann die Noth; nimmer aber erst die Noth und dann der Glaube. — Wie gerieth ich nun in diese Sünde? Die Insel Fühnen, an deren südwestlicher Spitze die Stadt Faaborg liegt, ist nur durch die Ostsee, welche höher nach Norden der kleine Belt heißt, von der Insel Alsen getrennt. Wie ich in früheren Jahren oft, wenn ich meine Gemeindeglieder, die am Meeresstrande wohnten, besucht hatte, über die blauen Wellen hinüber geschaut hatte nach Fühnen, so schaute ich jetzt bei jedem Spaziergange hinüber nach Alsen. Ich konnte die Häuser in meiner Gemeinde liegen sehen und dies gab meiner Sorge tägliche Nahrung. Ich wußte meine arme Frau in der schwersten Lage, das Haus angefüllt mit Feinden, das Gesinde untreu und widerwillig. Ich wußte, daß eine mehr als tragbare Last auf ihr lag und wie ihr Herz täglich litt durch die Trennung von mir und durch den Druck,

welchen sie erlitt, weil sie eine entschieden deutsche Gesinnung hegte. Briefe gingen zwischen uns hin und her, aber welche Briefe? Wir durften gegenseitig keinen abgehen lassen, der nicht im dänischen Hauptquartier gelesen und versiegelt war. So las ich nur neue Noth und neuen Schmerz aus den Briefen, und las immer zwischen den Zeilen.

Wer einmal Nahrung sucht für einen Schmerz, den er wie einen Abgott in seiner Brust trägt, der findet ihn überall. Dazu kam nun, daß Woche auf Woche verging, ohne daß wir eine Untersuchung erlangen konnten, die, wie ich mir immer sagte, ja meine politische Unschuld an den Tag legen und mich meinem Hause und Weibe zurückgeben mußte. Man schien uns ganz vergessen zu haben und wohin wir uns auch schriftlich wendeten, um vor einen Untersuchungsrichter gestellt zu werden, wir fanden kein Gehör und blieben Gefangene. So gerieth ich in einen Zustand nervöser Aufregung, in eine Idolatrie des Gedankens an das Recht von Menschen und die Freiheit, wie ich sie nie früher für möglich gehalten hatte. Meine Gesundheit war erschüttert und mir die Galle in den Magen getreten. Meine Nächte vergingen ohne Schlaf; grauete der Tag, so stand ich auf und lief stundenlang in Feldern und Wäldern umher, auch deshalb, um durch die frühe Stunde vor Beschimpfungen geschützt zu sein. Je mehr ich indeß meinen Körper zu ermüden suchte, desto weniger fand ich Ermüdung und Schlaf. Ich nahm Bäder in der Ostsee. Als ich da eines Tages mich gebadet hatte und auf dem Rückwege begriffen war, fiel es mir ein, daß ich ja die Absicht gehabt hätte, mich zu baden und ich kehrte schon wieder zurück, bis endlich mein nasses Haar mir Zeugniß gab, daß ich bereits gebadet hatte. Da erschrack ich doch vor mir

selber und rang fortan, nachdem mir mein unseliger Zustand bekannt geworden war, ernstlich nach männlicher und christlicher Haltung. Grade in dieser Zeit kam ein Besuch von meiner Frau, die sich mit andern Angehörigen meiner Mitgefangenen die Erlaubniß dazu erworben hatte. Dieser Besuch that uns beiden nicht wohl, denn wir erschracken gegenseitig vor der leidenden Färbung unsrer Gesichter und daß die Herzen nun freier sich ergehen konnten, war eher ein Schmerz als ein Trost, denn der Abschied war zu schmerzlich. Inzwischen waren auch die Kriegsereignisse ins Stagniren gerathen. Die Kämpfe am 28. Mai und 5. Juni auf den Düppeler Höhen trugen den Donner der Kanonen bis zu uns. Daß sie blutig gewesen waren, sahen wir an den vielen dänischen Verwundeten, die in das gegenüberliegende Rathhaus, das zum Lazareth eingerichtet war, gebracht wurden. Aber eine Entscheidung brachten sie nicht und ein Sieg der deutschen Sache waren sie gewiß nicht. Wir sahen ein, daß wir von unsern sanguinischen Hoffnungen auf eine ernste Führung und ein baldiges Ende des Kampfes ablassen mußten. Indeß trat dennoch eine Aenderung des unerträglichen Zustandes ein. Endlich, nachdem acht lange Wochen verlaufen waren, wurde uns die Eröffnung, daß wir vor eine Untersuchungs-Commission gestellt werden würden. Auf den 10. Juli waren wir nach Nyborg, einer Stadt und Festung am andern Ende der Insel, citirt, und mußten auch diese Reise auf eigene Kosten unternehmen. Es mag für einen Staat bequem sein, so selbst seine Gefangenen tributär zu machen. Freilich, man hatte uns ja eine Diebshöhle zur Wohnung und täglich dritthalb Groschen als Verpflegungsgelder angeboten und da wir es vorzogen, anständiger auf

eigene Kosten zu leben, so durften wir uns ja nicht beklagen. Auch war es ja viel bequemer für die Untersuchungsrichter, uns kommen zu lassen, anstatt sich zu uns zu begeben. —

Am 10. Juli also stand ich vor dem Untersuchungsrichter, Auditeur Lund, der jetzt in Apenrade Bürgermeister ist, und seinem Secretär Garlieb. Ich habe mir die vorgelegten Fragen und die ertheilten Antworten sofort niedergeschrieben und an meine Frau abgesandt. Diese Sendung ward aber auf der dänischen Commandantur unterschlagen. Sobald ich dies erfuhr, schrieb ich sie wieder nieder, und darf mich daher darauf verlassen, daß dies hier folgende Referat treu ist.

Frage. Haben Sie bei Uebernahme Ihres Amtes in Nottmark sich zu einer politischen Thätigkeit für den Herzog verpflichtet?

Antwort. Glauben Sie, daß ein evangelisch gesinnter Prediger unter solchen Bedingungen ein Amt anzunehmen die Gemeinheit haben würde?

Fr. Wie haben Sie denn jenes Amt bekommen?

Antw. Vermuthlich weil ich einer der würdigeren Competenten war. Uebrigens muß ich bemerken, daß ich zwar auf Alsen erzogen bin, den Herzog aber bis zu der Stunde, wo ich ihm mein Gesuch übergab, nicht gesprochen hatte.

Fr. Sie sollen in einem nähern Verhältniß zum Herzog gestanden haben; wie oft kamen Sie wol zu ihm?

Antw. Das kann ich wirklich nicht genau bestimmen. Etwa alle vierzehn Tage, vier Wochen, sechs Wochen. Schrei-

ben Sie alle vier Wochen, so trete ich der Wahrheit nicht zu nahe.

Fr. Nicht öfter? Haben Sie denn nicht Gelegenheit gehabt, mit des Herzogs politischer Correspondenz bekannt zu werden?

Antw. Wenn der Herzog eine solche gehabt hat, so hat er sie mir nicht mitgetheilt. Ich muß aber hier bemerken, daß nach meiner Ueberzeugung der Herzog bis zu seiner Abreise von Alsen der loyalste Unterthan Sr. Maj. des Königs war. Der Herzog ist innig von dem Rechte Schleswig-Holsteins durchdrungen, wie ich es auch bin, aber zu gewaltsamen Maßregeln würde er nie gegriffen haben. Er ist ein Mann des strengen Rechts. Vierzehn Tage vor seiner Abreise von Alsen habe ich den Herzog zuletzt gesprochen und von ihm erfahren, daß die Mehrheit der laut Rescript vom 28. Jan. einberufenen erfahrenen Männer der Herzogthümer in einer Versammlung zu Kiel beschlossen hätte, nach Kopenhagen zu gehen, um den Weg des Rechts bis zum Aeußersten zu verfolgen; der Herzog fügte hinzu, dies sei auch seine Meinung.

Fr. Sie sollen einen Turnus von politischen Predigten gehalten haben, worin Sie die jetzigen revolutionären Zustände vorhergesagt haben: daraus geht Ihre Betheiligung an der Insurrection hervor.

Antw. Einen Turnus? war meine Gegenfrage. —

Wenn nicht dies, so doch politische Predigten, war die Antwort.

Fr. Wann soll ich diese gehalten haben?

Antw. d. Richters. Etwa vor einem Jahr.

Meine Antw. Hierauf muß ich erwiedern, daß ich

ohne politische Gabe bin, daß ich, Gott sei gedankt, etwas Besseres als die Politik zu predigen habe. Doch, ich entsinne mich einer politischen Aeußerung, etwa vor einem Jahre gethan. Ich habe gesagt: „Heut zu Tage meint man sich unter der dänischen, oder der deutschen Fahne sammeln zu müssen. Gemeinde Christi, sammle dich unter der Fahne Christi, dort ist dein Platz.“

Das ist die einzige politische Aeußerung, welche ich meines Wissens gethan habe. Glauben Sie diesen meinen Worten nicht, so lassen Sie meine sämmtlichen Predigtconcepte aus Nottmark holen, oder befragen Sie die ganze Gemeinde, Mann für Mann, ob ich auch nur mit Einem über Politik gesprochen habe.

Frage. Sie haben am Sonntag den 26sten März den Herzog plötzlich aus dem Kirchengebete weggelassen. Dadurch haben Sie nicht bloß beurkundet, daß Sie bei der Insurrection betheiligt waren und genau Bescheid wußten um die Entwicklung derselben, sondern Sie haben auch dadurch zu erkennen gegeben, daß sie den Herzog für schuldig hielten und wegen seines Betragens richteten.

Antw. Ich erfuhr die Erhebung am Tage vor dem Sonntage, von Augustenburg aus.

Frage. Also doch von Augustenburg.

Antw. Ja wol von Augustenburg, aber durch ein junges Mädchen aus meiner Verwandtschaft. Uebrigens habe ich ja so eben erklärt, daß ich den Herzog von Augustenburg hochachte, daß ich mit ihm auf der Seite Schleswig-Holsteins stehe und nun sollte ich ihn und seine eventuelle Betheiligung an der Erhebung verdammen? Der Grund war der: ich kannte die Erbitterung, welche in meiner und den andern Gemeinden durch

undankbare fanatische Prediger gegen ihn geweckt war, ich kannte die Stimmung auch an dem Tage und dachte: du kannst für einen Mann nicht beten, dem vielleicht alle außer dir, fluchen. Aus diesem Grunde unterließ ich das Beten und wer meiner theologischen Ueberzeugung ist, wird mich begreifen. Jetzt indeß bedauere ich, es unterlassen zu haben. —

Hiermit endete das Verhör. Zwei Tendenzen legt es an den Tag. Die Dänen bedurften einer Rechtfertigung für ihr revolutionäres Thun, sie suchten daher die Schuld von sich ab und auf den Herzog von Augustenburg zu wälzen. Durch Aktenstücke jener Zeit liegt es klar am Tage, wie wenig dieser daran dachte, zu einer gewaltsamen Abwehr der dänischen Angriffe zu schreiten. Selbst noch in der elften Stunde hat er nur daran gedacht, den Weg des Rechts inne zu halten, hat dringend gebeten, nicht zu gewaltsamen Maaßregeln zu schreiten. Wie weit auch sein politischer Scharfblick trug, dennoch überraschten ihn die Märzereignisse und in der letzten Unterredung, welche ich 14 Tage vor dem Ausbruch derselben mit ihm hatte, dachte er nur an eine Erledigung durch Verhandlungen, zu welchen die erfahrenen Männer der Herzogthümer mit denen Dänemarks durch das königliche Patent vom 28sten Januar nach Kopenhagen berufen waren. Daher ward auch ich von den Ereignissen in Kiel und Rendsburg so schmerzlich berührt, weil meine Kunde von den Zuständen nicht weiter reichte, als die Mittheilungen des Herzogs gingen. Aber die Dänen bedurften einer Rechtfertigung und da sie diese auf dem Wege der Wahrheit nicht fanden, suchten sie dieselbe auf dem Wege der Lüge. Es wird ja die Zeit hier schon kommen, wo die Geschichte frei von Entstellungen und Lügen die Begebnisse jener Zeit der Nachwelt zum unbefan-

genen Urtheil vorlegt. Dann wird es sich auch herausstellen, daß unter den schwersten Sünden des revolutionären Dänemarks auch die oben an steht, welche dem Herzog von Augustenburg an Ruf, an Recht und Besitz angethan ist.

Das Dunkel dieser lügnerischen Beschuldigungen, welches den Herzog traf, erstreckte sich nun auch auf diejenigen, welche zu ihm in irgend ein Verhältniß getreten waren und traf demgemäß auch mich. Es ist wol kaum begreiflich vor einem auch nur sittlichen Forum, wie eine richterliche Behörde von der Voraussetzung auszugehen sich nicht schämte, daß ein evangelischer Geistlicher nur gegen Uebernahme einer Verpflichtung zu einer politischen Agitation ein geistliches Amt übernommen habe. Die tiefe Gesunkenheit der sittlichen Zustände Dänemarks geht schlagend aus dieser Frage des Auditeurs Lund an mich hevor. Es sollte durchaus eine politische Schuld bei mir gefunden werden, und es ging vollständig über ihr Fassungsvermögen, wie man bei warmen Sympathien für das Recht der Herzogthümer, dennoch das heilige Amt unberührt von den politischen Umtrieben hatte bewahren können. Freilich, die Analogie der dänischen Geistlichen lag nahe. Wie sie erst die Politik und dann das Amt, wie ihr amtliches Thun nur eine national politische, keine religiös-ethische Haltung hatte, wie die gesammte dänische Nation nicht christlich national, sondern national-christlich sich darstellte, also daß in zweiter Linie erst das Christenthum kam, so dachten die Dänen auch uns zu finden. Denn, was ich selber denk' und thu', das traue ich auch Andern zu. Das Verhör hinterließ mir den angenehmen Eindruck, daß ich für die Wahrheit ein Zeugniß abgelegt, und die Lügenhaftigkeit der Anklage widerlegt hätte. Aber es bestärkte mich in der

fast fixen Idee, daß doch endlich mir Recht und Gerechtigkeit werden müsse, es machte in so fern meinen Zustand noch unerträglicher, weil ich vor lauter Denken an mein Recht, das Stillesein des Glaubens mehr und mehr verlor. Wie ist das doch so traurig, daß das formale Rechtsbewußtsein so stark in uns lebt, daß es uns nur zu oft in Schlingen der Selbstgerechtigkeit verstrickt, nur zu oft uns zum Abfall vom Vertrauen auf Gott und vom kindlichen Gebet verleitet! Nur das Herz kann recht beten, in welchem Sünde und Gnade ihre bewußte Versöhnung im Glauben gefunden haben; nur das Sünderherz kann erhörlich beten, das durch seine Sünde hindurch den Ruf der Liebe: kommet her zu mir alle die ihr mühselig seid und beladen, vernommen hat; nicht aber das Herz das immer nur sein Leiden als erlittenes Unrecht anschaut, nur unterm Fußtritt der Menschen sich krümmt, nicht unter dem Stachel seiner eigenen Sünde. Gewiß darf ich auch wider das Unrecht, das mir die Menschen anthun, beten, aber eben so gewiß nicht allein um dieses Unrechts willen. Gewiß ist ein volles Rechtsbewußtsein in unserer Brust ein Segen, aber nur dann führt es zu einem Gewissen, das uns nicht verklagt, wenn wir unsere Sünde durch dasselbe erkennen, die Sünde mit demselben von uns fern halten, nicht aber, wenn wir es nur gebrauchen, um die von Andern uns angethane Sünde im Vergrößerungsglase zu schauen. Ein so umflortes Auge hatte damals nun mein Rechtsbewußtsein. Ich sah nur das Unrecht, das mir angethan wurde, sah nur mein zertretenes persönliches Recht, aber mein Unrecht, meine Sünde sah ich nicht. Ich habe in dem Vierteljahr meiner Gefangenschaft viel gebetet und noch jetzt verklagen mich diese Gebete in meinem Gewissen.

Auf den Verhörsrichter machte das Verhör augenscheinlich einen unangenehmen Eindruck, denn es begründete keine Anklage wider den Herzog, noch auch wider mich. Am Schlusse des Verhörs ward ich aufgefordert, meine Wünsche auszusprechen. Ich forderte Rückkehr in mein Haus, Einsetzung in mein Amt und Erstattung der gehabten Kosten der Gefangenschaft. Mit Achselzucken ward mir erwiedert, daß darauf schwerlich eingetreten werden könne, und ich gefragt, ob ich nicht den Antrag stellen wolle, nach Holstein, oder — wie höhnend bemerkt ward — in „das große deutsche Vaterland" zurückzukehren. Ich bestand darauf, in Amt und Haus zurückzukehren, und ward entlassen. Als ich später die Unmöglichkeit einsah, diese gerechten Forderungen zu erreichen, änderte sich auch diese Ansicht und ich dankte Gott, als endlich die Stunde schlug, die mich erlösete, wenn sie mich auch nicht meinem Amte und Hause wieder zuführte. Die durch das Verhör angeregten Hoffnungen baldiger Freiheit bewährten sich nicht. Wir kehrten nach Faaborg zurück, um das frühere traurige Leben wieder zu beginnen. Nach Verlauf einiger Zeit erhielt ich ein vertrauliches Schreiben vom Bischof d. d. den 14. Juli mit merkwürdigen Anerbietungen. Schon unterm 29. April hatte der Bischof mir geschrieben: „die Verrichtung, das medium sein zu müssen, welches t r e u e n Amtsbrüdern eine so große Unbehaglichkeit (sc. der Suspension) vermitteln sollte, war für mich gewiß eine schmerzliche Amtspflicht. Mit Rücksicht auf den Einen gestatteten die Worte mir eine mildere oder weniger kränkende Interpretation, als intendirt war; es schmerzte mich, daß dasselbe mit Rücksicht auf die zwei Andern unmöglich war." Im vorgenannten Schreiben schlug mir nun der Bischof vor, daß ich um meinen Abschied ein-

kommen möge, versprach mir seine Verwendung für eine Pension unter dem Namen von Wartegeldern, ferner die Anwartschaft auf eine spätere Wiederanstellung, Niederschlagung jeder Untersuchung, Rückkehr in mein Haus, Auszahlung einer Abfindungssumme und die Freiheit, mich von Alsen fort zu begeben. Gewiß waren diese Anerbietungen in meiner damaligen Situation sehr verführerisch. Ich hatte keine Veranlassung, eine Rückkehr in mein Amt zu wünschen, nachdem ein Riß zwischen mir und der Gemeinde eingetreten war. Eine Anstellung in einem Lande, das der Schauplatz nationaler Kämpfe war, konnte mir nicht lieb sein. Dagegen eröffnete sich, wenn ich diese Anerbietungen annahm, eine sorgenfreie, für die Zukunft gesicherte Existenz und vor Allem die Möglichkeit, an einem Orte leben zu können, wo die gehässigen politischen Leidenschaften mir nicht das Leben verbitterten. Viele Sorgen, vielen Schmerz, viel pecuniäre Verluste hätte ich mir und meiner Frau durch Annahme dieser Anerbietungen erspart. Hätte ich irgend welchen politischen Scharfblick, irgend welche Ahnung von den diplomatischen Schwächen und Irrwegen gehabt, ich würde die Anerbietungen angenommen haben, die damals ganz gewiß ehrlich und treu gemeint waren.

Es erhob sich auch in Fleisch und Blut eine mächtige Stimme, welche mich zur Annahme verleiten wollte und nur auf den Rath meiner Freunde lehnte ich ab und bestand auf meinem Recht. Meine Gegengründe waren, daß ich durch Annahme eingeräumt haben würde, erstens, daß ich mit Recht und nicht mit Unrecht suspendirt und in Gefangenschaft sei; zweitens, daß ich dadurch Zweifel an der gerechten Sache Schleswig-Holsteins und dem endlichen Siege beur-

kundet; drittens, daß ich dem Rechte meines durchlauchtigen Patrons dadurch etwas vergeben hätte. Was mich später beruhigt hat, wenn ich mir darüber Vorwürfe machte, daß ich nicht alle das Leid der kommenden Jahre durch Annahme dieser Anerbietungen abgewendet habe, ist, daß mein Blick damals eben nicht weiter reichte und reichen konnte. Und in der That würden auch jene Anerbietungen, wenn sie gleich damals eine große Erleichterung gebracht hätten, sich später doch als illusorisch erwiesen haben. Schwerlich würde die dänische Regierung einem Schleswig-Holsteiner eine Pension ausbezahlt haben, schwerlich würde ich jemals wieder eine Anstellung unter dänischer Herrschaft gesucht haben. So blieb als alleiniger, freilich nicht unbedeutender Gewinn nur dies, daß ich die schweren Geldverluste erspart haben würde, welche mich später trafen. Ich glaube aber, daß jenes Verhör, daß die beiden Schreiben des Bischofs, daß die gesammte Darlegung es sattsam beweist, daß ich politisch nicht gesündigt hatte. Und nur darum ist es mir zu thun. Den Beschuldigungen gegenüber, welche mir und vielen theuren Amtsbrüdern gemacht sind, der so schweren als gehässigen Anklage gegenüber, daß wir unser Friedensamt zu einer politischen Diatribe, zu einer wühlerischen Agitation gemißbraucht, es also entweiht und entwürdigt haben, müssen Thatsachen es belegen, daß diese Beschuldigung eine Lüge und eine Sünde ist, welche auf das Haupt derer zurückprallt, welche uns dessen bezüchtigt haben. Nicht darum sind wir abgesetzt, weil wir unser Amt politisch entweiht und gemißbraucht haben, sondern weil wir es nicht politisch entweihen lassen wollten, weil wir es nicht zum Träger dänischer Politik machen lassen wollten — darum haben wir Amt und Vaterland verlieren müssen. Sitzen ja

doch noch in ihren Aemtern die Landsleute und naturalisirten Dänen, welche mit der gesammten dänischen Geistlichkeit den politischen Dienst antraten und das Theorem eines bekannten Gelehrten: „der Christ müsse auch den schlechtesten Gewalthabern Gehorsam beweisen, und habe selbst solchem Staatsoberhaupte gegenüber nur die Pflicht, sittliche Bürger zu erziehen" adoptirten, ohne weiter dem Gewissen Rechnung zu tragen. Abgesehen davon nun, daß es wol ein Unsinn ist „den schlechtesten Gewalthabern sittliche Bürger erziehen zu sollen" muß die Hingabe der Geistlichen Schleswigs, welche in ihren Aemtern geblieben sind, nicht bloß als ein Treubruch am engeren Vaterlande, sondern auch als ein politischer Dienst, der dänischen Sache geleistet, betrachtet werden, denn die dänischen Gewalthaber wollten damals nicht Geistliche, sondern Politiker in den Aemtern wissen. Hundert abgesetzte Geistliche bezeugen dies. —

Und hiermit mögen die persönlich-politischen Erörterungen zum Abschluß gekommen sein, auf welche ich mich nur darum eingelassen habe, weil mit mir fast hundert Brüder von der so schweren als unbegründeten Anklage sind getroffen worden, daß wir unser Amt politisch entweiht, wie daß wir gegen Römer 13. uns schwer versündigt hätten.

Eines ist mir dabei unerklärlich geblieben. In der Suspensionsacte war ich beschuldigt, durch Betragen und Gesinnung meine Unterthanentreue verletzt zu haben, und es war gesagt, daß dies mein Betragen von der damals bereits ernannten Untersuchungscommission für Schleswig untersucht werden würde. Diese Commission, welche damals in Hadersleben ihren Sitz hatte, hatte sich, als die deutschen Truppen naheten, aufgelöst und an ihre Stelle war die Commission getreten,

vor welcher ich erscheinen mußte. Meine Deportation und Gefangenschaft stand aber mit meiner Suspension in keiner Verbindung, sondern war eine allgemeine militärische Maaßregel, von welcher mit mir zugleich eine Menge anderer Beamten und Laien betroffen wurden. Demnach stand dies Verhör auch wol nicht in Beziehung zu meiner Suspension, da es das Verhalten aller derer untersuchte, die in den verschiedenen Städten Dänemarks verhaftet waren und es ist also das Königliche Wort, dies mein Verfahren, welches für meine Suspension den Grund hergab, untersuchen zu lassen, mir nie gelöst worden. Ich habe später, habe noch im Jahre 1851 von Holstein aus eine Untersuchung beantragt und gleichzeitig einen Antrag auf Erstattung meiner Kriegsschäden gestellt, mir ist aber keine Antwort darauf geworden. Noch diese Stunde würde ich mich einer Untersuchung stellen, aber damit, daß man meine politische Unschuld ausspräche und das damalige Unrecht anerkennte, würden die Leiden jener Jahre nicht verwischt, die Schäden nicht ersetzt werden . . . —

Unser Leben in Faaborg nahm nach dem Verhöre wieder denselben trostlosen Verlauf wie früher. Wir erwarteten, als Erfolg der Untersuchung, eine freisprechende Entscheidung der Schleswig-Holsteinischen Canzelei in Kopenhagen; sie blieb aber aus. Mit meinen anderen Leidensgenossen entschloß ich mich daher, in Betracht der Umstände die Bitte an die Canzelei zu stellen, daß wir nach Holstein entlassen würden. Auch hierauf blieb die Antwort aus. So war der Juli zu Ende gegangen, als der letzte Tag dieses Monats den Kriegsminister, Capitän Tscherning, nach Faaborg brachte. Capitän Tscherning, einer der intelligentesten Dänen, welche ich kennen gelernt habe, war unter der vorigen Regie-

rung misliebig gewesen und aus der dänischen Armee entlassen worden. Getragen von der Volksgunst und als einer der Führer der Demokratie, war er mit dem Magister Monrad, dem Advokaten Orla-Lehmann und Anderen in jenen Märztagen Minister geworden und wegen der Energie, die er an der Spitze des Kriegsministeriums entwickelte, ein Liebling der dänischen Nation. Er kam von Alsen, machte eine Rundreise zur Inspection und ward, wo er kam, mit königlichen Ehren und Böllerschüssen empfangen. Tscherning hatte mit meinem Mitgefangenen, Pastor S., vermuthlich aus dem Grunde, um diesen jungen sehr begabten Mann für die Sache Dänemarks zu gewinnen, brieflich angeknüpft, hatte ihm sein Haus in Kopenhagen als Aufenthalt angeboten u. s. w. Pastor S. war hierauf nicht eingegangen, hatte dagegen die Bitte gestellt, nach Alsen zur Ordnung seiner Verhältnisse gehen zu dürfen, um von da nach dem Festlande entlassen zu werden; dies wurde ihm gewährt, aber kaum auf Alsen angekommen, ließ ihn der Commandant, trotz des Freipasses vom damals allmächtigen Kriegsminister, wieder zu uns nach Faaborg zurückbringen. So war die demokratische Staatsordnung in Dänemark beschaffen. Auf Grund dieser Verhältnisse sandten wir den Pastor S. zum Kriegsminister und ließen die Bitte um Entlassung aus der Gefangenschaft vortragen. Pastor S. ward mit unbestimmten Redensarten abgefunden, brachte aber namentlich in Beziehung auf mich die Erklärung Tschernings: ich sei so liirt mit anderen gravirten Predigern auf dem Festlande, daß meine Entlassung eine Unmöglichkeit sei. Dies bewog mich, selber zum Kriegsminister zu gehen. Meine Freunde riethen davon ab, meinten, ich würde mich nur persönlichen Unannehmlich-

keiten aussetzen und nichts ausrichten. Aber mit dem Muth eines guten Gewissens bestand ich darauf, eilte fort und traf Tscherning auf der Straße. Nachdem ich mich ihm genannt und vorgestellt hatte, hatte ich folgende Unterredung mit ihm. Die Unterredung ward dänisch geführt, und ist noch an demselben Tage von mir aus dem Gedächtniß niedergeschrieben. Auf meine Bitte um Entlassung erhielt ich zuerst runden Abschlag. Herr Minister, war meine Gegenrede, geben Sie nichts auf das Ehrenwort eines Predigers, wenn dieser versichert, der Sache Dänemarks nichts schaden zu wollen, sich aller politischen Betheiligung enthalten zu wollen?

Tsch. Ich gebe viel auf ein Ehrenwort, aber bedenken Sie, in welche Duplicität der Stellung Sie gerathen, wenn Sie nach Holstein kommen: da sind Männer wie Franke, Rathjen und Andere; statt eine Stütze des Staats zu sein, sind diese beim ersten Windstoß (wad förste Pust) abgefallen.

Ich. Das Verfahren dieser Männer zu richten, steht mir nicht zu, aber ich muß zu bedenken bitten, daß ich Geistlicher bin und als solcher mich in meinem Gewissen verpflichtet erachten muß, mich aller practischen Theilnahme an der Politik zu enthalten, wenn ich auch sonst meine schleswig-holsteinischen Sympathien nie verleugnen werde.

Tsch. Behalten Sie Ihre Sympathien. Ja, das sagte ich auf Alsen, der Geistliche müsse sich so in sein Amt vertiefen, daß er darüber alle Politik vergäße. Ich wollte Sie und Pastor S. wieder in Ihr Amt eingesetzt haben, aber man meinte, es ginge nicht.

Ich. Haben Sie denn nun auf Alsen gehört, daß ich,

wie bekannt auch meine deutschen Sympathien sind, mich jemals in politische Umtriebe gemengt habe?

T s ch. Nein, nicht das Allergeringste.

I ch. Nun denn, wenn ich Ihnen dann als Geistlicher und Ehrenmann mein Wort darauf gebe, daß ich mich durchaus passiv verhalten werde, bis zu abgemachter Sache, so scheint es mir, haben Sie mich eben so sicher, als wenn ich in Ketten und Banden verwahrt werde, und können mich gern nach Holstein entlassen.

T s ch. Ich werde, sobald ich nach Kopenhagen komme, so viele von den Herren, als möglich ist, entlassen.

I ch. Ja, Herr Minister, ich bin aber hier nicht allein, es sind mit mir Mehrere in derselben Lage, mit gleichen Wünschen.

T s ch. Namentlich Einen mögte ich gern entlassen. Das ist Hofrath B a h r t: ich fürchte aber, es geht nicht.

I ch. Warum sollte es nicht gehen? Hofrath B a h r t und sein Bruder, Candidat B a h r t, sind ja ganz ohne Betheiligung an der Politik.

T s ch. Candidat B a h r t, ohne Betheiligung? war des Ministers heftige Antwort; dann kennen Sie ihn nicht. Er ist es, der die herzogliche Familie seit Jahren fanatisirt hat, er, der in die Blätter alle diese lügenhaften Berichte geschrieben hat!

Besser unterrichtet, war mein Erstaunen in der That maaßlos. Ich wußte, daß diese Ansicht nur auf Verleumdung beruhen konnte. Weil aber eine längere Widerlegung unmöglich war, weil der Minister in ein Haus zu treten im Begriff stand, wo ein verwundeter Offizier lag, und die Bürger Faaborgs, voll Erstaunen über diese lange Unterredung ihres Ministers

mit einem Insurgenten, überall vor die Thüren traten, so mußte ich mich kurz fassen.

Ich. Herr Minister, in dieser Zeit der Leidenschaften wird der Wahrheit in beiden Feldlagern zu nahe getreten.

Tsch. Auch bei uns?

Ich. Auch bei Ihnen. Gestatten Sie mir aber eine Gegenfrage?

Tsch. Fragen Sie nur.

Ich. Glauben Sie denn an alle die Lügen, welche man Ihnen auf Alsen wird erzählt haben?

Tsch. Nein, nicht ein Zehntel davon.

Ich. Nun, so wissen Sie auch, was Sie von Candidat Bahrt zu halten haben.

Tsch. Ich werde Alles thun, um so viele der Herren, als möglich ist, zu entlassen, sobald ich nach Kopenhagen komme.

Mit dieser wiederholten Versicherung ward ich entlassen. Fünf Tage später erhielten neun von uns, darunter auch der Candidat B., ihre Entlassung. Minister Tscherning erwies sich als ein Ehrenmann, dem ich noch hier nach Jahren meinen Dank bringe. In jener Zeit der Leidenschaften war der vorurtheilsfreie Standpunkt, den er einnahm und nach welchem er mir gern gestattete, meine deutschen Sympathien zu behalten, in so fern ein ungewöhnlicher, als meine Suspensionsacte und das ganze gegen mich eingehaltene Verfahren ja keine thatsächliche Basis hatte, sondern allein auf Bestrafung der stillen Sympathien der Brust ausging. Noch ausgezeichneter war Tscherning's Auffassung der Bedrükkung des geistlichen Amtes, als eines Amtes, das nicht in politischen Umtrieben, sondern in der Thätigkeit für ein Reich

des Friedens seine Vertiefung haben müsse, weshalb er auch, da keine politische Ueberschreitung vorlag, mich und meinen Collegen wieder in unsre Aemter eingesetzt wissen wollte. Er stand aber wol mit diesen seinen höheren Einsichten damals in Dänemark ziemlich isolirt, und mogte seine Aversion gegen politische Prediger wol an seinem Collegen, dem Magister Monrad, und an den dänischen Predigern und ihrer Haltung gewonnen haben.

Ich habe nun nur noch einen Tag meiner Gefangenschaft, und zwar den letzten, zu beschreiben.

Mit tiefem Schmerz hatte ich die Hoffnung aufgegeben, nach Alsen und zu meiner Frau zurückzukehren. Es lag aber die Unmöglichkeit dazu vor und der Weg war gewiesen, wenn ich nur die Wahl hatte, entweder Gefangener zu bleiben, oder aber in das Land meiner Sympathien Holstein, wo mir Verwandte und Freunde lebten, zu gelangen. Ich hatte meine Frau gebeten, mich zu begleiten, sie zog es aber vor, als Wächterin unsres Eigenthums auf Alsen zurück zu bleiben, wie groß auch dies Opfer war. Meine Lage in der Gefangenschaft war in der letzten Zeit erträglicher geworden. Ich hatte mein Logis gewechselt und wohnte allein, bei einem patriotischen Hutmacher, der mir täglich erklärte: „ich opfere Gut und Blut für meinen König", dennoch aber mich sehr anständig behandelte. Der Patriotismus, so mögte ich hier einschalten, in den niedern Ständen des Volkes, die Schwärmerei für den volksthümlichen König, der freilich dem Volke alle, auch die ausschreitendsten Wünsche gewährte, war in der That damals groß und eigenthümlich. Es war in jenen Tagen davon die Rede, daß der König nach Faaborg kommen würde. In der Nähe Faaborg's lag ein stolzer und alter

Grafensitz mit dem Stammschlosse Vedelsberg. Auf die Bemerkung nun eines meiner Mitgefangenen an einen Bürger Faaborg's, daß der König dann wol auf Vedelsberg bei dem Grafen wohnen würde, antwortete der Bürger: ach nein, der Graf auf Vedelsberg ist unserm Könige viel zu vornehm, er wird hier in der Stadt bei einem Bürger logiren. —

Meine Gesundheit hatte sich gebessert. In meinem neuen Logis fand ich für Studien Muße und regelte daher meine Zeit so weit ich konnte. Das sichere Vertrauen, daß Minister Tscherning Wort halten würde, erheiterte uns. So kam der letzte Tag meiner Gefangenschaft, der 5te August, wol auch der merkwürdigste von allen Tagen derselben. Die Zahl der Inhaftirten hatte sich vermehrt bis auf sechsundzwanzig. Bei der für die Dänen siegreichen Affäre am 28sten Mai hatten sie allerlei Leute zu Gefangenen gemacht, namentlich Marketender. Einige von diesen waren nach Faaborg gebracht und in die dortigen Diebslöcher gesteckt. Der humane Byfogd Ost hatte, auf unsre Verwendung, auch diesen armen Leuten so viel Freiheit gelassen, daß sie sich täglich an der frischen Luft erholen konnten. Vier derselben mißbrauchten diese Freiheit. Eines schönen Abends kehrten sie nicht vom Spaziergang zurück, sondern lösten einen der vielen Kähne und begaben sich auf die Flucht. Des Ruderns und Segelns unkundig kamen sie nicht weit; sie mußten an der benachbarten Insel Arróe anlegen, weil sie dem Verhungern nahe waren, wurden dort erkannt, da sie der dänischen Sprache nicht mächtig waren, und nach kurzer Freiheit und der mühevollen Arbeit einer Nacht wieder zurück gebracht, um in strengem und langem Arrest für ihren Fluchtversuch schwere Buße zu thun. Am frühen Morgen erfuhren wir die Bege-

benheit und fühlten uns sehr unangenehm von ihr berührt; daß sie nicht ohne Folgen auch für uns bleiben könne, war uns klar, da wir die Stimmung des Volks kannten.

Zudem wußten wir ja nicht, daß unsre Freiheit so nahe war, und konnten also nur erwarten, daß die Zukunft sich noch peinlicher gestalten würde, als die Gegenwart. Indeß der Tag verging ruhig. Der Nachmittag kam und wir begaben uns zu Fünfen auf den täglichen Spaziergang. Etwa eine Viertelstunde von der Stadt liegen drei ärmlich gekleidete Männer im trockenen Graben an der Chaussee. Wie wir sie erreichen, erheben sie sich und einer derselben richtet die Frage an uns: Guten Tag, ihr Leute, woher seid ihr denn? Nichts Gutes ahnend, antworte ich rasch: von Faaborg. — So, von Faaborg? sagte darauf der Wortführer; nein, ihr seid von Alsen und seid deutsche Verräther, deutsche Prediger, deutsche Juristen, Spitzbuben u. s. w. Nicht ohne Lächeln sehe ich noch das Erstaunen meiner Gefährten und den Geschwindmarsch, den sie bei diesen Schimpfworten einschlugen. Ein starker Dekonom M. und ich bildeten die Arrieregarde. Indeß die Kerle verfolgten uns mit Schimpfwörtern und Steinwürfen. Lange dies ehrenvolle Comitat zu behalten, war bedenklich, denn wir waren in der Nähe eines Dorfs und da würden unsre Verfolger wahrscheinlich einen uns unangenehmen Succurs bekommen haben. Es wäre uns leicht gewesen, durch einen raschen Angriff unsre Gegner zu verjagen, aber, abgesehen davon, daß wir zu einem Gefecht schwerlich geeignete Kräfte unter uns hatten, war auch dies gefährlich, weil auf allen umliegenden Feldern die Erntearbeit begonnen hatte und daher auch von da unsern Verfolgern Hülfe geworden wäre. Unter diesen Umständen mußten

wir darauf Verzicht leisten, unsern Muth und unsre Kampfeslust bei dieser Gelegenheit zu zeigen; wir schlugen einen Seitenpfad ein, der von der Chaussee abführte. Als nun auch hierhin namentlich der Wortführer unter unsern Verfolgern uns begleitete, machten der Oekonom M. und ich Fronte gegen ihn, und kaum hatten wir dies gethan, so griff er, in der Hitze der Verfolgung seinen Begleitern weit vorausgeeilt, nun seinerseits zu der Waffe, deren wir uns bisher mit Glück bedient hatten: er machte Kehrt und entfernte sich mit eiligen Schritten. Auf meine Begleiter hatte diese Geschichte einen sehr üblen Eindruck gemacht und sie beschlossen, den Spaziergang aufzugeben, und auf einem andern Wege zur Stadt zurückzukehren. Ich konnte mich nicht dafür entscheiden und trennte mich daher von ihnen. Als ich allein wieder zurückkehre und mich auf der Chaussee der Stadt nähere, rennen zwei große Bursche, etwa sechszehn Jahre alt, so nahe an mir vorbei, daß der Eine, der eine Pistole in der Hand trug, meinen Arm streifte und dabei sagte: jez skyder Forredere, ich erschieße die Verräther. In der That brannte er etwa zwanzig Schritte hinter mir seinen Schuß ab, der aber vermuthlich nur ein Schreckschuß sein sollte, weil ich nichts weiter als den Knall verspürte. Ich gelangte in die Stadt und traf einen Haufen Gassenbuben. Bisher hatten diese, wenn sie uns mit ihren Ehrentiteln beglückten, oder ihr patriotisches Spottlied vorsangen, sich immer in respectvoller Ferne gehalten. Heute war das anders. Sie stellten sich im Halbkreis vor mir auf und wichen nur so viel, als nöthig war, damit mein guter Stock sie nicht erreichen konnte.

Dabei war zu den bisherigen Titeln ein neuer gekommen: der kommen von af de dydske Bortlöbern, dort kömmt

einer von den deutschen Fortläufern. Und nun ging es so fort. Ich hörte alle die vielen Spitz- und Schimpfnamen, woran die dänische Sprache so reich ist, wenn sie die verhaßten Deutschen beschimpfen will, und erreichte, umgeben von dieser Ehrengarde, endlich mein Haus. Ich leugne es nicht, daß ich sehr verstimmt mein kleines Stübchen betrat. Verdienter Tadel brennt im schuldigen Gewissen, das dann mit der Selbstsucht des natürlichen Menschen den Kampf auf Leben und Tod antritt, aber unverdiente Schmähungen beißen noch viel mehr. Es hilft nichts, daß wir uns auf die sittliche Höhe der Bildung stellen, es hilft noch viel weniger daß wir das schimpfende Proletariat uns vorstellen, es hilft selbst nichts, daß der Christ den selbstsüchtigen Menschen in uns bekämpft, die Beschimpfung brennt doch. Ich hatte nur ein Vierteljahr Gelegenheit gehabt, die Natur des dänischen Volks kennen zu lernen. Die Unsittlichkeit, welche dort noch die Massen durchsäuert, welche namentlich die ehelichen Bande lockert, so daß ein sittliches, treues Ehepaar fast zu den Seltenheiten gerechnet werden kann, der niedrige Stand intellectueller Volksbildung, die offenkundige Genußsucht aller Stände, der dürftige Bestand des Unterrichts in den Volksschulen, der trockene Stand der Religionslehre in den Kirchen und andre Dinge, waren mir nicht verborgen geblieben. In keinem Lande Europas, mit Ausnahme von Mecklenburg, wo es noch schlechter steht, werden so viel uneheliche Kinder geboren, giebt es so viel Ehen, denen die eheliche Treue fehlt, als in Dänemark. Wenn der Oberkirchenrath Kliefoth zu Schwerin, in seiner Synodalpredigt vom Jahre 1851 sagt, daß in Mecklenburg jedes vierte Kind ein uneheliches, jede zwölfte Ehe eine wilde, jeder hundertste

Mensch ein inhaftirter Verbrecher sei; ferner, daß in einem Kreise von zwanzig Kirchen der Gottesdienst in einem Jahre 228 Mal habe aus Mangel an Zuhörern ausgesetzt werden müssen, so findet sich die Parallele hiervon nur in Dänemark wieder. Dort nährt darum der niedrige Stand sittlich-religiöser und allgemein intellectueller Bildung die beiden frazzenhaften nationalen Typen, die einseitige Eitelkeit des Volks, das durchaus eine große Nation sein will, und den Haß gegen alles, was deutsch heißt. Die losgebundene, fast offen zur Schau getragene Unsittlichkeit in den Geschlechtsverhältnissen und die sinnliche Genußsucht ersticken alle edleren Keime; es herrscht in Dänemark überall ein „Warten des Fleisches, also daß es geil wird" und werden muß. So spielt z. B. der Branntwein dort eine Hauptrolle. Ich kann mir nicht versagen, hiervon einige Beispiele anzuführen. Ein Schnaps, Kümmel, dort bezeichnend „national dansk-Dramm" genannt, eröffnet jedes Mittagsessen auch in den feinsten Zirkeln. Ich hatte, wie erwähnt, dänische Einquartirung, und hatte diese auf wiederholte Bitte an meinen Tisch genommen. Es war Abend und wie wir es gewohnt waren, stand der Thee und Butterbrod auf dem Tische. Sie waren auch hiermit einverstanden, allein ihnen fehlte der Branntwein.

Dieser muß bei den Dänen immer die Mahlzeit und den Magen eröffnen. Ich hatte keinen, auch nicht ein Mal Schnapsgläser im Hause. Es half aber nichts, beides mußte geholt werden. Die das aber forderten, waren nicht rohe Kriegsknechte, sondern gesittete Leute, wie Major Brammann, ein Graf Trampe und ein Kammerjunker, dessen Namen ich mich nicht erinnere. Als Candidat Bahrt und ich in Faaborg gemeinsam ein Unterkommen gefunden hatten, erbaten wir

uns von der Wirthin Thee und Butterbrod zum Abendessen. Am ersten Abend erscheint Thee und Butterbrod mit Zuthaten von Fleisch, Käse, geräucherten Fischen und begleitet von 1 Flasche Bier, 1 Flasche Brantwein, 1 Flasche Wein. Als ich ziemlich erstaunt die Wirthin bat, diese drei Flaschen wieder zu entfernen, fragte sie mich noch erstaunter: aber, mein Gott, trinken denn die Deutschen nicht so viel als wir? Der dänische Soldat muß sechs Mal des Tages essen und trinken. Am frühen Morgen beginnt er mit Buchwaizengrütze in Milch gekocht; eine Stunde später erhält er Kaffee und Butterbrod, wiederum später Brod und Schnaps, dann Mittagessen nebst Kaffee; um die Mitte des Nachmittags das sogenannte Vesperbrod mit Branntwein und zum Schluße des schweren Tagesgeschäfts wieder Grütze und Milch. Ein Volk, das so viel ißt und trinkt, muß in Fleischlichkeit und niederer Sinnlichkeit versauern und verdumpfen. Characteristisch ist dabei das gewöhnliche Schimpfwort: Grützkopf, womit sie sich gegenseitig begrüßen, das von dem nationalen Essen herkömmt und so viel als Dummkopf bezeichnet.

Diese Betrachtungen anzustellen, wäre mir an jenem letzten Tage vielleicht recht gut gewesen, als ich sehr verstimmt über die Erlebnisse des Tages mein Zimmer erreichte. Ich sollte indeß noch nicht am Ende sein. Bald nach mir trat mein Wirth in mein Zimmer und erklärte mir, daß er so eben in der Bürgerversammlung für mich Bürgschaft gestellt habe. Für mich Bürgschaft? fragte ich ganz erstaunt, weshalb dann? Ei, erwiederte er, ich habe mich mit meinem Wort und Vermögen dafür verbürgt, daß Sie nicht fortlaufen würden. Hierauf erzählte er mir dann, wie in Folge jener

Flucht der vier Marketender, die Bürgerschaft in Aufruhr („der er Ro're i folket" läßt sich nicht gut anders wiedergeben, da Aufregung zu wenig sagt, weil Ro're zugleich eine active Handlung bezeichnet) sei, wie man, um unser Entfliehen zu verhindern, die Obrigkeit zwingen wolle, uns in die sicheren Diebeslöcher zu stecken, und wie besonders der Eigenthümer des Kahns oder Bootes von uns Ersatz seines Schadens fordern würde. Diese Mittheilungen wurden mir in der That zu viel. Ich wußte, daß unser Beschützer, der humane Byfogd Ost, nicht im Stande war, den souveränen Volkswillen zu hindern. So saß ich lange in einsamen und ärgerlichen Gedanken. Es war Abend und ich wagte nicht recht, Licht anzuzünden, weil meine Stube zu ebner Erde und ein Eckzimmer mit Fenstern nach zwei Seiten war. In meinem Aerger legte ich mich früh zu Bette, ohne indeß an's Schlafen zu denken. Da klopft es plötzlich und so stark an das Fenster meiner Schlafstube, daß eine Scheibe zu mir in's Zimmer fällt.

Inmitten all der Bilder und Gedanken an das souveräne Volk springe ich eiligst aus dem Bette und ans Fenster. Da tönt mir mein Name und die bekannte Stimme meines lieben Collegen Pastor S. entgegen; ich öffne das Fenster und höre die lieblichen Worte: „wir sind frei, wir sind frei!" Und so war es. Der Kriegsminister Tscherning hatte dem Byfogd Ost die Ordre gesandt, neun von uns nach Holstein zu entlassen und dieser humane Mann hatte selbst in der Stunde der Nacht sich eiligst aufgemacht, uns die Botschaft zu bringen. Welcher Gefangene hat wol dies Wort ohne Entzücken gehört? Uns war es besonders eine liebliche Botschaft, weil mit dem Leibe, der sich in dänischer Gewalt

befand, zugleich alle nationalen deutschen Lebenselemente schwer gefesselt und gebunden waren. Wir wußten nichts von dem Stande der deutschen Sache, wir wußten nichts von dem Stande unsres Landesrechts in diesen Kämpfen, wir waren bekümmert wegen des Schicksals unsrer Freunde und Angehörigen in Nordschleswig. Gewiß ist der Druck, den eine feindliche Nationalität auf das tiefe Leben der nationalen Sympathie ausübt, ein sehr schwerer. Mag der Leib gebunden sein und in Fesseln liegen, wenn nur das patriotische Gefühl, nur die nationale Sympathie frei athmen kann, dann ist die Kerkerluft erträglich. Wo ihr aber dies verwehrt wird, wo ihr jede Aeußerung, wie jede Nahrung ihres Lebens unmöglich gemacht wird, da wird die Kerkerluft zum Miasma, zur Stickluft. So ging es uns in Dänemark, und daß wir an sittlicher Bildung so viel höher standen, als unsre Zwingherren, machte unsre Lage nicht erträglicher. — Ich war aus dem Bette gesprungen und suchte in jener Nacht nicht wieder das Lager. Die lange Nacht durchwachte ich in seliger Freude und schrieb diese in einem Briefe nieder, den ich noch von Faaborg aus meiner armen, einsamen Frau sandte, welche sich in freier Opferung der Pflicht der Erhaltung unsres Eigenthums hingab. Meinen Schmerz über diese ihre Opferung, meinen Dank für diese, mein Abschiedswort bei der nun eintretenden weiteren Trennung, legte ich in die folgenden Worte, welche ich in jener Nacht, nach der Melodie des köstlichen Liedes: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'' dichtete und als meine Fürbitte zu Gott ihr sandte:

Sie, die mir so theuer ist,
Schütze du, o heil'ger Christ,
Sei ihr Schutz und starker Hort,
Denn der Gatte ist ja fort.

Einsam wandelt sie den Weg;
Ach, es ist ein Dornensteg,
Denn, der ihr zur Seite stand,
Ist ihr ferne, ist verbannt.

Nun, so tröste sie dein Geist,
Der den Pfad des Lebens weis't,
Und von einer Treue spricht,
Die im Tode selbst nicht bricht.

Betet sie, so höre Du,
Seufzt sie, gieb dem Herzen Ruh',
Ach, und wenn sie lauter klagt:
Sag' ihr, daß dein Morgen tagt.

Endlich brach der Tag an. Wir mußten uns zum Byfogd begeben und den nachstehenden Revers unterschreiben:

„Nachdem durch ein Schreiben der königl. schleswig-„holsteinischen Canzlei vom 4ten d. M. es dem Unterzeich-„neten erlaubt worden ist, nach Ausstellung eines Reverses „seinen Aufenthalt beliebig außerhalb des Herzogthums „Schleswig zu nehmen, so gelobe und verpflichte ich mich hie-„durch, bei Verlust der Ehre und des guten Leumunds, auf „keinerlei Weise Etwas vorzunehmen, oder zu fördern, was „zum Schaden sein könnte für meinen rechtmäßigen König „und Herrn, Se. Maj. Friedrich VII., den Staat, oder die „rechtmäßigen Autoritäten, folglich vor Allem nichts, was die „Pläne der sogenannten provisorischen Regierung fördern „könnte; und endlich mich nicht ins Herzogthum Schleswig „zu begeben, bevor mir eine Erlaubniß dazu entweder von „der königl. schlesw.-holst. Canzlei, oder vom königl. dänischen „Kriegsminister ertheilt worden.“

Es herrschte damals in Dänemark eine wunderliche Confundirung, wie der Begriffe, so der Gewalten. Die Anwesenheit des Kriegsministers, seine liberale Offenheit, hatte uns manche Aufklärung gebracht. Mir hatte er gesagt, daß er auf Alsen darauf gedrungen hätte, daß ich und Pastor S. wieder in unsre Aemter eingesetzt würden, man habe ihm aber erklärt, es ginge nicht. Der Einzige, dem die Beurtheilung und die Macht, dies zu hindern, zustand, war der Bischof, derselbe, welcher in einem früheren Schreiben an mich erklärt hatte: „es sei ihm eine schmerzliche Amtspflicht gewesen, treuen „Amtsbrüdern eine solche Unannehmlichkeit zu vermitteln.“ Dem Oekonomen M. hatte der Kriegsminister weiter erklärt, wir wären keineswegs aus militärischen Gründen deportirt. Es blieben demnach nur civile und noch näher nur pastorale Gründe nach, welche speciell meine und Pastor S.'s Entfernung veranlaßt hatten. Die gleichzeitige Deportation von Cand. B. und andern Personen, welche nie eine politische Wirksamkeit gehabt hatten, konnte demzufolge nur den Zweck haben, unsern eventuellen Einfluß auf die politischen Sympathien Alsens zu neutralisiren. Und diesen Zweck hatte wieder nur der Bischof im Auge gehabt, der sein Amt zu dem Dienste der Politik hingab, uns aus politischen Zwecken aus unsern Aemtern hatte entfernen wollen und fortwährend in Gefangenschaft behalten wissen wollte, damit die eventuelle Macht unsres persönlichen Einflusses nicht seinen Tendenzen hinderlich wäre. Wenn ich das Schreiben des Bischofs vom 14ten Juli, worin er mich zu überreden suchte, um meine Entlassung einzukommen, mit den Eröffnungen des Kriegsministers verglich, so blieb mir nur der Gedanke, daß der Bischof, der Mann, den ich als redlichen Feind bis dahin

gekannt hatte, aus politischen Zwecken hinterlistig gehandelt, daß er alle Leiden meiner langen Gefangenschaft veranlaßt habe. Ich war damit in die schmerzliche Lage gebracht, die Achtung für einen Mann fallen zu lassen, den ich bis dahin für ehrlich gehalten hatte, wie wenig ich auch sonst im Stande gewesen war, ihn als Geistlichen zu achten.

Der Revers nun stellte die Sache wieder anders. In diesem mußten wir der politischen Activität entsagen und wurden wie Kriegsgefangene entlassen, die sich verpflichten, bis zum Frieden nicht wieder die Waffen zu ergreifen. Wir konnten den Revers mit gutem Gewissen unterschreiben und thaten es um so lieber, als derselbe die letzte Thür unsres Gefängnisses war. Wir hatten nie einen andern, als den König, für unsern rechtmäßigen Landesherrn anerkannt, hatten nie Maaßregeln unterstützt, welche seine Autorität zu untergraben bezweckten. Schmerzlich war mir nur die Verpflichtung, nicht ohne Erlaubniß der Canzlei oder des Kriegsministers das Herzogthum Schleswig betreten zu dürfen; denn dort lebte meine Frau und dort wohnten meine nächsten Verwandten. Indeß der wahrhaft magische Reiz der nahen Freiheit, die frohe Hoffnung, bald unter Gleichgesinnten frei athmen, frei sprechen, frei leben zu können, und den schweren dänischen Alp von der Brust los zu werden, unterdrückte in den Stunden alle andern Wünsche. Der Abschied von den Leidensgenossen war mir schmerzlich. Sie wußten nicht, wie lange es ihnen noch bestimmt sein würde, in der Gefangenschaft zu bleiben und sahen uns mit schwerem Herzen ziehen. Unter strömendem Regen verließen wir in der Mittagsstunde Faaborg und fuhren nach Nyborg. Kaum waren die Thore der Stadt hinter uns, so stimmten meine Begleiter ein lautes:

„Schleswig-Holstein meerumschlungen" an und ich konnte nicht unterlassen, mit einzustimmen. In Nyborg mußten wir bis zum nächsten Morgen auf das große norwegische Dampfschiff warten, das uns nach Travemünde führen sollte. An Schlaf war auch hier vor Aufregung und Freude nicht zu denken. Nyborg ist eine kleine dänische Festung, auf einer Landzunge der Insel Fühnen belegen. Nach Süden und Osten übersieht man eine endlose Fläche des blauen Oceans, nach Osten weiterhin fernen Küsten der Insel Seeland, nach Norden und Westen breitet die fruchtbare Insel Fühnen ihre lieblichen Wälder und Felder aus. Mit dem ersten Morgenroth machte ich in Begleitung eines Försters, der auch frei geworden war, einen Spaziergang auf den Wällen der Festung und erinnere mich kaum, Lieblicheres gesehen zu haben. Aus den blauen Wellen der Ostsee erhob sich die Sonne, und warf ihre leuchtenden Strahlen weit hin über das Meer; ein wolkenloser blauer Himmel wölbte sich über uns; zu unsern Füßen lag das Feld noch im Schlafe ruhig; und wir wandelten unter Kanonen und Haubitzen, die meist ohne Lavetten auf dem Walle lagen. Den großen Belt, welchen wir vor uns hatten, belebten muntre Segler, die bei Tag und bei Nacht ihrem Hafen zusteuern. Wir selbst sollten in wenigen Stunden frei diese Wogen durchschneiden und dem Hafen der Sympathien im deutschen Lande zusteuern. Ich habe selten mit tieferer Empfindung mein Morgengebet meinem Gotte aus dankbarem Herzen gesendet.

Erquickt und erfrischt kehrten wir wieder in den Gasthof zurück. Dieser lag am Eingangsthor. Dort überm Thorhaus war ein vergittertes Fenster und durch die eisernen Stangen erblickte ich das bekannte Gesicht eines geachteten Beamten

und Landsmannes, dem es so gut nicht geworden war als uns. Der Spaziergang wäre uns indessen wahrscheinlich schlecht bekommen, wenn der dänische Fanatismus nicht noch geschlafen hätte. Endlich um neun Uhr Morgens kam das ersehnte Dampfschiff und zwölf Stunden später betrat ich, nach einer stürmischen, aber sonst wunderschönen Fahrt, bei Travemünde deutschen Boden. Travemünde ist der Hafen der alten Hanseestadt Lübeck, lieblich an der Ostsee belegen. Im Hafen lagen große Dampf- und Segelschiffe aller Nationen, am Hafen wehete stolz die Tricolore Deutschlands und ich bekenne es gern, als ich damals zuerst die drei deutschen Farben sah, die mir das Panier des einigen und durch Einigkeit starken Deutschlands zu sein schienen, da lüftete ich den Hut in tiefer Bewegung. Die Enttäuschung blieb nicht aus.

Ein köstlicher Schlaf erquickte uns, wir reiseten über Lübeck nach Hamburg, wo wir in später Nacht des 8. Augusts anlangten. 1 ½ Stunden von Hamburg liegt, auf holsteinischem Boden, das liebliche Nienstedten: dort lebte der Herzog von Augustenburg mit seiner Familie. Es machte auf mich einen ergreifenden Eindruck, die fürstliche Familie wieder zu sehen, die hier in ländlicher Beschränkung und Stille lebte, glücklich durch Innigkeit. Und dies wahre Glück ist dieser hohen Familie geblieben. Sie ist von noch schwereren Stürmen heimgesucht worden, auf Heimath und Besitz, auf Privat- und Erbrecht hat sie Verzicht leisten müssen, es sind früher nicht gekannte Sorgen an sie herangetreten, ich habe sie öfter in den kommenden schweren Jahren, bald hier, bald dort im deutschen Lande, aufgesucht, aber immer habe ich dieselbe köstliche Haltung vorgefunden, immer dies Gepräge einer Innig-

keit des Lebens, das die Last des Leidens mindern mußte. Es war die Kraft einer christlichen Liebe, welche ein wahrhaft fürstliches Diadem dieser theuren Familie als Schmuck in schweren Stunden aufdrückte. — Ich ging nach Kiel und wohnte dem dortigen Landtage bei, ging nach Kollinghusen, nach Dithmarschen, und fühlte mich unbeschreiblich erquickt, wie durch die Liebe, welche mir überall ward, so durch die frischen Hoffnungen für das Recht der Herzogthümer. Wenn auch der Malmöer Waffenstillstand geschlossen war, so behauptete sich doch Schleswig-Holstein damals auf der Höhe des Sieges. Bis an die Königsau standen unsere Truppen, ein eigener Landtag tagte, eine eigene Landesregierung, bestehend aus Landeskindern, sollte vom König von Dänemark und vom König von Preußen eingesetzt werden und bis zum endlichen Frieden die Herzogthümer verwalten. Alle Gefangenen sollten ausgewechselt, alle Beamten wieder eingesetzt werden. Noch aber ward die Ausführung dieser Convention zurückgehalten und mir verging Woche auf Woche in einem unbefriedigten, heimathlosen Zustande. Die Freude an der Freiheit der Person, an den Hoffnungen des Vaterlandes, wie überhaupt das patriotische Empfinden, ist nicht des Menschen oberste Freude. Beruf und Familie sind die Träger, ja die Wurzel der Vaterlandsliebe und der Freude am Wohl wie am Rechte des Vaterlandes. Wo der Beruf dem Manne fehlt, wo ihm das Haus, die stille Friedensstätte seiner Familie genommen ist, da fehlt ihm die Grundbedingung seines eigentlichen Patriotismus und seiner Freude. Der Staat im Kleinen giebt ihm einst den Staat im Großen, die enge Heimath erweitert sein Herz in Liebe zu der weiteren Heimath. Während ich von Ort zu Ort zog, bald hier bald dort den

Koffer packte, überall Freundlichkeit emfing, überall von gleichnamigen Sympathien und Patriotismus umgeben war, erwuchs doch in mir ein unbefriedigtes, mächtiges Sehnen nach meinem Beruf und meinem Hause. Ich war durch mein Ehrenwort gebunden und verhindert, das Herzogthum Schleswig zu betreten, und fühlte doch, daß ich in diesem, theils weil dort meine nächsten Angehörigen wohnten, theils weil ich dort meiner Heimath näher war, mich wohler fühlen würde. Der ausgestellte Revers band mich an die Erlaubniß des Kriegsministers und an diesen wandte ich mich daher zu Ende August mit folgendem Schreiben.

An den Minister Tscherning.

„In Folge Canzeleischreibens vom 4. d. M. wurde es „dem Unterzeichneten erlaubt, Faaborg zu verlassen und den „Aufenthalt in Holstein zu nehmen. Dabei habe ich mich „durch Ehrenwort verpflichtet, die Pläne der sogenannten „provisorischen Regierung nicht zu fördern und mich, ohne „die Erlaubniß der Canzelei oder des Königlichen Kriegsmi„nisteriums, nicht nach dem Herzogthum Schleswig zu bege„ben. Diese letzte Verpflichtung veranlaßt mich zu diesen „Zeilen. Ich bin geboren in Hoyer im Herzogthum Schleswig „und habe in jenen Gegenden meine liebsten und nächsten An„verwandten. Die übernommene Verpflichtung, die Pläne der „provisorischen Regierung nicht zu fördern, nichts zu unter„nehmen, was dem dänischen Staat zum Schaden gereichen „könnte, ist nach meiner Ansicht von rein intensiver Natur. „Bin ich ein Ehrenmann, so kann es mir, ohne irgend welche „Gefährdung für den dänischen Staat, gestattet werden, auf „Alsen zu sein und zu wohnen, so kann ich mich mitten in „das feindliche Lager begeben und doch das gegebene Ehren-

„wort unverbrüchlich halten. Die Autoritäten auf Alsen, „welche meine Entfernung veranlaßten, müssen das Vertrauen „zu ihrer eigenen Sache entbehrt haben, müssen besonders „ohne ein genügendes Bewußtsein von der rein intensiven „Natur eines Ehrenwortes gewesen sein, weil sie mich sonst „in der lieben Heimath würden gelassen haben. Bin ich „kein Ehrenmann, so hindert mich die entfernteste Ecke „Deutschlands nicht an einem ehrlosen Handeln wider die „Interessen des dänischen Staates. In der Unterredung, „welche ich mit Ew. Excellenz zu halten die Ehre hatte, habe „ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie die Bedeutung „eines Wortes, das ein Geistlicher und Mann von Ehre „giebt, zu würdigen verstehen. Deßhalb ersuche ich Sie „inständig um Erlaubniß, mich nach dem westlichen Theil „des Herzogthums Schleswig begeben zu dürfen.

„Pecuniäre und andre Gründe nöthigen mich zu dieser Bitte. „Ich verspreche damit nichts mehr, als was ich schon verspro„chen habe und bemerke nur, daß, falls der Krieg sich jenen „Gegenden nähern sollte, ich dann als Ehrenmann wissen „werde, eine gehörige Scheidewand zwischen dem Kriege und „mir zu setzen. Ferner bespricht ein Gerücht, das nicht ohne „Wahrscheinlichkeit ist, einen nahen Waffenstillstand. Sollte „unter den Bedingungen ein Passus besagen, daß Kriegsge„fangene und Andere gleich in Freiheit gesetzt werden sollen, „so glaube ich mich berechtigt, sofort nach Alsen zu gehen. „Dagegen glaube ich, daß erst ein schließlicher Friede den „mehr intensiven Theil meines Ehrenworts aufheben kann. „Ich würde Ew. Excellenz sehr verbunden sein, wenn eine „zusagende Antwort mir bald die Erlaubniß gewährte, nach „dem westlichen Theile von Schleswig mich zu begeben.“

Der Kriegsminister Tscherning betrog mich nicht in meinen Erwartungen. Ich erhielt eine sofortige Antwort auf mein Schreiben d. d. Kopenhagen, den 27. August 1848, folgenden Inhalts: S. T. Herrn Pastor Petersen.

„Ihr Schreiben vom 23sten dieses Monats erhielt ich „gestern; um dem Herrn Pastor die Pein so kurz als möglich „zu machen, antworte ich Ihnen gleich. — Ich räume willig „ein, daß die Bedeutung eines Ehrenworts genauer mit der „Person, als mit dem Aufenthaltsorte zusammenhängt; an „der fernsten Stätte kann der Unredliche sein Ehrenwort „brechen, mitten im feindlichen Lager kann der Ehrenmann, „kann der redliche Mann sein Wort halten. Aber die Gefahr „ist im letzteren Falle größer, denn die Versuchung ist größer, „oft so groß, daß eine fast übermenschliche Kraft dazu gehört, „ihr zu widerstehen. — Doch ist es nicht allein diese Rück„sicht, welche die Maaßregel hervorgerufen hat, um welche „es sich hier handelt und welche die Herren, welche auf Ehren„wort freigegeben sind, an einen dem Kriegsschauplatze fernen „Ort bindet. — Als ich mitwirkte, um den Herren die Frei„lassung, derer sie sich jetzt erfreuen, zu bewirken, handelte „ich in Widerspruch zu den Ansichten Vieler hier im Lande; „man warf mir Leichtgläubigkeit und Schwäche vor; die„jenigen, welche die ursprüngliche Deportation bewirkt hatten, „waren mit meinem Verfahren besonders unzufrieden, „welches, so meinten sie, die Bedeutung eines Schrittes ab„schwächte, welchen sie nach reiflicher Ueberlegung und für „das öffentliche Beste gethan hatten. — Sie weisen nun „schon auf Artikel in den Hamburger Blättern hin, welche, „wie sie behaupten, von einigen der auf Ehrenwort Entlassenen „herrühren. Ew. Hochehrwürden werden einsehen, daß es

„unter solchen Umständen keinen guten Einfluß auf die fer-
„nere Behandlung von Männern in ähnlicher Lage haben
„würde, sobald es verlautete, daß einer der auf Ehrenwort
„Entlassenen sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes einge-
„funden hätte, denn jeder würde diesem sogleich die schlimmste
„Bedeutung unterlegen, und ich sähe mich vielleicht in Zu-
„kunft verhindert, den Weg einzuschlagen, den zu betreten,
„mir nach langem vergeblichem Bemühen endlich geglückt
„ist. Was nun Ew. Hochehrwürden Wunsch betrifft, an der
„schleswig'schen Westküste Ihren Aufenthalt zu nehmen, so
„leugne ich nicht, daß dies ein ziemlich nördlicher Punkt ist
„und daß Ihr Aufenthalt dort schwerlich unbemerkt bleiben
„wird: indessen hoffe ich, daß das verständige Benehmen
„(besindige, rücksichtsvolle) des Herrn Pastors ein Gegenge-
„wicht bieten wird, weshalb ich auch, ohne Unrecht zu thun,
„von der allgemeinen Regel glaube abweichen zu dürfen, und
„es einzuräumen. Nichts destoweniger bitte ich diese Bestim-
„mung nur als eine ganz persönliche zu betrachten, so daß
„keiner der andern Herren, welche sich in ähnlicher Lage befin-
„den, hierauf eine Forderung zu begründen vermag.

Achtungsvoll

P. S. Tschernin g.

„Vorkommenden Falls dient dieser Brief als Legitimation
„für den Herrn Pastor, sich an der Westküste Schleswig's,
„jedoch nicht nördlicher als Hoyer, aufzuhalten. —

„Im Fall eines Waffenstillstands würde ich dem Herrn
„Pastoren rathen, bevor Sie nach Alsen gehen, die Einsetzung
„einer neuen Regierung abzuwarten und Sich bei dieser erst
„zu melden. — Die Aufgabe derselben wird eine versöhnliche
„sein, sie wird Sie also wieder in ihr Amt einsetzen."

Außer der eigenthümlichen Orthographie und Interpunction dieses Briefes, wie weit denn sich diese in einer wortgetreuen Uebersetzung wiedergeben läßt, kann es vielleicht auffallen, daß ein dänischer Kriegsminister an einen Insurgenten einen so langen Brief schreibt, und sich mit ihm auf die Erörterung principieller Fragen einläßt. Ich mögte aber auf Anderes hindeuten. Die Bemerkung im Schreiben des Kriegsministers, daß er durch seine Betheiligung an unsrer Freilassung sich Schmähungen und Verdächtigungen zugezogen habe, weist unmaaßgeblich darauf hin, daß das gesammte dänische Regiment durch und durch democratisch organisirt und inficirt war. Nur bei democratischer Staatsbildung findet eine solche verdächtigende Critik einer so hohen Staatsbehörde durch Private und untergeordnete Behörden statt. Die Verdächtigungen des Ministers konnten nur von dem Bischof und dem sogenannten Civilgouverneur Riegels auf Alsen (der, wie bereits gesagt ist, wegen seiner Unbrauchbarkeit als Commandant entlassen war) ausgegangen sein. In rein monarchischen Staaten finden sich leider auch Insinuationen, aber sie sind mehr eine Denunciation uud concentriren sich mehr im monarchischen Centrum, als dies damals in der „dänischen Republik mit der dynastischen Spitze" der Fall war. In der Erörterung, daß zwar ein Ehrenwort intensiver Natur sei, dennoch aber durch locale Zustände bedingt werde, war der Kriegsminister offenbar im Recht. Seine Andeutung, daß die polemischen Aufsätze in den Hamburger Blättern von freigelassenen Gefangnen herrührten, traf keinen der Männer, die mit mir in Freiheit gesetzt waren. Seine Ansicht von der conciliatorischen Tendenz der neuen Regierung stellte ihn höher, als seine Dänengenossen und zeugte, daß er vor vielen

und fast wol allen Dänen das voraus hatte, die Bedeutung des geistlichen Amtes und des Geistlichen selbst richtig zu würdigen.

Tscherning mag als Kriegsminister sich vielleicht weniger ausgezeichnet haben, was ich nicht weiß und auch nicht zu beurtheilen verstehe, aber als Mann von Ehre und als christlich denkender Mensch hat er sich, mir gegenüber, gezeigt und ich nenne seinen Namen und den des edlen verstorbenen Byfogd Ost, leider als die Namen der zwei einzigen Ehrenmänner, denen ich, obwol sie im feindlichen Lager standen, Achtung und Dank noch fortwährend zu zollen, mich verpflichtet erachte.

Mir war durch die Gewährung meiner Bitte eine nicht geringe Freude zu Theil geworden. Ich verließ Holstein und eilte über Rendsburg, Schleswig, Flensburg nach Tondern und Hoyer. Mittlerweile war der Waffenstillstand abgeschlossen worden, und ich hoffte, bald die wachsende Sehnsucht nach Vereinigung mit meiner einsamen Frau befriedigt zu sehen. Aber Wochen vergingen, ohne daß die gemeinsame Regierung von den beiden contrahirenden Mächten eingesetzt wurde. Und doch war ich nach dem Schreiben des Ministers ja auf die Einsetzung dieser Regierung verwiesen, bevor ich nach Alsen gehen konnte, und ich habe mich streng nach jenem Schreiben gerichtet. Endlich am 22. October ward die neue Regierung eingesetzt. Ich meldete mich sofort bei derselben, erhielt die Zusage, daß sie sich meiner Sache annehmen würde, aber zugleich die Aufforderung, mich zu gedulden, da man noch nicht wisse, wie man mit Alsen daran sei. Um dies in der Nähe abzuwarten, begab ich mich nach Apenrade und Gravenstein. Acht Tage mochten verflossen sein, da sandte

die Regierung einen Commissär, der Alsen in Besitz nehmen sollte: er ward unter dem nichtigen Vorwande, daß die Cholera auf dem Festlande sei und nach Alsen importirt werden könnte, abgewiesen. Der Herzog von Augustenburg war mittlerweile mit seiner Familie nach Gravenstein gekommen und mit einer Freude von seinen Untergehörigen, seinen Beamten und Dienern empfangen worden, die mir, der ich Zeuge war, Thräne auf Thräne aus dem Auge lockte. Noch sehe ich die fürstliche Familie, bis in die innersten Marken des Herzens erschüttert, mitten unter dem Volk, Jedem ein Wort, Jedem einen Händedruck gebend; der Herzog selbst, der Mann mit der eisernen Haltung, aufs Tiefste erschüttert. Ja, es ist eine gewaltige Macht, die Macht der Liebe und der Gemeinsamkeit des einen irdischen Vaterlandes. Noch sehe ich die Schaaren der treuen Anhänger des Herzogs, wie sie von Alsen herüberströmten, und nicht die durch die Manifestation gefährdeten materiellen Interessen, nicht die Schimpfreden des dänischen Pöbels in Sonderburg, das mittlerweile ganz eine dänische Colonie geworden war, achteten, wenn sie nur der fürstlichen Familie ihre Liebe beweisen konnten. Sogar die gesammte Schuljugend Augustenburgs hatte sich aufgemacht, sie ward in Sonderburg von der dortigen Schuljugend mit Steinwürfen begrüßt, ließ sich aber nicht abhalten, der herzoglichen Familie ihren Tribut der Liebe zu bringen. Schon damals zeigte es sich, daß die Bitterkeit, der Haß, womit die Bauern auf Alsen gegen ihren fürstlichen Herrn erfüllt waren, ein systematisch gepflanzter war, der vor einer besseren Erkenntniß zu weichen begann.

Wie dieser Haß angefacht war, davon will ich ein Beispiel geben. Der Bischof Hansen, mein Vorweser in Nott-

mark, wie früher gesagt, das Haupt der dänischen Propaganda, hatte vom Herzoge, bevor er Guderup und das Bisthum erhielt, jene Pfründe bekommen. Sein Schwager war Inhaber einer der besten herzoglichen Pfründen und die ganze Familie war vom Herzog mit Wohlthaten überschüttet. Ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges unterhält sich der Bischof mit dem alten Königlichen (nicht Herzoglichen) Herrn von Grotrian in der Norderharde, über die Qualitäten oder Nichtqualitäten des für die Ständeversammlung erwählten bäuerlichen Abgeordneten Bonnfeldt. Grotrian leugnet, daß dieser die für ein Ständemitglied nöthige Intelligenz habe und der Bischof behauptet sie. Als der Bischof nicht weiter kann, sagt er: B. habe dennoch ein Verdienst, das man ihm anrechnen müsse, er habe verstanden, den Herzog in den Augen der Bauern herunterzusetzen und diese gegen den Herzog aufzuwiegeln. Als Grotrian entrüstet frägt: und das sagen Sie, der dem Herzog Alles verdankt? wird der Bischof sehr verlegen und sucht seinen Aeußerungen eine andere Wendung zu geben. Diese Thatsache ist verbürgt. So hatten die Männer, die Prediger und Lehrer ihr geistliches Amt und die Pflicht der Dankbarkeit getragen und gehegt. Es ist wiederum Thatsache, daß jetzt, nach dem Kriege, der dänische Fanatismus der Gutsuntergehörigen des Herzogs längst erloschen und in bittre Reue, in Sehnsucht nach dem Herzoge und den früheren Zuständen verwandelt ist. Die damaligen bäuerlichen Stimmführer haben erkannt, daß sie im Schooße Dänemarks kein Arcadien gefunden und haben sich nicht gescheut, ihre zu späte Reue zu erkennen zu geben. Würde jetzt der Herzog wiederkehren, so würde ihn der Jubel einer bereuenden Liebe begrüßen und das freundliche, patriarchalische

Verhältniß, das bis 1840, bis die Machinationen der Dänen es zu trüben begannen, bestand, wieder hergestellt werden. Der Herzog würde wie ein Vater geehrt und geliebt werden.

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu meiner Geschichte zurück. Auch der Herzog hatte seinen Hofchef an den Strand des Sonderburger Sunds gesandt und auch dieser war zurückgewiesen worden. Es stellte sich nun heraus, daß Alsen den deutschen Elementen hermetisch verschlossen war. Artikel 6 des Waffenstillstandes zu Malmö vom 26. August 1848 besagte: „Die beiden Herzogthümer, so wie die dazu gehörigen Inseln, sollen sowohl von den dänischen Truppen, als von denen des deutschen Bundes in dem Zeitraum von zwölf Tagen geräumt werden u. s. w.“ Die Ratificationen waren den 1. September ausgewechselt. Ein rechtlicher Grund, Alsen der gemeinsam von den contrahirenden Mächten eingesetzten Regierung vorzuenthalten, lag darum nicht vor und wir waren damals an solche rechtlose Ueberschreitungen der Verträge noch nicht gewöhnt. Mich traf diese Vereitelung meiner Hoffnungen entsetzlich schwer. Achtundzwanzig Wochen war ich nun von meiner Frau und meinem Amte getrennt gewesen. Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft war ich 14 Wochen ruhelos von Ort zu Ort gepilgert. Ich glaubte am Ziel meiner Heimsuchungen zu sein, glaubte, daß das Maaß des Erlebten und Erlittenen über und über voll sei und wußte es nicht, daß die Gnade meines Gottes mir zu meinem Heil noch mehr und noch schwerere Leiden vorbehalten hatte. —

Ich sehnte mich unaussprechlich nach dem Frieden in priesterlicher Amtsführung. In dieser Friedensthätigkeit

wollte ich nach den widerwärtigen Kriegs- und politischen Stürmen wieder neu aufleben, ja ich meinte, nun besser, tiefer und inniger das erlösende Leiden des Herrn und Heilandes ausreden zu können, nachdem ich selber in der Schule der Leiden gestanden hatte. Ich hatte alle Bitterkeit des Herzens gegen einzelne Glieder meiner Gemeinde verwischt und wollte sie mit der Wärme der Liebe lebendig durchdringen, sie heranziehen zu Christo und dem Reiche Gottes. Und ich würde dies gekonnt haben, wie weit es von mir persönlich abhing, und würde es mit Gottes Hülfe auch vollführt, würde wieder gezeigt haben, daß meine Predigt und mein Amt unpolitisch sei, nur Dem dienen wolle, deß Reich nicht von dieser Welt. Ward darum die Amtsliebe schwer durch jene absperrende dänische Maaßregel betroffen, so das Herz des Gatten noch schwerer. Die Leiden und die Isolirung meiner Frau überstiegen fast alles Maaß. Mit Ausnahme meines alten treuen Knechtes, der ihr zur Seite stand, war das übrige Gesinde dänisch und unzuverlässig. Das Haus war beständig voll von dänischer Einquartirung, welche außer der vielen Arbeit, die ihre Ernährung u. s. w. mit sich führte, in ihren Forderungen immer unverschämter, in ihren Bitterkeiten immer rücksichtsloser ward. Die Briefe meiner Frau sprachen Klagen aus, welche mir das Herz zerschnitten. Es mag mir unter diesen Umständen nicht verdacht werden, wenn ich dem dringenden Verlangen, nach Nottmark endlich zurück zu kehren, nachgab. Zumal ich ja das vollste Recht dazu durch den Waffenstillstand, durch das frühere Schreiben des Kriegsministers und die neu eingesetzte Regierung erhalten hatte. Ich erfuhr zudem, daß die Rückkehr nach Alsen einzelnen Privatpersonen gelungen

war, nachdem diese sich von der betreffenden Obrigkeit einen sogenannten Cholerapaß verschafft hatten. Ich erhielt einen solchen und begab mich am Montage den 5ten November an die Sonderburger Fähre. Zum Glück lag diese grade am diesseitigen Ufer und ich ritt rasch auf die Fähre. Der städtische Cholerawächter, — denn die Maaßregel sollte sich nicht als eine militärische darstellen, weil man damals noch eine solche Uebertretung der Convention scheute, und ging daher unter dem Vorwande von Sanitätsrücksichten vom Stadtrath in Sonderburg aus, — eilte herbei. Ich übergab ihm meinen Cholerapaß und ein Trinkgeld und da er mich nicht kannte, so ließ er mich passiren. An der Sonderburger Brücke stand der dänische Bürgermeister mit seinem Polizeidiener. Letzterer ward abgesandt, um mich aufzuhalten, indeß ich fertigte ihn kurz ab und eilte vorwärts. Auf allen Straßen und Wegen begegnete mir dänisches Militär und Dänenfreunde, die mich mit argwöhnischen Blicken ansahen. Ich fühlte wieder den Druck auf der Brust, den man im Feindeslande empfindet. Es war Mittag, als ich mein Haus erreichte. Ich schweige von dem Schmerz und von der Freude meiner armen vereinsamten Frau. Ich hatte nun in stürmischem Ritt Haus und Heimath erobert, aber es galt weiter, eine bleibende Stätte und mein Amt zu erobern.

Schon am folgenden Tage zeigte ich dem Bischofe meine Rückkehr an, theilte ihm mit, daß ich ein herzliches Verlangen hätte, wieder mein Amt anzutreten, daß ich am nächsten Sonntage zu predigen wünsche und ihn deßhalb ersuche, dem constituirten Pastor Fangel aufzugeben, mir bis dahin die Kirchenbücher, Archivalien u. s. f. auszuliefern. Der Bischof erwiederte: ich sei nicht von ihm suspendirt, daher er auch

meine Suspension nicht aufheben könne; dies könne allein von der Behörde ausgehen, welche mich suspendirt habe, und müsse der Gemeinde auf ordentlichem Wege mitgetheilt werden. Er machte mich darum verantwortlich für alle Rechtsstörungen und bemerkte, daß die Verzögerung einer Erledigung meiner Sache allein davon herrühre, daß ich mich so spät gemeldet habe, so, wie, daß er sofort der betreffenden Behörde die Sache zur Erledigung vorgelegt habe. Ich entgegnete, daß die Verzögerung meiner Ankunft allein darin ihren Grund habe, daß der Kriegsminister T s c h e r n i n g mir anbefohlen, erst die Einsetzung der neuen Regierung abzuwarten. Art. 4 des Waffenstillstands besage: „alle Kriegs- und poli„tischen Gefangenen sollen, von beiden Theilen, ohne Verzug „und V o r b e h a l t in Freiheit gesetzt werden"; und daher sei ich jetzt, wo eine neue Landesregierung eingesetzt sei, berechtigt, wie zur Rückkehr, so zur Wiederaufnahme meines Amtes. Meine Suspensionsacte habe eine Untersuchung meines Verhaltens versprochen, dieser sei ich auf Fühnen unterworfen gewesen und frei gegeben worden, demnach wäre der vorgegebene rechtliche Grund meiner Suspension erledigt. Es sei zu unterscheiden zwischen Suspension und Absetzung; bei ersterer bedürfe es, nachdem der angebliche Rechtsgrund derselben erledigt sei, keiner neuen feierlichen Einführung in das Amt; denn das Amt gehöre mir und ich wäre ein Mal ordentlich in dasselbe eingeführt. Im Uebrigen müsse ich gegen jede Maaßregel protestiren, welche in die Funktionen der neu eingesetzten Landesregierung eingriffe, da §. 7 der Convention nur dieser die Befugniß einräume, im Namen des Landesherrn zu regieren. — Die kleine Insel Alsen war nämlich mittlerweile der Sitz vieler Regierungsgewalten ge-

worden. Sie hatte für die militärischen Angelegenheiten einen Commandanten; für die civilen eine Immediatcommission, bestehend aus dem Bischof, dem Amtmann Johansen von Hadersleben und dem übel berüchtigten Grafen Moltke; für die civilmilitärischen einen Civilgouverneur, den mehrgenannten Riegels, der sich bloß mit dem Landsturm und der Fanatisirung des Volkes abgab, wahrscheinlich weil er zu diesen niedrigen Functionen besondere Begabung in sich spürte. Außerdem waren noch ein Amtmann, Hardesvögte und in jeder Gemeinde, nach dänischem Zuschnitt, ein „Folkeraad" — Gemeinde- oder Volksrath, in welchem das souveräne Volk tagte.

Das Resultat dieser Regierungsgewalten war, wie es sein mußte, eine vollständige Anarchie. Die Befehle kreuzten sich, die Grenzen der Amtsgewalten fehlten; jeder wollte befehlen und keiner gehorchen. Es trat eine vollkommene Auflösung aller Zustände, aller Ordnung ein. Ich sollte hiervon eine schmerzliche Erfahrung machen.

Vier ruhige, wenn auch schmerzlich bewegte Tage hatte ich mit meiner Frau verlebt. Der Blick nemlich in die Zustände auf Alsen, in die Tendenzen der dänischen Gewalthaber, konnte uns nicht die Aussicht auf ein ruhiges Leben der Zukunft eröffnen. Die Insel wimmelte von dänischem Militär, und Alles trug das Gepräge eines eroberten und eines dänischen Landes. Am fünften Tage war ich so eben von Tisch aufgestanden und in meine Studierstube getreten, als drei Reiter in der Uniform des Landsturms vor meiner Thür halten. Ich trete hinaus und der Führer derselben, der früher genannte Schullehrer, jetzt auch Lieutenant Hansen, eröffnet mir, „das Volk" wolle mich auf der Insel

nicht leiden; sie wären darum gekommen, mich zu transportiren und ich müsse sofort mich von ihnen über die Fähre bringen lassen, widrigenfalls sie Gewalt brauchen würden. Ich protestirte energisch dagegen, verlangte ihre Vollmacht zu sehen, deren Vorzeigung sie verweigerten; sie winkten und mein Hofplatz füllte sich sofort mit zwanzig bis dreißig Bewaffneten. Es hat mir später leid gethan, daß ich es nicht zum Aeußersten kommen ließ, aber ich war Geistlicher und als solcher meinte ich damals nicht weiter gehen zu dürfen. Zwei Stunden Aufenthalt ertrotzte ich mir, zur Ordnung meiner Angelegenheiten. In dieser Zeit war mein Haus von Wachen umgeben, ja sogar in diesem waren solche aufgestellt. Schutz war nirgends. Ich glaube, daß das dänische Militär diesen Act des souveränen Volks nicht geduldet haben würde, indeß die Einquartirung war den Abend vorher abgezogen und die neue nicht gekommen. Während ich mich rüstete, erklärten die Führer mir, daß auch meine Frau mit fortmüsse, da „das Volk" auch sie aus dem Hause entfernt wissen wolle, weil ein neuer Geistlicher hier eingesetzt werden solle. Das also war die Vollendung der souveränen Volksjustiz! Der räuberische Ueberfall ließ sich erklären. Er war durch den Fanatiker R i e g e l s eingefädelt und der Ausführung stand, da überhaupt auf Alsen alle Ordnung aufgehoben war und die gesetzloseste Anarchie herrschte, nichts im Wege. Daß aber das souveräne Volk im Bewußtsein seiner Mündigkeit nicht blos meine Absetzung decretiren, sondern auch durch Drohungen meine Frau zwingen konnte, unser Haus und Eigenthum flüchtend im Stich zu lassen, war gewiß ein Zeugniß für die höchste Blüthe des volksthümlichen Selfgovernments; denn selbst angenommen, daß jene Drohung nur eine Einschüchte-

rung sein sollte, um dadurch ein fait accompli zu erreichen, beurkundete dieselbe doch einen so rechtlosen Zustand der Dinge, wie er wol nicht leicht je vorgekommen ist. Woher sonst konnte dieser Pöbel sich zu solcher Frechheit versteigen? Nur weil er klare Erfahrungen von seiner Souveränität hatte. Ein Schullehrer und zwei angesehene Bauern, die Hufner Bladt und Nielsen, waren die Tonangeber. Sie und ihr ganzes Gefolge waren aus anderen Gemeinden. Aus meiner Gemeinde betheiligte sich, Gottlob, keiner an dieser Gewaltthat. Sie war nichts weiter, als eine abgekartete Volksdemonstration, wodurch Riegels sich bei der dänischen Regierung beliebt machen wollte. Mit Mühe erlangte ich zwei Tage Aufschub für meine Frau zur Ordnung unseres Hauses und Eigenthums. Mit einem Schmerz, wie ich ihn nie früher empfunden hatte, setzte ich mich endlich zu Pferde. Drei uniformirte Landstürmler, von welchen sich der Eine „Rittmeister" schelten ließ, ritten vorauf, zwei nahmen mich in die Mitte, der Troß folgte. Ich verlangte einen Seitenweg einzuschlagen; es ward nicht gewährt. So ging es an meiner Kirche vorbei, wo die Schuljugend und andere Zuschauer versammelt waren, durch den Ort, die Dörfer im Paradeschritt. Unterwegs kamen noch mehrere Landstürmler hinzu, die auf Augustenburg vergeblich versucht hatten, einen deutschen Lehrer zu fangen. Unter meiner Nobelgarde waren einzelne Besoffene; diese drängten sich in meine unmittelbare Nähe und redeten beständig von Kopfabschlagen und deutschen Verräthern. Besonders zeichnete sich durch solche Reden ein besoffener Schmied, der Bruder des Bischofs, aus. Die Disciplin schien lax zu sein, denn der sogenannte Rittmeister hatte mir versichert, daß ich mit aller Achtung behandelt werden solle. Als dieser

unterwegs Halt commandirte und die Herren zu einem natürlichen Geschäft in corpore aufforderte, stellte ich an ihn die Forderung, mich zum Commandanten in Sonderburg zu führen. Ich erhielt Abschlag mit der Drohung von Unannehmlichkeiten, falls ich mich nicht unbedingt füge. So waren wir nach einem etwa fünfviertelstündigen Ritt in die Nähe der Stadt Sonderburg gekommen. Ich trug bis dahin einen namenlosen Schmerz und Ingrimm in der Brust. Ich schäme mich es zu sagen, aber ich konnte nicht beten, konnte nur durch den Trotz des Mannes, mit verbissenen Zähnen, den Zustand ertragen. Da sandte Gott mir einen lichten, tröstenden Gedanken. Es war der: daß wol noch nie ein Geistlicher von einem solchen Comitat transportirt worden sei. Auf einmal gewann die Sache einen lächerlichen Anstrich. Ich blickte vor- und rückwärts, betrachtete meine noblen Begleiter und war für einen Augenblick ohne Schmerz. Wir erreichten Sonderburg, das seiner ganzen Länge nach im Paradeschritt durchritten ward. Gassenbuben und Pöbel mit Hurrah! schmückten den Zug auf beiden Seiten. So kamen wir an die Fähre. Leider lag diese mitten auf dem Sunde, wodurch ein Aufenthalt von einer Viertelstunde wenigstens nöthig wurde. Während des Wartens sammelte sich eine Menschenmenge, die gleichsam aus der Erde wuchs. Ich hielt arglos in der Mitte meiner Gefangenwärter, als der Führer des Zuges plötzlich an mein Pferd trat, mich bat, abzusteigen und ein Boot zu besteigen, um in diesem das jenseitige Ufer zu erreichen, weil er sich sonst außer Stande sähe, mein Leben vor der Volkswuth zu beschützen. Mit seinem Ehrenwort garantirte er, daß mir mein Reitpferd nachgesendet werden solle. Also das souveräne Volk konnte mich vor dem souve-

ränen Volk, der Pöbel nicht vor dem Pöbel beschützen. Gewiß, hier konnte man Studien machen, wie über die Berechtigung, so über die Befähigung des Volks zum Selfgovernment. Wenigstens das läßt sich aus dem ganzen Hergang ermitteln, wie der Zustand der Ordnung und Gesetzlichkeit auf Alsen damals beschaffen war.

Ich glaube nicht, daß die Anarchie mit treueren Farben kann dargestellt werden. Denn nicht das ist Anarchie, was das Wort: inter arma silent leges, besagt. Nicht die Aufhebung der civilen Verwaltung, nicht das Ruhen der Gesetzgebung, nicht das vorherrschende Regiment der militärischen und Waffengewalt, welche einen District oder ein Land in den sogenannten Kriegszustand versetzt, ist Anarchie; sondern da ist diese, wo die Volks- und Militärgewalt sich so kreuzen, daß jede an ihrem Theil gewaltthätig, ungeordnet, ungesetzlich einherschreitet, wo mit der Achtung und der Furcht vor dem Gesetze auch der Gehorsam gänzlich aufgelöst ist, und die Leidenschaft des Individuums keine Schranke kennt und keine achtet. Daß die dänische Nation diesen wahrhaft revolutionär-anarchischen Character angenommen hatte, dafür bürgt ja nicht allein dieser Räuberzug und diese Gewaltthat, die an mir unter den unmittelbaren Augen der Militär- und Civilgewalt verübt ward. Auch die Plünderungen der herzoglichen Wälder und Felder, die Gefangennehmung anderer Personen und ihre Deportation durch das souveräne Volk Alsens, der Mord an dem herzoglichen Oberförster und treuen Diener, welcher unaufgeklärt und unbestraft geblieben. Die gänzliche Auflösung aller Gesetzlichkeit und Gehorsams, so daß die Bauern sich weigerten, Steuern zu zahlen, Hofdienste zu leisten und viele andere Dinge mehr sind Belege für den

national dänischen, anarchischen Character der Zustände auf Alsen. Und dieser Zustand der Anarchie war nicht allein auf Alsen importirt, er war ein perennirender Zustand in ganz Dänemark. Ich erinnere dazu an die versuchten Excesse des Volks in Faaborg und könnte dafür zahllose Belege geben. Im Anfange der Unruhen machten dänische Bürger und Bauern aus Ripen und der Umgegend Raubzüge in's anliegende Schleswig'sche und fahndeten Waffen, Pferde und deutschgesinnte Beamte und Private. Unter diesen Gefangenen war der Amtsverwalter von Harbou aus Lügumkloster. Als dieser an der Kirche von Scherrebeck vorbeikam, lief der dänische Prediger Koch, der grade am offenen Grabe eine Leichenrede hielt, mit dem Leichengefolge vom Grabe weg, hinunter an die Landstraße, hielt den Wagen an, auf dem Harbou saß, zupfte diesen am Barte und schalt ihn einen rothen Judas. Und der Pastor war im Amtskleide. Der dänische Pastor Hellwag machte sich in Hadersleben zum Schergen der Polizei und nahm den Doctor Marcus gefangen. In Odensee wurden die Gefangenen nur durch die Energie des sie begleitenden dänischen Unteroffiziers vor der Volkswuth gerettet, als das Volk die Wagen anhielt, in die Räder griff und mit Gewalt die Gefangenen herunter reißen wollte. An demselben Orte lagen feine Damen im Fenster und begrüßten die armen Gefangenen mit Schimpfreden und Speichel. Daß dies auch nicht bloß in der ersten Erbitterung geschah, sondern der durchgehende Zug der dänischen Barbarei war, dafür zeugen u. a. die Erlebnisse des Herrn v. Krogh und des Pastor Lorenzen zu Kopenhagen im Juni 1850.

Der herzogliche Oberinspector v. Krogh, der einen Schutzbrief von seinem Onkel, dem dänischen commandi-

renden General v. Krogh hatte, ward trotzdem gefangen abgeführt. In Kopenhagen wurde der Wagen, in dem er unter Polizeibegleitung saß, vom Volk umgeworfen, v. Krogh herausgerissen und nur mit Mühe rettete er, indem er Schläge erhielt und mit kräftiger Faust austheilte, sich auf eine naheliegende Wache. Wie viele von meinen Landsleuten in dänischer Gefangenschaft gewesen sind, so viele werden auch von ähnlichen Erlebnissen roher Volksgewalt erzählen können. Ein Typus der dänischen Nation und Sache sind diese Thatsachen. Go tlob, die Erhebung der Herzogthümer ist nicht durch eine einzige ähnliche Thatsache entstellt. Der gesetzliche, moralische Character des Volks der Herzogthümer hat sich nie in schwereren Proben köstlicher bewährt, als in jenen Jahren. Eine Menge von Dänen und dänischen Beamten war in den Herzogthümern. Keiner ist insultirt, geschweige denn ähnlich mißhandelt worden. Wenn ich ausnehme, daß die Studenten in Kiel dem dänischen Professor des Rechts die Fenster einwarfen, ist mir kein einziges Beispiel einer Lynchjustiz bekannt geworden. Drei verschiedene Regierungen haben in den drei Jahren in den Herzogthümern regiert. Die einzige Basis ihrer Gewalt war das freie Vertrauen und die Gesetzlichkeit des Volks. Prozesse wurden nicht geführt, die Advokaten schrieben keine Acten, es wurden schwere Opfer gefordert und mit einer Freudigkeit gebracht, die großartig war. Der Statthalter Beseler sagte mir einmal im Sommer 1850: wenn wir die Dänen los wären, so könnten wir das ganze Herzogthum Schleswig, ohne einen Gensdarmen, bloß durch euch Prediger regieren. Das war wahr und war ein Ruhm, nicht der Prediger, sondern des treuen, tüchtigen und sittlichen Volks. Und ist dieser Ruhm in

Schmähung verwandelt und das vererbte Recht in Unrecht gebeugt, noch lebt der alte Gott, und Ruhm und Recht müssen doch wieder leuchten! —

Als der Führer der Bauerncohorte mir jenen Rath ertheilt hatte, sah ich mich rings um, erblickte eine große tobende Volksmenge, die plötzlich wie aus dem Boden gewachsen war, und ward da erst die Gefahr inne, in welcher ich schwebte. Ich bedachte mich nicht lange, sprang vom Pferde, ging allein durch die Volksmasse, nur von jenem Führer begleitet, sprang in ein Boot und kam, von einzelnen Schimpfreden und Steinwürfen umsaust, glücklich davon. Ich landete am jenseitigen Ufer. Wol eine halbe Stunde mußte ich auf mein Reitpferd warten. Es war eine peinliche halbe Stunde. Nicht der Gedanke an die erlittene Mißhandlung, sondern der an meine Frau marterte mich und ich machte mir Vorwürfe, daß ich sie auf ihren Wunsch zum Schutz und zur Ordnung unsres Eigenthums zurückgelassen hatte. Doch ich bekam Trost, denn ich konnte beten und bekam von meinem Gott eine stärkende Gebetserhörung in mein Herz. Herr, was hast du nur mit mir im Sinn? so fragte ich, und der Herr antwortete durch Klarheit meines Geistes über das, was mir zunächst oblag.

In Angeln lebte eine frühere, treue und tüchtige Magd unsres Hauses. Wenn ich diese gewinnen konnte, nach Alsen zu gehen, um mit meinem treuen Knechte dem Haushalt vorzustehen, so konnten meine Frau und ich möglichst ruhig unser Hab' und Gut in der Gewalt der Dänen zurücklassen. Da meine Frau nach zwei Tagen mir nachfolgen sollte, so galt es zu eilen. Thatkraft ist das beste Gegengift gegen Schmerz und Verzagtheit. Zu einer solchen hatte

mich der treue Gott durch mein Gebet gestählt und gestärkt. Ich bestieg mein Pferd und erreichte Gravenstein am Abend. Dort theilte ich dem Herzoge meine Erlebnisse mit, und auf dessen Veranlassung ward ein Protokoll aufgenommen durch den Gerichtshalter, und an das Frankfurter Parlament eingesandt. Unter den in der Paulskirche erwachsenen Actenstücken deutscher Ideologie wird sich auch jenes Aktenstück befinden, oder mit den übrigen verwittert sein. — Am folgenden Tage eilte ich nach Angeln, erreichte meinen Zweck und kehrte am dritten Tage wieder nach Gravenstein zurück. Hier fand ich bereits meine Frau, aber in dem Zustande gänzlicher Gebrochenheit vor. Sie war sogleich nach meiner Entfernung an die Arbeit gegangen, die nothwendigen Möbel, Utensilien, Wäsche u. s. w., welche zur Fortführung des Haushalts und der Unterhaltung der Einquartirung nöthig waren, hatte sie stehen lassen, alles Uebrige von Werth in verschließbare Kisten und in meine Studierstube gepackt und diese verschlossen. Mitten unter ihrer schweren Arbeit waren Bauern gekommen mit Drohungen der Deportation, wenn sie sich nicht sofort auf und davon mache, und der Bischof mit dem Anerbieten, sie zu beschützen. Sie lehnte dies ab mit dem Bemerken, da er mich nicht vor der rohen Volksgewalt habe schirmen können, so könne auch sie seinem Schutz nicht vertrauen; dagegen bat sie, daß er unsere zurückgelassenen Güter beschützen möge. Der Bischof wagte nicht dies zu übernehmen, weil, wie er sagte „auf Alsen zu viele, sich widerstreitende Gewalten regierten". Er mußte hierauf die Erwiederung hinnehmen, daß bei einem solchen Zustande der Anarchie auch meine Frau sich unmöglich seinem Schutz anvertrauen könne. Erschöpft bis zum Aeußersten hatte meine

Frau darauf die Insel in der Dunkelheit verlassen und sich nach Gravenstein in das Haus des treuen Kaufmanns Ahlmann begeben, der in jenen Jahren mit seltener Freundlichkeit uns, wo er konnte, nützlich war. — Wir waren also nun vereinigt und damit war wenigstens ein schweres Leiden überwunden. Wir waren der Anarchie des dänischen Pöbels entronnen, vergaßen darüber leicht, daß unser irdischer Besitzstand fast ganz in Feindeshänden war, und athmeten unter Freunden und Gleichgesinnten wieder auf. Auf Anrathen des Herzogs sandte ich nun eine Klage über die erlittene Behandlung und die Bitte um Schutz bei eventueller Rückkehr an den Commandanten von Alsen, den Generalmajor Hansen. Ich erhielt die nachstehende Antwort:

„In Erwiederung auf das gestrige Schreiben des Herrn „Pastoren unterlasse ich nicht mitzutheilen, daß ich sehr be„klage, daß Sie nicht sogleich vorgestern sich an mich gewen„det haben, oder, als man sie nach Sonderburg führte, „verlangt haben, zu mir gebracht zu werden; denn in „diesem Fall würde der ganze Exceß verhindert worden „sein." —

(Ich muß hierzu bemerken, daß dies für mich eine Unmöglichkeit war. Bei meiner Gefangennehmung war mein Haus von Wachen umgeben. Unterwegs und durch Sonderburg war ich in der Mitte von Bewaffneten. Meine Forderung, zum Commandanten geführt zu werden, ward mir unter Drohungen abgeschlagen. Als ich im Paradezug durch Sonderburg an der Wohnung des Commandanten vorbeigeführt wurde, stand der Commandant mit seinem Adjutanten am Fenster und war ein ruhiger Zeuge der Mißhandlung. Wollte die oberste Militärgewalt wirklich einschreiten, so war,

während ich vorbeigeführt ward, während ich eine halbe Stunde am Strande auf die Fähre wartete, Zeit genug gegeben, um mich aus den Händen des Volks zu befreien. —)

„Weiter beklage ich sehr, daß Ihre Frau den gegen sie „ausgestoßenen Drohungen nachgegeben und die Insel ver„lassen hat, ungeachtet der Bischof ihr feierlich versicherte, „daß er dafür einstünde, daß sie mit Sicherheit bleiben „könne."

(Auch dieser Passus erledigt sich aus dem Vorhergehenden. Wo solche Gewaltthaten, wie meine Entführung und die Vertreibung meiner Frau, ungehindert und ungestraft vor sich gehen können, wo selbst der Bischof sich weigert, das Eigenthum zu beschützen, weil zu viele Herren auf der Insel wären, da wird man schwerlich sich mit Vertrauen den öffentlichen Behörden hingeben können und immer das souveräne Volk zu fürchten haben.)

„Den mit Ihrem Schreiben folgenden Protokollextract über „das Vorgefallene habe ich der civilen Behörde der Insel zur „weiteren Verhandlung zugestellt.

„In Beantwortung Ihrer Vorfrage, ob Sie mit ge„höriger Sicherheit nach Alsen zurückkehren können, unter„lasse ich nicht, Ihnen mitzutheilen, daß falls Sie zurück„kehren, Veranstaltungen getroffen werden sollen, um Ihre „und Ihrer Familie Personen und Eigenthum zu sichern. „Doch bitte ich mich zeitig zu benachrichtigen, wann Sie zu„rückkehren wollen."

Sonderburg, 13. November 1848.

Hansen.

So lautete das Schreiben. Ich glaube, es bedarf keines Commentars für die Behauptung, daß der anarchische Zustand

schlagender, als durch dies Schreiben, nicht documentirt werden kann. Wenn von der militärischen Gewalt Maaßregeln getroffen werden sollen, um Personen und Eigenthum zu schützen, wenn die Militärgewalt einer vorherigen Benachrichtigung bedarf, um Maaßregeln zum Schutz der Personen und des Eigenthums zu treffen, so scheint es in der That mit der öffentlichen Ordnung und Gesetzlichkeit nicht gut zu stehen. Hier war die besondere Sachlage die, daß der Civilgouverneur Riegels sich auf das Volk, gegen Militär- und Immediatcommission, stützte und jenes gegen diese aufwiegelte.

Es war in der That ein Krieg im Kleinen unter den drei Gewalten auf Alsen, nur mit dem Unterschiede, daß die Immediatcommission und der Commandant Ordnung und Gesetzlichkeit wollten, während der Protodemokrat Riegels sein volksthümliches Gouvernement auf Ungesetzlichkeit und Aufwiegelung des Volks basirte. Eben darum konnte aber auch, wer die Volksgewalt erfahren hatte, zu den Versprechungen der Behörden kein Vertrauen haben. Dennoch bereue ich, daß ich nicht wieder nach Alsen gegangen bin; die Bitten meiner erschöpften Frau bestimmten mich, es zu unterlassen. Zu schwer hatte sie gelitten, zu viel von Dänen und Dänengenossen ertragen müssen. Es bestimmten mich aber auch andre Gründe. Wiewol kein Mitglied meiner Gemeinde sich bei dem Volksact, der mich betraf, betheiligt hatte, so war doch mit diesem ein Riß zwischen mir und der Gemeinde eingetreten. Die Freudigkeit für eine neue Wirksamkeit auf Alsen und an der Gemeinde war von mir gewichen; was ich jetzt könnte, zu der Gemeinde zurückkehren und ihr aus einem treuen Herzen das Evangelium des Friedens predigen, dazu

fühlte ich mich damals nicht im Stande; dennoch hätte ich von dem Geleitsbrief des Generals Hansen Gebrauch machen, hätte allein nach Alsen zurückkehren sollen, um mein Amt niederzulegen, und zugleich meine irdischen Angelegenheiten zu ordnen. Die Rücksicht indeß auf meinen fürstlichen Patron, dessen Rechten ich damit etwas zu vergeben glaubte, das Vertrauen auf die siegreiche Sache, endlich der natürliche Mensch, welcher sich scheute, bestimmten mich, es zu unterlassen. Demnach erklärte ich dem Herzoge, daß ich mich jetzt um eine andre Pfarrei bemühen werde, und erhielt seine Zustimmung. In Schleswig war die neu eingesetzte legitime Landesregierung. Ich begab mich dorthin, meldete meine Erlebnisse und bat um eine neue Anstellung. Im Lande Sundewitt, hart am Alsener Sunde, waren damals drei liebliche Pfarreien vakant geworden, nachdem die provisorische Regierung durch einen letzten Act die dänischen Inhaber derselben, welche ihr den Gehorsam verweigert hatten, abgesetzt hatte. Um eine dieser Stellen bewarb ich mich. Daß ich es that, kann nur durch das unerschütterliche Vertrauen auf den Sieg unsrer gerechten Sache erklärt werden. Sundewitt war politisch ein integrirender Theil Alsens und ward von Alsen aus terrorisirt. Ich mußte, wenn ich dort angestellt wurde, aus dem Regen in die Traufe kommen und hatte in einer neuen Gemeinde, welche eben so fanatisirt war wie die frühere, kein Friedensleben der Vergangenheit, kein Band der Achtung und Liebe, das mich trug und schützte. Ich wußte das, aber ich glaubte fest an den Sieg der Landessache, und fürchtete darum nichts, weil ich sicher voraussetzte, daß bei einem endlichen Siege es mir doch gelingen müsse, die widerstrebenden Herzen der Gemeinde zu versöhnen. Wie die Folge

auswies, würde ich mich in der letzteren Voraussetzung auch nicht getäuscht haben, und daß die erstere mich täuschen sollte, daran auch nur zu denken, lag mir ferne. Aus diesem starken Vertrauen zu dem Rechte und dem Siege unsrer Sache sind mir später viele Heimsuchungen erwachsen. Doch trug ich dies nicht allein; wir alle hingen unsrer Landessache mit solch starkem Vertrauen an. Nicht der Sieg Dänemarks, unser zu großes Vertrauen hat unsre Sache untergehen lassen. Das Vertrauen der Regierung und des Landes zu dem Schirmherren unsres Rechts im Himmel, zu den Beschützern unsres Rechts auf Erden, den deutschen Fürsten und dem deutschen Volke, hat uns zeitweilig erliegen machen; darum kann ich weder mich anklagen, es gehabt zu haben, noch mich beklagen, darunter gelitten zu haben. Und trotz der schweren Erfahrungen, welche das Land und jeder Einzelne hat machen müssen, blicke ich doch noch mit Freude auf dieses schöne Vertrauen hin. Darum bluteten die Söhne des Landes und starben freudig im Kampfe für das heilige Recht; darum wurden die namenlos großen Opfer an Geld und Gut willig dargebracht, darum hing jede Seele im Lande mit solcher Innigkeit und Treue der Landessache an. Es war damals keine Möglichkeit, einen Schleswig-Holsteiner glauben zu machen, daß unsre gerechte Landessache nicht siegen würde. Die Sterne saßen nicht so fest am Himmel, als das Vertrauen auf den Sieg in unsrer Brust. Noch viel später, als ich längst es begriffen hatte, daß Gottes Zulassung den diplomatischen Mächten über uns Gewalt gegeben habe, klammerten sich nahe Freunde mit eisernem Glauben an dies Vertrauen an. Recht und Sieg waren ihnen so unbedingt in Gottes Gerechtigkeit gestellt, daß sie schon auf den Trümmern

Karthago's saßen und Siegeslieder anstimmten. Und sie irrten nicht in ihrem Glauben an Recht und Gottes Gerechtigkeit, aber darin irrten sie, daß sie die weitläufige Sünde nicht mit anschlugen und dem gerechten Gott den Zeiger an der Welten-Uhr stellen wollten. — Auf der Höhe dieses allerdings nicht weltklugen Vertrauens stand auch ich damals. Ich reichte darum der Regierung mein Gesuch um Ulderup ein, und begab mich von Schleswig nach Apenrade, wo ich eine Wohnung suchte und fand. In Apenrade lebten mir zwei theure vieljährige Freunde, Rehhoff, Propst, und damals durch das begründete Vertrauen der Landesregierung General-superintendent von Nordschleswig, jetzt Doctor der Theologie und Hauptpastor in Hamburg, und Raben, der jetzt zu Hull in England an die dortige deutsche Gemeinde berufen ist. Ich war lange unwohl, die Galle war mir, wie in Fühnen, wieder in den Magen getreten, aber an dem freundlichen Verkehrsleben mit den theuren Freunden erstarkten wir. Nach nicht langer Frist kam die Berufung zum Hauptpastor in Ulderup und machte uns sehr froh. Wir glaubten mit dieser lieblichen und einträglichen Pfründe einen Ersatz für die Leiden der Vergangenheit gefunden zu haben, und zogen mit den ersten Tagen des Februars 1849 dort ein.

Unser Umzug war leicht. Wie Claudius seinen Asmus sagen läßt: omnia mea mecum porto, so ging es auch uns. Außer Kleidern, Wäsche und Silberzeug hatte meine Frau nichts von Alsen gerettet. Alle unsere Habe an Möbeln, Betten, innerem und äußerem Inventar war noch auf Alsen, war im Besitz und Gebrauch unsrer Feinde. Durch meinen treuen Knecht, der ab und zu uns besuchte, um Bericht zu erstatten und Rechenschaft abzulegen, wußten wir längst,

daß die dänische Einquartirung Kisten und Kasten hatte aufbrechen lassen und sich den vollsten Gebrauch unsres Eigenthums zugeeignet hatte. Wir konnten kein Stück Möbel von dort bekommen. Es war hart, Alles zu haben, was zur Einrichtung eines Hauses gehört, Feinde in unsern Betten schlafen zu wissen, und selber nichts zu besitzen. Es war indeß nicht zu ändern. Wir kauften Betten und die nothwendigsten Utensilien und zogen ein. Hier hatten Freunde, namentlich der treue Ahlmann, unser Haus mit den nothwendigsten Möbeln und Lebensmitteln versorgt. Am 4ten Februar ward ich eingeführt. Es konnte mich nicht schmerzen, daß, nur fünf Männer und etwa dreißig Frauen in der Kirche waren, denn ich wußte, daß die Gemeinde gegen mich aufgewiegelt war, wußte, daß in dem Sonderburger Wochenblatt, das, mit ungewöhnlichem Geifer redigirt von dem dänischen Cantor Grimm, Grimm gegen die Landessache ausspie, Jeder in der Gemeinde, welcher in meine Kirche ging, bei Namen genannt, und als Abtrünniger prostituirt ward. Es gehörte ja nun einmal zur dänischen Politik, auch das Reich Gottes auszubeuten, auch den Gottesdienst zu einer politischen Demonstration zu machen. Dazu lag Ulderup zu nahe am Sunde, so daß ich das Exerciren der Dänen, das Commandiren auf Alsen hören konnte, und Sonderburg war die nächste Stadt, wohin die Ulderuper ihre Produkte brachten und wo sie ihre Bedürfnisse einkauften. In Sonderburg lebte zudem mein abgesetzter dänischer Vorweser, unterhielt von dort einen lebendigen Verkehr mit der Gemeinde, die er fortwährend fanatisirte. Ich ließ mich durch die mir begegnenden Antipathien nicht abschrecken, sondern begann meine geistliche Wirksamkeit, predigte, besuchte Kranke und Gesunde, wie in

den guten Tagen des Friedens. Es war mir nach so langer Unterbrechung eine selige Freude, wieder predigen zu dürfen, und dem Herrn in dem köstlichen Amte zu dienen. Die Politik trübte freilich auch hier diese Freude, denn wenn ich auch von keiner Seite Unangenehmes erfuhr, so vermißte ich doch schmerzlich das entgegenkommende Vertrauen der Gemeinde. Hier zuerst machte ich eine Erfahrung, wofür ich noch jetzt dem Herrn danken muß. Ich war bisher nicht gewöhnt, vor leeren Bänken zu predigen, sondern hatte in den zwei früheren Gemeinden immer eine volle Kirche gehabt. Nun mußte ich es lernen, vor leeren Bänken zu predigen, ohne doch den Ernst der Gebetsarbeit an der Predigt und die Freudigkeit der Verkündigung geringer werden zu lassen. Das war mir neu, und wenn auch nicht persönliche, sondern politische Umstände die Schuld trugen, dennoch gewannen Betrachtungen über die Stellung des Predigers zum Kirchenbesuch bei mir Eingang. Von Herzen wünsche ich, daß jeder, auch der begabteste Prediger, frühe schon diese finden möge.

Die Klagen der Prediger über Unkirchlichkeit der Gemeinden sind allgemein und nicht unbegründet. Wehe dem Prediger, der diese schmerzlichen Seufzer nicht kennt. Wie der Heiland seine Stadt ansah und über sie weinte, weil sie zu dieser ihrer Zeit nicht wußte, was zu ihrem Frieden diente, so müssen wir, seine Diener, unsre Gebetsseufzer über das verödete Zion unsrer Gemeinde laut werden lassen. Wir müßten unsren Herrn und sein theuer werthes Wort nicht lieb haben, wir müßten den Glauben nicht haben, daß dies Wort allein eine Kraft Gottes zur Seligkeit ist, wir müßten den innerlichen Beruf nicht empfangen haben in dem: „hast du mich lieb Simon, so weide meine Schafe,“ — wir müßten ohne

das Wissen sein: „nun aber kömmt der Glaube aus der Predigt, die Predigt aus dem Worte Gottes,“ wenn wir bei der Unkirchlichkeit unsrer Gemeinden kalt bleiben sollten, die bald als fleischliche Scheu, bald als Verweltlichung, bald als Verachtung des Wortes Gottes sich ankündigt. So lange ich darum beten kann, will ich beten, daß der Herr dem von mir gepredigten Worte viele Zuhörer geben möge. Aber Fleisch und Blut des Predigers dürfen nun und nimmer drein reden. Es prüfe sich jeder Geistliche, bevor er einen Klagelaut ausgehen läßt, ob er auch aus reiner objectiver Liebe zum Herrn und zu der ihm vertrauten Heerde also klagt, oder aber, ob seine fleischliche Eitelkeit, seine Menschendienerei, sein Ehrgeiz also aus ihm redet. Denn wir sollen Christum und nicht uns predigen, wir sollen in Gott uns über den Hunger freuen, der unsre Kirchen füllt, nicht aber uns blähen und rühmen, daß wir eine volle Kirche haben. Das Haus ist unsres Gottes, nicht unser; den Tisch deckt unser Gott, nicht wir, mit Brod des Lebens; die Seelen errettet der Heiland sterbend am Kreuze, nicht wir durch das gepredigte Wort. Wir sollen uns ernsthaft prüfen, ob wir kräftig mit gleicher Treue, gleicher Wärme, gleicher Gebetsarbeit an Wenigen zu dienen stark genug sind, als an Vielen; ob nicht unsre Predigt und Verkündigung matter, kälter, ärmer wird, also daß sie nicht ein Zungenreden, sondern ein Plappern ist, wenn nur Wenige sie hören. Und können wir nicht mit voller Wahrheit bezeugen, daß wir alle fleischliche Eitelkeit aus unsern Klagen, alle Lauigkeit aus unsern Arbeiten entfernt haben, dann mögen wir je und je unsre Klagen über schlechten Kirchenbesuch nicht laut werden lassen, denn „umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es wiedergeben.“ Mischen

sich aber mehr oder minder selbstische Elemente in die Klage, so ist das nur ein trauriger Beleg dafür, daß der Prediger das neue Herz in dem Herrn selber noch nicht gefunden hat. „Predige ich denn jetzt Menschen, oder Gott zum Dienst"? „fragt der Apostel und antwortet: „wenn ich den Menschen „noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht" Gal. 1. 10. „Danket dem Herrn, prediget seinen Namen, thut kund „unter allen Völkern sein Thun. Ps. 105. 1; und Paulus „gebietet: „predige das Wort, halt' an, es sei zu rechter Zeit, „oder zur Unzeit." Es ist ja die Predigt nicht unser, sondern des Herrn, der uns zur Arbeit in seinem Weinberg berufen hat.

Wir sind die Ackerer, wir sollen die Saat ausstreuen, sollen Haushalter sein über die Geheimnisse der Gnade Gottes, aber nimmer einen Lohn aus der Arbeit selbst nehmen wollen. Lohn und Arbeit fallen hier nimmer zusammen. Was weiter vom Haushalter gefordert wird, ist, daß er treu erfunden werde; daß er aber sichtbare Frucht aus seiner Arbeit schauen soll, das ist ihm nirgends gewiesen. Auch der Ackerer bringt nur den ausgestreuten Samen in die Erde; von dem Sterben des Weizenkornes in dieser, von dem unterirdischen Keimen des Lebens aus dem Tode sieht er nichts, weiß er nichts: dort ist das geheime verborgene Wirken Gottes. So haben auch wir nur den Beruf empfangen, die Botschaft: „lasset euch versöhnen mit Gott" immer und immer wieder ausgehen zu lassen, aber die Frucht aus dieser, das verborgene innerliche Keimen der Saat in den Herzen, dürfen wir nicht sehen wollen, dürfen es nur betend dem Herrn befehlen. Und ich bin gewiß, daß wenn wir Geistlichen die Kirchenscheu unserer Zeit nur immer von diesen zwei Gesichtspunkten aus zuerst beleuchteten, es würden dann weniger Klagen laut werden

und weniger Grund zum Klagen sich finden. Das nun gar ist ein fleischliches Unternehmen, wenn der Prediger deshalb Strafpredigten hält. Sein geistliches Gewissen kann ihm eine Rüge zur Pflicht machen, aber vergessen möge er nie, daß, wie Vater Harms sagt: „diejenigen, welche seine Strafpredigt hören, sie nicht verdienen und die sie verdienen, sie nicht hören; vergessen möge er nicht unter vollster Würdigung seines hohen Amtes, bevor er straft, sich zu fragen: wer bist denn du, der du einen fremden Knecht richtest? Und ist es denn nicht eine Seligkeit, sich zum Dienste des Herrn und nur zu diesem berufen zu wissen; nur das vertraute Werk auszurichten und nicht rechts und links zu blicken, sondern in Treue seinem Herrn zu dienen? Der Höhepunkt des geistlichen und christlichen Berufs ist da, wo wir gewürdigt werden, mit unserm Herrn zu leiden. Hüten wir uns doch vor einem eingebildeten und fleischlichen Martyrium. Sollten wir Streiche leiden, wird das Wort und Werk unserer Predigt nicht geachtet, mögen wir dann doch mit dem vollsten Ernste fragen, ob wir um unserer Sünde willen, oder mit Christo leiden? „Predige das Wort" ist uns geboten, aber nirgends in der Schrift gesagt, daß darum unser Ruhm vor und unter den Menschen groß sein solle. Welch ein seliges Empfinden ist es doch, wenn wir in geweiheten Stunden uns so ganz uns selbst entäußern und in die Liebe zum Heiland und den von ihm theuer erkauften Seelen vertiefen können; in welche Gottesnähe kommen wir doch, wenn wir nur Gott und unsern Dienst vor ihm im Auge haben. Das giebt eine Predigt, das giebt eine Auslegung des Wortes, welche sich nicht mit Fleisch und Blut, wol aber mit dem Geiste Gottes beräth. Und es ist gewiß: gewinnen wir Segen auf

unsern Berufswegen, nur dort wird er gefunden, wo Gott auf unser Beten uns die Gnade gab, einzutreten in die Fußtapfen unseres Heilandes und das selbstische Ich zu kreuzigen. Denn nur der Geistliche, welcher sein Ich an's Kreuz zu nageln versteht, für den allein wird das Kreuz zum Zeichen, unter dem er siegen wird auf Erden und im Himmel. Ohne Opferung des Ich's vollbringt er kein Gott und Menschen wohlgefälliges Opfer.

Die leeren Bänke in meiner neuen Kirche hielten mir damals zuerst diese Predigt. Und wie gut ist es, wenn wir Prediger auch Predigten der Art hören. Wie sie entstanden sind, so widme ich diese Reflexionen den Brüdern, die ein vermeintes Martyrium leerer Bänke haben und bitte sie, mit mir die Sache von dieser Seite aufzufassen. Item es hilft. Es half mir, eine größere Amtsfreudigkeit zu gewinnen, und die nächste Folge hiervon war, daß trotz des durch die Dänengenossen ausgeübten Terrorismus sich meine Kirche füllte.

Aber die Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein. Mit dem 3ten April ging der Waffenstillstand zu Ende und es war bekannt, daß der König, welcher mittlerweile die von ihm eingesetzte Landesregierung für insurrectionell erklärt und eine neue Immediatcommission auch für Schleswig eingesetzt hatte, gesprochen hatte, daß die Waffen keine Stunde länger ruhen sollten. Ich wußte demnach, woran ich war und daß ich fliehen mußte, wenn von dem nahen Alsen die Dänen kommen würden. Ich hatte zu viel in der ersten Gefangenschaft erlitten, um eine Wiederholung wünschen zu können. Ich war nun auch den Dänen gegenüber nicht mehr so unbefangen, wie früher. Was ich erlebt hatte, war der Oeffent-

lichkeit übergeben worden; dem hatte man von dänischer Seite widersprochen und meine Entgegnung hervorgerufen. So war ich nicht in die Oeffentlichkeit der politischen Kämpfe, aber in einen persönlichen Kampf, namentlich mit den Stimmführern auf Alsen getreten, der im Hamburger Korrespondenten ausgefochten wurde. Es war mir deßhalb klar, daß ich eine zweite dänische Gefangenschaft nicht riskiren durfte. Wie es in Kriegszeiten gewöhnlich geht, daß Alarmirungen ohne Noth Statt finden, so war ich schon zwei Mal zu Pferde gestiegen, hatte mich aber Abends wieder in meinem Hause eingefunden. Kurz vor dem neuen Ausbruche des Krieges war meine Frau in Nottmark gewesen und hatte einen Theil unsres Eigenthums vollständig erobert und mit nach Ulderup gebracht. Die Noth, in welcher wir uns befanden, da wir ohne die unentbehrlichsten Sachen unsre neue Haushaltung führen mußten, hatte sie einen Schritt thun lassen, zu dem ein ungewöhnlicher Muth gehörte. Unter dem Vorwande, daß die dänische Einquartierung unsrer Sachen, Betten, Möbel u. s. w. bedürftig sei, ward uns die Auslieferung eines jeden Stückes unsrer Sachen verweigert. Meine Frau wandte sich zuerst an den Commandanten, den General Bülow, erhielt aber von diesem unter der höhnenden Bemerkung, daß ich von einer rebellischen Regierung angestellt sei, keine Erlaubniß, Sachen zu entführen. Sie wandte sich darauf an das Mitglied der Immediatcommission Johansen und ward hier zwar milder behandelt, erhielt aber eben so wenig die Erlaubniß, welche sie begehrte. Sie erkannte richtig den Stand der Dinge, nämlich daß auf Alsen keine gesetzliche Ordnung bestehe, und es daher auf einen Eroberungszug ankäme, nahm gleich einen Fuhrmann an und begab sich

nach Nottmark. Hier angelangt, öffnete sie meine Studierstube und gab sich mit Hülfe der zwei treuen Dienstboten gleich daran, zuerst meine Bücher und Sachen einzupacken. Mittlerweile war die dänische Einquartierung durch ihre Ankunft alarmirt.

Ein Major, ein Lieutenant und etliche Soldaten lagen als Einquartirung in meinem Hause. Der Major war abwesend und der dänische Lieutenant, ein enragirter Däne, schämte sich nicht, die deutsche Frau unehrerbietig zu behandeln. Er ließ ihr durch die Magd sagen, daß sie kein Stück fortführen dürfe und erhielt zur Antwort: der Hr. Lieutenant solle das Nothwendige behalten, übrigens würde sie von ihrem Eigenthum nehmen, was ihr gefiele. Als die Drohung nicht half, gab er den Soldaten Branntwein, und diese stellten sich unter die Fenster der Studierstube, sangen Spottlieder, schlugen mit den Säbeln an die Steine und riefen, es solle das Blut der deutschen Frau kosten, wenn sie wage, ein Stück wegzunehmen. Die Nacht kam. Zehn Betten hatten wir im Besitz; für meine Frau war keins frei. Die treue Magd holte einige Unterröcke und auf diesen und in ihren Reisemänteln brachte meine Frau die Nacht auf der Stubendiele zu. Mit dem Morgen fing sie wieder ihre schwere Arbeit an, schloß Kisten und Kasten auf und entleerte diese ihres Inhalts. Der Lieutenant, in Verzweiflung darüber, daß seine Drohungen nichts ausrichteten, und seine gehässigen Rohheiten mit der Entgegnung erwiedert wurden, meine Frau würde bald den Herrn Lieutenant bitten, sein Zimmer zu verlassen, damit sie auch dort das nicht Nothwendige entferne, hatte zu der bäuerlichen Ortsobrigkeit gesandt. Der Bauernvogt kam und eröffnete meiner Frau,

der Lieutenant wolle haben, daß er ihr ein solches Verfahren untersage. Auf die Frage meiner Frau, ob sie außer Bett, Tisch und Stuhl nöthig habe, dem Lieutenant etwas anderes zu lassen? antwortete er: nein; auf die Frage, wessen Eigenthum es denn sei, das sie wegnehme? entfernte er sich lächelnd. Mittlerweile war der Major wiedergekehrt. Dieser, von deutschem Stamme und Geblüt, wie viele dänische Offiziere und Adelige, war eben so chevaleresk, als der Lieutenant roh und grob. Er ließ meiner Frau sein Zimmer als Wohnung anbieten, er ließ ihr sagen, daß er bereit sei, sich mit dem Allernothwendigsten zu behelfen, sie möge nur, so viel sie wolle, wegnehmen. Sie lehnte mit Dank sein erstes Anerbieten ab und fuhr mit ihrer Thätigkeit fort. Der Lieutenant räumte sein Zimmer und mußte gestatten, daß ein Theil der Möbel entfernt wurden. Die Fuhrleute kamen und mit mehreren Frachtwagen voll eroberter Sachen kam meine Frau siegreich in Ulderup an. Gott giebt den schwachen Weibern, und gab in jenen Tagen der Gefahr den Frauen Schleswig-Holsteins einen moralischen Muth, eine Kraft, an welche manche Manneskraft nicht reichen würde. Bald hinter meiner Frau her kamen Knecht und Magd mit Wagen und Pferden. Ich hatte geglaubt, es den treuen Leuten sagen zu müssen, daß der Krieg bald wieder ausbrechen und sie dann auf unbestimmte Zeit gefangen sein würden. Das war ihnen zu viel. In der Nacht bereiten sie ihre Flucht von Nottmark. Zwei fette Schweine standen auf der Mast. Der Knecht, um ehrlich mit den Dänen zu theilen, sticht das eine todt, legt es mit Stroh bedeckt auf den Wagen und kömmt mit der Magd glücklich in Ulderup an. Es waren freilich mein

übriges Hab' und Gut, Vieh und Inventar, jetzt ohne jeglichen Schutz.

Indeß, die Zeiten waren nicht der Art, daß man sich um irdisches Gut Sorgen machte. Zu der großen Oekonomie einer Schleswigschen Pfarrei gehört ein bedeutendes Inventar. Wie oft habe ich in jenen Zeiten, wo man von Ort zu Ort getrieben ward, gewünscht, nichts zu besitzen, als die Kleider am Leibe. Wir konnten uns nun etwas wohnlicher einrichten und hatten für die kommenden Lebenslagen treue Leute um uns. So kam der 7. April, (der Waffenstillstand war um so viel Tage verlängert worden), der Tag, an welchem der Waffenstillstand ablief. Ich glaubte mich völlig vor Ueberrumpelung gesichert, indem ich, im nahe bei Sonderburg gelegenen Satrup einen Collegen hatte, der auch fliehen mußte, und aus Gravenstein die Versicherung hatte, daß man mich zeitig benachrichtigen würde, falls die Dänen wirklich kommen sollten. Ein Aufschub der Feindseligkeiten um weitere acht Tage, wie bereits einmal geschehen, war bei den noch schwebenden Unterhandlungen möglich. Daher war ich ruhig, wie sich bald erweisen wird, zu ruhig. Mein Freund, Pastor Axelsen aus dem unmittelbar vor Sonderburg belegenen Düppel, war den Abend vorher bei mir angekommen. Ich hatte meine Knechte mit den Pferden in den entfernten Wald geschickt. In ruhiger Behaglichkeit saßen wir plaudernd beisammen. — Meine Wohnung lag zehn Minuten vom Dorfe entfernt, einsam im Felde. Dies war Gefahr und Rettung zugleich; Gefahr darum, weil wir sonst die Dänen würden haben kommen sehen; Rettung, weil der dänische Offizier, der mit meiner Gefangennehmung beauftragt war und sich von meiner Schwägerin in Sonderburg Grüße an

mich ausgebeten hatte, meinen im Dorfe selbst bei der Kirche wohnenden Collegen mit mir verwechselte. — Wir saßen also um zehn Uhr Morgens ruhig plaudernd beisammen. Aus Gravenstein war mir keine Warnung geworden; mein College in Satrup konnte mich nicht warnen, denn er zögerte zu lange und ward eingefangen. Da stürzt die Magd meines Collegen in Ulderup athemlos ins Haus, mit der Meldung, die Dänen wären in Ulderup, ja bereits über Ulderup und mein Haus hinaus. Es fuhr ein entsetzlicher Schrecken mir in die Glieder; doch währte er nur einen Augenblick. Ich sandte die Magd in den Stall, um mein Reitpferd zu satteln, warf mich in Reisekleider, steckte Geld, zwei Terzerolen, ja sogar Cigarren in die Tasche und stieg, unter Todesangst meiner Frau, zu Pferde. Um die Landstraße zu gewinnen, welche in die Flensburger Chaussee ausmündete, mußte ich bis in die unmittelbare Nähe des Dorfes Ulderup, wo die Dänen bereits waren. In weiter Entfernung ging die Magd meines Collegen voraus und wir hatten verabredet, daß sie, wenn Dänen kämen, den Korb den sie am Arme trug, sollte fallen lassen. Pastor Axelsen folgte zu Fuß und ich versprach, ihn zu benachrichtigen, wenn Dänen uns den Weg bereits abgeschnitten hätten. Der Korb blieb am Arme, ich kam glücklich bis in die Nähe des Dorfes und an den Kreuzweg, der von der Gefahr abführte.

In raschem Trabe ging es weiter, und ich fing an mich dem Gefühl der Sicherheit hinzugeben, da ich nach einer halben Stunde aus der Gefahr und hinter der Linie der Schleswig-Holsteinischen Truppen mich befinden mußte. Zufällig blicke ich auf den Weg und sah, daß dieser von vielen Fußtritten geebnet war, wie es geschieht, wenn ein Bataillon

darüber hinziehet: dies machte mich stutzig. Es konnten nur Dänen gewesen sein, da ich wußte, daß unsre Truppen die Aufgabe hatten, sich fechtend zurückzuziehen, doch mußte ich weiter, denn zurück konnte ich ohne scheinbar größere Gefahr nicht. Nach fünf Minuten weiter blickte ich auf; der Weg, mit hohen Zäunen eingefaßt, gestattete kein Fernsicht. Noch waren die Zäune indeß ohne Laub. Hier machte der Weg eine Krümmung, gestattete mir etwas weiter zu sehen und ich erblickte in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten vor mir die Rothröcke einer dänischen Cavalleriepatrouille von etwa neun Mann. Sie sehen und umkehren, war die Sache eines Moments. Nun aber war guter Rath theuer. Ich ritt Schritt, denn eine schnellere Flucht würde mich verdächtigt haben, da ich erwarten konnte, daß ich eben so gut von der Patrouille gesehen worden war, als ich sie gesehen hatte. Ein Weg, der in eine kleine, zu meiner Pfarrei gehörende Holzung führte, ging links ab. Ich wollte ihn einschlagen, um mich dort zu verbergen, bis die Gefahr vorüber war. Der Gedanke an Pastor Arelsen, den ich zu warnen versprochen hatte, und der den Feinden geradezu entgegen gehen würde bestimmte mich, die größere Gefahr der Rückkehr zu wählen. Und diese Treue gegen den Freund war meine Rettung, denn das Gehölz, das mich verbergen sollte, war eben von der Truppe besetzt, deren Fußtritte ich auf dem Wege gesehen hatte. Mit Gott also und pochendem Herzen ritt ich wieder zurück. Kaum verbarg mich eine zweite Krümmung des Weges, so ließ ich mein Pferd laufen, was es konnte. Es gab nun nur einen Weg der Rettung: Ich mußte zurück, am Dorfe und an meinem Hause vorbei, mußte dann durch das am Strande liegende Dorf Blans und auf einem mehr wie

halbstündigen Umwege wieder dieselbe Straße zu gewinnen suchen, wo ich, in nicht weiter Entfernung von dem Punkte wo ich Kehrt hatte machen müssen, die Unsrigen wußte. Bald kam mir Pastor Axelsen entgegen. Ich winkte, aber bei seiner Kurzsichtigkeit sah er es nicht. Im Vorbeijagen rief ich ihm zu: „links über das Feld nach Blans und von da am Strande weiter!“ und sah ihn über den Zaun und über das Feld traben, als ich nach ihm umblickte, und berechnete, daß er die Deckung eines zweiten Zaunes würde erreicht haben, bevor die Dänen heran sein konnten. Wieder kam ich glücklich am Dorfe vorbei, warf, indem ich hart an meinem Hause vorbei ritt, einen wehmüthigen Blick nach dem Orte hin, wo meine Frau weilte und vermuthlich froh war, ihren Mann, der noch mitten in der Gefahr steckte, gerettet zu wissen. Solche Momente lassen unvergeßliche Eindrücke zurück und der Herr ist groß, der inmitten der Angst, die selbst die hellen Schweißtropfen heraustrieb, dennoch dem Willen und Herzen die Festigkeit und Energie läßt. Ich erreichte das Dorf Blans, das wenigstens eine Viertelstunde lang ist. Es gehörte zu meiner Gemeinde und war als besonders dänisch gesinnt berüchtigt. Im Schritt mußte ich es durchreiten. Endlich war ich am Ausgange. Nun sah ich erst, daß der Zaum meinem Pferde halb in, halb neben dem Maule steckte, daß die Gurten des Sattels los waren. Ich stieg ab, schnallte die Gurten fester, brachte den Zügel in Ordnung, befahl mich Gott und ritt in raschem Trabe vorwärts. So kam ich bald dem Punkte nahe, wo ich unsre Truppen zu finden hoffte. Etwa vierzig Schritte vor diesem Punkte erblickte ich blaue Cavalleriemäntel und sah wieder eine vermeintlich dänische Patrouille. Ich konnte weder zurück noch seitwärts

ausweichen, durfte auch nicht anhalten, denn das hätte mich verdächtigt. Ich warf die Zügel in die linke Hand, steckte die Rechte in die Tasche, wo die Terzerolen steckten, und weiß nicht, was ich gethan hätte; denn ich war nicht Geistlicher in dem Moment, ich war ein Verfolgter, der von einer Gefangenschaft bei den Feinden Alles befürchten konnte. Kaum hatte ich mich in Resignation ergeben, so erkenne ich die blanken Helme der Schleswig-Holsteiner; dies sehen und im Galopp in ihre Mitte stürzen, war Sache eines Augenblicks. Es war ein vorgeschickter Cavalleriepoften, der langsam sich vor dem Feinde zurückzog. Sie hielten mir erst die Säbel vor, als ich so rücksichtslos in ihre Mitte stürzte. Ich erzählte ihnen, wer ich sei, in welcher Noth ich gewesen, und erfuhr von ihnen, daß sie eine halbe Stunde am Kreuzwege oberhalb meines Hauses gehalten, und die dänische Patrouille wol gesehen hätten. In Begleitung von zwei Dragonern, die dem Rittmeister auf einem benachbarten Hofe Rapport abstatten sollten, ritt ich weiter und athmete in der errungenen Freiheit hoch auf. Wir mußten einen Hohlweg und einen Hof passiren, wo das vierte Schleswig-Holsteinische Jägercorps stationirt war. Kaum zehn Minuten waren wir geritten, als der eine Dragoner ausrief: „kik, dusend wat ist dat, da sind ja de Kerls all!'' Und sie waren da. In der Entfernung eines doppelten Büchsenschusses marschierten die Dänen in breiter Plänklerlinie und in hellen Haufen querfeldein heran. So nahe also war mir die Gefahr gewesen. Wir erreichten den Hof Beuschau, dort war mitten auf einer großen Hofkoppel unser Jägercorps aufgestellt. Ich blieb hinter der Linie halten. Bald fing das Plänkeln an und ich hörte zuerst das Pfeifen der Kugeln in der Nähe. Ein Hase sagte mir, was ich zu thun

hätte. Er war zwischen beide Ketten gerathen und suchte in unsäglicher Angst einen Ausweg; endlich brach er durch die Linie und lief in mächtigen Sätzen an mir vorüber. Ich folgte seinem Beispiel und entfernte mich. Auf dem Hofe Kieding traf ich den Rittmeister Bernstorf und wollte mich, rathlos, wie ich war, wo ich bleiben sollte, ihm anschließen, aber er litt es nicht. So ritt ich weiter und beschloß, den Versuch zu machen, auf weitem Umwege Rinkenis zu erreichen, wo ich im befreundeten Pfarrhause schon acht Tage früher einen Mantelsack mit Kleidern niedergelegt hatte; das war ein weiter Ritt. Von allen Seiten her tönte Kanonen- und Flintenfeuer. Auf der Chaussee von Flensburg nach Apenrade begegnete ich langen Zügen deutscher Truppen, die gegen Norden zogen. Ich kam nach Holebüll zum Pfarrer.

Es war Nachmittag, und ein starker Hunger suchte mich heim. Ich genoß eine kleine Erfrischung und ritt weiter, Rinkenis und den Feinde entgegen. Auf dem Wege begegnete mir mein Freund, der Pastor aus Rinkenis, mit Frau und Kind fliehend, und erzählte mir, daß die Dänen im Anmarsch auf Rinkenis wären. Ich wollte doch den Versuch machen, sein Haus, das eine Viertelstunde vom Dorfe abwärts lag, und damit meinen Mantelsack zu erreichen. Aber im Dorfe Rinkenis standen die letzten schleswig-holsteinischen Posten und weiter hinaus war Gefahr. Ich mußte wieder zurück und sah, in welcher vortrefflichen Ordnung die Bataillone und Corps der Unsrigen, gleich Figuren auf einem Schachbrette, sich zurückzogen. Der Mann, den die Herzogthümer nie vergessen werden und nie vergessen dürfen, der edle General Bonin, hatte vortreffliche Dispositionen getroffen. In der Voraussetzung, daß die Dänen über Gravenstein

hinaus vordringen würden, war ein starker Hinterhalt gelegt. Die Dänen waren aber vorsichtig und zogen sich bald wieder hinter Gravenstein zurück. Ich mußte demnach auch wieder zurück. Die meisten Flüchtlinge gingen nach Flensburg. Mich hielt der Wunsch, in der Nähe meines Hauses zu bleiben, davon ab. So war ich immer unmittelbar hinter den deutschen Truppen, die uns zu Hülfe gekommen waren, und hatte mit ihnen nach zwei Tagen in Gravenstein mein Quartier aufgeschlagen. Es war in der stillen Woche. Am Gründonnerstage hörten wir zu Gravenstein in der Gegend von Ulderup heftiges Geschützfeuer. Ich hatte von dem Commandeur der Avantgarde, einem liebenswürdigen Obersten Diedrichs aus Sachsen-Altenburg, die Erlaubniß erhalten, mich anzuschließen, wenn er ausrücke. Beunruhigt durch das starke Schießen und ohne alle Nachricht, sandte der Oberst eine Ordonanz an den General von Wyneken, der mit den Hannoveranern in Feldstadt lag, während weiter südwestwärts die Baiern, unter einem Prinzen von Sachsen-Altenburg und dem Major v. d. Tann, in Holebüll eingerückt waren. Der Oberst rückte aus und ich folgte. Bis auf eine halbe Stunde kam ich Ulderup nahe, wo der heftigste Kampf wogte, sah dort Häuser brennen, wußte meine Frau mitten im Kampfgewühl und konnte nicht hin. General Wyneken hatte eine Recognoscirung vornehmen sollen und war mit 6 bis 8000 Mann vorgerückt; in der Meinung, daß seine bloße Erscheinung die Dänen wegblasen würde, hatte er den Angriff unternommen. Mit der Avantgarde, dem Gros, der Arrieregarde, Artillerie u. s. w. rückte er in einem Zuge dicht vor Ulderup. Dort bestieg er eine Anhöhe und nachdem er sich von der Nähe der Dänen überzeugt hatte, sandte er die

Bataillonscommandeure mit der Weisung ab, sich nach Umständen rechts oder links zu halten. Weitere Dispositionen wurden nicht gegeben. Die Offiziere haben mir später die Details erzählt. Der Angriff gelang. Die Dänen, welche in jenen Tagen stündlich die Ankunft ihrer Nordarmee erwarteten, die über Hadersleben und Apenrade zu ihnen stoßen sollte, aber von dem tapfern Major Gersdorf und den Schleswig-Holsteinern zu lange aufgehalten wurde, warteten den Angriff der Deutschen nicht erst ab und wichen im ersten Anlauf bis Satrup zurück. Hier aber hatten die Dänen auf dem Kirchhofe eine besonders feste Position. Ulderup war im Sturm genommen und hätte ohne bedeutende Opfer gehalten werden können, da es auf einer langen Anhöhe liegt, welche eine natürliche Deckung bot. Aber die Kampfbegierde trieb die Hannoveraner weit über Ulderup hinaus. Die Dänen zogen von Alsen immer mehr, zuletzt bis zu 15000 Mann, in den Kampf und die Hannoveraner mußten mit bedeutendem Verlust weichen. Besonders litt ein badisches Bataillon, das den Guerillakampf jener Gegend, wo die eingehegten Felder mit ihren hohen Zäunen so viel Positionen bieten, nicht verstand, schwere Verluste. Es stand in der Reserve, mußte den Rückzug decken und die braven Badenser stellten sich in ihren hellgrauen Caputröcken in, statt hinter die Zäune und boten den dänischen Schützen ein sicheres Ziel. Der ganze Kampf hatte keinen Zweck und kein Resultat. In und um Ulderup stand das Gefecht stundenlang und noch lange Zeit waren die Straßen und Felder mit Papier von den Patronen bedeckt. Während des Kampfes war meine arme Frau allein mit einer Magd. In ihrer nächsten Nähe tobte der Kampf. In das Haus meines Collegen, der als Gefan-

gener abgeführt war, und dessen Frau und Mutter im Keller saßen, schlugen dreißig Flintenkugeln und eine sechs Pfund schwere Vollkugel ein. Die Einwohner lagen in Backöfen, oder hinter den Mauern und dennoch verlor ein alter Bauer durch eine dänische Kanonenkugel ein Bein. Vier Häuser in unmittelbarer Nähe der Kirche brannten. In einem derselben lag eine Wöchnerin in Nöthen, genas unter dem Gefecht eines Sohnes und mußte mit dem Kinde in der Schürze aus dem brennenden Hause fliehen. Und Mutter und Kind erhielt Gott. In mein Haus drangen Hanseaten. Es half nichts, daß meine Frau ihnen versicherte, daß sie die deutsche Frau eines deutschen Mannes sei, sie durchsuchten das Haus, und erbrachen die Thür meiner Studierstube, um Dänen zu finden. Da reitet der Offizier auf den Hof. Kaum erblickt er meine Frau, so ruft er aus: „sind Sie hier? heraus, ihr Leute; hier wohnen Deutsche," und theilt darauf meiner Frau mit, daß ich den Dänen glücklich entronnen und nach Flensburg gegangen sei. Wir hatten den Lieutenant Baron von Ehrenberg im Herbst zu Tondern kennen lernen. Wer ihm gesagt, daß ich gerettet sei, weiß ich nicht. Er gab aber dadurch meiner Frau, die mittlerweile wieder durch entsetzliche Gerüchte alarmirt war, eine große Beruhigung. Man hatte ihr gesagt, daß ich gefangen und zu Fuß, zwischen zwei Dragonern gebunden nach Sonderburg geschleppt worden sei, daß mein Pferd in einem Moor, wohin ich mich geflüchtet hätte, versunken sei, u. s. w. Es war wol eine Verwechselung mit dem armen Pastor Axelsen, der meine Warnung bald unbeachtet ließ, wieder auf die Landstraße zurückkehrte und, kurzsichtig wie er war, den Dänen in den Rachen lief, die ihn nach Sonderburg und von da, zugleich mit meinem Collegen und

dem Diaconus aus Satrup, nach Kopenhagen deportirten; ihn jedoch, nach glimpflicher Behandlung, bald wieder über Mecklenburg entließen. Meine Frau erfrischte die Hanseaten mit Brod und Wein; kaum hatten sie sich entfernt, so zogen die Dänen ein.

Es wurde eine starke Einquatierung in mein Haus gelegt, welche indessen, nachdem sie mit Speisen erquickt worden war, wieder abzog. In der darauf folgenden Nacht zogen die Dänen ab und zogen sich in ihre Position Satrup-Düppel zurück. Ich hielt indeß an der Seite des Obersten Diedrichs. Derselbe hatte 2 Compagnien von Atzbüll bis Auenbüll ausschwärmen lassen, eine dritte am Wald rechts von der Atzbüll-Sonderburger Landstraße aufgestellt und hielt mit der vierten in dieser Landstraße. Die Dänen, welche sonst bis über Atzbüll hinaus ihre Vorposten geschoben hatten, hatten diese wegen des Kampfes mit den Hannoveranern zurückgezogen. Dieser Kampf ging inzwischen zu Ende, die Dänen kehrten wieder zurück und wechselten schon Schüsse mit den Altenburgern. Oberst Diedrichs sagte mir, daß ihm seine Stellung nicht gefalle und daß er fürchte, umgangen zu werden. Er konnte dies allerdings und die zwei Compagnien auf der rechten Flanke wären rettungslos verloren gewesen. Ich sagte ihm dies und schlug eine Aufstellung in dem Wege, der von Atzbüll nach Auenbüll lief, vor, wo Deckung und freie Aussicht war. Der Adjutant ward abgeschickt, um die Compagnie, welche vor dem Walde stand, wegzuführen, während die andere im Wege dem Obersten folgte. Kaum war dies geschehen, so brachen die Dänen durch den Wald und von der Höhe mit lautem Hurräh, (Hurrah konnten sie nicht rufen) in dichten Schaaren herunter, und

die Altenburger mußten sich eilig zurückziehen. Vor Atzbüll jedoch hielten die Dänen an und belästigten die Altenburger nicht weiter. Das war der Verlauf des Kampfes. Es hätte ein erfolgreicher Tag sein können, wenn die deutschen Führer in Eintracht gehandelt hätten, wenn, während die Hannoveraner in der Fronte angriffen, die Altenburger und Baiern den Dänen in die Flanke gefallen wären. So war er ein nutzloses Blutvergießen, und mit schweren Opfern mußten acht Tage später die Düppeler Höhen genommen werden, die an diesem Tage leicht zu nehmen waren. Aber so ohne Uebereinstimmung und Benachrichtigung mußten die Kräfte zersplittert werden. Ich habe indeß weder den Beruf, noch die Befähigung, ein Urtheil zu fällen, und habe hier wol schon mehr gesagt, als mir zusteht. Nach Gravenstein zurückgekehrt, erfuhr ich, daß Apenrade bereits von den Deutschen besetzt sei. Dies veranlaßte mich, dorthin zu reiten. Hier traf ich meinen theuren Rehhoff, der so eben wieder aus Flensburg zurück gekehrt war, und erfuhr von ihm den Sieg bei Eckernförde, welcher das ganze Land mit lautem Jubel erfüllte. Schleswig-Holsteins Sache stand damals im Zenith. Die bald folgenden Siege bei Kolding und Gudsöe, die Belagerung von Fridericia erregten Hoffnungen, welche leider schwer enttäuscht wurden. Am zweiten Ostertage kehrte ich nach Ulderup zurück, das die Sachsen an demselben Tage besetzt hatten. Der Krieg verthiert den Menschen. Es war das zweite Osterfest, an welchem ich nicht von dem Siege über den Tod, von der rettenden Sünderliebe Gottes hatte zeugen dürfen. Als ein Jahr früher, während meiner Suspension, mich dasselbe Loos betroffen hatte, wie schweren Schmerz hatte ich da empfunden, daß ich die Friedens-, Sieges- und Lebensbotschaft meines

Herrn und Heilandes nicht ausreden durfte. Und nun hatte mich dieselbe Entbehrung getroffen, und wie viel weniger schmerzlich hatte ich sie empfunden! Unter der Unruhe, fast mögte ich sagen, der unmittelbaren Betheiligung am Kampfe, hatte ich wol als Christ am Ostergrabe gestanden, aber einen so tiefen priesterlichen Schmerz, wie vor einem Jahr, hatte ich nicht empfunden. Mogte es sein, daß ich in Ulderup noch keine Gemeinde gefunden hatte, noch kein Band mich mit dieser verknüpfte, daß die günstigere Stellung und Lage unter Deutschen mich persönlich freier stellte, ich war ja doch, eben wie vor einem Jahre, mit meinem Herrn und Heiland verbunden, stand ja doch wie vor einem Jahre in derselben Plicht gegen ihn, den Friedensfürsten, mußte darum objektiv es eben so schwer entbehren, daß ich meinen Herrn nicht predigen durfte, und that es leider nicht: der Krieg löst die letzten Bande und unter seinen Einflüssen stirbt die Religion.

Meine Frau empfing mich mit hoher Freude. Aber welch' einen Anblick bot der Ort dar?! Auf der Straße sah man noch Blutlachen, rings um die Kirche lagen Ruinen von vier niedergebrannten Häusern, die Kirche und mehr noch die zweite Pfarrwohnung trugen Spuren von Kugeln, und im letzteren Hause waren die Frau und Schwiegermutter meines gefangenen Collegen trostlos über seine Gefangenschaft. Es gab viel zu trösten, zu rathen und zu helfen nach allen Seiten hin, und ich unterzog mich dem gern und fand darin eine versöhnende Vermittlung zwischen mir und der mir abgewendeten Gemeinde. Ein Leben in entsetzlicher Unruhe begann. Noch an demselben Tage zogen elf sächsische Offiziere und eine Compagnie Soldaten bei mir ein. Es waren freundliche Leute, von denen mehrere bei der Erstürmung der Düppeler

Schanzen, wenige Tage später, ihr junges Leben lassen mußten. Auf die Sachsen folgten die Hannoveraner, die mehrere Wochen blieben. Mein Haus war ein Bivouak. In zwei Schlafstuben am Saal logirten die höheren Stabsoffiziere, im Saale, an dessen Wänden Stroh ausgebreitet war, lagen in Mänteln und Kleidern ein halb Dutzend anderer Offiziere; in der Mitte stand eine lange Tafel, woran gegessen und getrunken ward. In meinem Studierzimmer wohnte und arbeitete der Feldpostmeister. Von allen zehn Stuben meines Hauses war mir und meiner Frau nur ein Kämmerlein zum Leben und Schlafen geblieben. Im Backhaus war eine Feldwache etablirt und in den Scheunen und Ställen hausten 40 bis 80 Soldaten. Diese Menge war schwer zu regieren und schwerer zu befriedigen. Mit brennendem Licht in der Hand wirthschafteten sie zwischen dem Heu und Stroh, und ich hatte viel auf Ordnung zu sehen, um eine Feuersbrunst zu verhüten. Alle Geräthe der Haushaltung waren in Anspruch genommen und doch sollte für die Offiziere immer gekocht werden. Genug, es war eine Zeit der Unruhe und Unordnung, aber es waren Deutsche, welche für die Sache unseres Landes stritten, wiewol sie von dem Recht und der Geschichte dieses Landes gar keinen Begriff hatten. Ich habe bei vielen deutschen Offizieren diese Erfahrung gemacht. Einem Freunde von mir äußerte ein preußischer Gardemajor darüber sein Befremden, daß in Berlin die Rebellion sie vertrieben habe, und sie nun hier für die Rebellen kämpfen müßten.

So Arges ist mir nicht gesagt, aber von der glänzenden Unwissenheit der Offiziere habe ich mich oft überzeugen können. Es mag sein, daß es für den Soldaten genügt, die

Frontstellung allein durch seinen Kriegsfürsten angewiesen zu bekommen; es liegt in dem unbedingten Gehorsam, der sich zur willenlosen Maschine hergiebt, ohne alle sittlich=intellectuelle Betheiligung am Zweck und am Wissen des sittlichen Zwecks, möglicher Weise ein militärisch richtiges Princip. Ob aber auch ein ethisches, ob aber auch der Christ dabei in dem Soldaten genügend vertreten ist, ob der König aller Kriegsherrn auf Erden, ob Gott, der das Individuum durch seinen Sohn zur Kindschaft und zum Erbe der Himmelskrone berufen hat, damit einverstanden ist, daß das soldatische Individuum so ohne sittlich individuelle Betheiligung am Zwecke geschlachtet wird, als Maschine, das dürfte eine andere Frage sein und eine Frage von großem Umfang und Verantwortung. Kriege können doch wol nur durch eine ethische Betheiligung sämmtlicher Krieger am Zweck des Krieges den dämonischen Character mildernd verlieren, und dem allerdings nothwendigen, strengsten militärischen Gehorsam wird schwerlich Abbruch geschehen, wenn ein intellectuelles Wissen vom Zwecke dem Soldaten den Gehorsam erleichtert. Ein hannöver'scher Offizier erklärte mir, daß derjenige der beste Soldat sei, der nichts wisse, aber das meiste Fleisch verzehre. Ich verstehe das nicht, muß aber fortfahren, das soldatische Individuum christlich als solches in den Zweck Gottes gestellt zu sehen und kann von diesem Gesichtspunkte aus jene Theorien militärischer Dressur nur verwerfen. Die Freiheitskriege sprechen auch wol für meine und wider jene Theorie. Ich will damit dem militärischen Gehorsam gewiß nicht zu nahe treten. Ja der Kriegsfürst muß der Armee allein die Frontstellung geben und freudig muß der Soldat sein Leben für König und Vaterland hingeben. Aber ich kann es nicht

begreifen, warum eine individuelle ethische Betheiligung, ein Wissen vom Recht und vom Zweck nicht dem Soldaten den Gehorsam der Pflicht zu einem freudigen soll machen dürfen. Daß mehr als nur blinder Gehorsam zum Soldaten gehört, das beweist in diesem Augenblicke Rußland, das seine Streiter religiös entflammt; das zeigte Dänemark, welches wie ein Mann, arm an sittlichem Kriegszweck, aber reich an einheitlicher Kraft und Opfern, tapfer gegen die Menge seiner Feinde kämpfte; das zeigte vor allen Dingen die Todesfreudigkeit der Söhne Schleswig-Holsteins.

Es möge mir nicht entgegnet werden, daß der Krieg überhaupt, vom christlichen Standpunkte betrachtet, eine Unsittlichkeit, ja die höchste Entfaltung dieser ist, daß daher von einer sittlich wissenden Betheiligung des Individuums nicht die Rede sein könne, da der Zweck selbst und sein Mittel, der Krieg, ein unsittlicher sei. Denn hierauf ist die Erwiederung leicht. Die Sünde ist auch niemals sittlich und doch ist es für das Individuum Lebensbedingung, ein Wissen, ein Erkennen von der Sünde zu haben. Wo dies fehlt, da gebiert die Sünde den Tod. Und dann ist nicht jeder Krieg an und für sich unsittlich, sondern es sind auch Kriege geführt worden, welche eine höhere sittliche Entfaltung hatten, als je im Frieden dargelegt werden kann. Denn wie die Lebenshöhe des erweckten Christen fort und fort darin ruhet, daß Buße und Glaube sich wechselseitig durchdringen und ergänzen, so ist der Krieg für einen gerechten Zweck, der Krieg der Abwehr, so zu sagen die Gesammtdarstellung der Kämpfe wieder die Sünde, die Centralisirung des erweckten Individuums. Denn so wie leider die Weltlage, so wie leider die Macht der bis zu allen Menschen hindurchgedrungenen Sünde jetzt ist, so

giebt es nicht bloß eine Sünde des Individuums, sondern eine Sünde der Völker und letztere läßt sich eben wieder nur durch Abwehr, Gegenkampf der Völker, nicht durch die gutmüthigen, aber schwachsinnigen Friedenswünsche des Elihu Burritt und seiner Freunde aufheben. Zu Petrus sprach der Herr: „stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das „Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen.“ Matth. 26, 42. In diesem Worte mögte ich die Bestätigung dessen finden, was eben gesagt ist. Wer das Schwert nimmt, wer eigenmächtig und im Dienst fleischlicher Leidenschaft, wie hier Petrus, den göttlichen Rechtszwecken irdische Selbstzwecke entgegensetzt, — Petrus wollte ja den Herrn hindern, den Kelch zu trinken, den er trinken mußte und trinken wollte und war damit (Matth. 16, 23) in den satanischen Dienst der Sünde eingetreten, — der soll durchs Schwert umkommen. Wie aber in und mit dem gehobenen Schwerte der Selbstsucht die Culmination der Sünde gegeben ist, so ja auch im nämlichen Augenblick die Strafe der Sünde, denn die Sünde ist Selbstthat und Selbststrafe zugleich. Dem gezogenen Schwerte steht das gezogene Schwert gegenüber im Kampf auf Leben und Tod. Das Schwert macht das Schwert nothwendig, und daher ist der gerechte Kampf eine ethische Abwehr der Gesammtsünde. Wie soll er daher nicht den sittlichen Muth des Individuums haben, wenn er wissend sich hineingestellt erkennt in die sittliche Erhebung und Abwehr, wenn sein anerzogener militärischer Gehorsam gehoben und geheiligt wird durch die warme Betheiligung des Herzens an der Sache, für die er streitet, wenn er seinem Könige und Kriegsherrn, wie dem Könige seines Herzens und Lebens, seinem Gotte, zugleich einen einheitlichen sittlichen Gehorsam dar-

bringen darf? Ich weiß, daß die Sünde im soldatischen Individuum oft nicht eine solche Erhebung zur sittlichen Betheiligung am Zweck des Krieges zuläßt, aber abusus non tollit usum. —

Auf die Hannoveraner folgten Braunschweiger Husaren, der Chef und sein Stab. Es waren gebildete, liebenswürdige Leute, vier Offiziere und zwölf Mann mit ihren Pferden. Sie blieben neun Wochen bei mir und ich gewann besonders den Chef, Major von Mansberg, lieb. Als sie fortgingen, kamen wieder Sachsen. Unter allen deutschen Truppen waren die Sachsen die anspruchslosesten. Die Soldaten konnten die täglichen Fleischrationen nicht vertragen. Aus dem sächsischen Gebirge mochten es meistens Weber sein, die höchstens zweimal im Jahr trockenes Kuhfleisch geschmeckt hatten. Nun erhielten sie täglich das schönste Fleisch und zogen daher vor, es den Bauern zu verkaufen, und sich mit Kaffee und Brod zu begnügen. Dabei gab es unter ihnen verzogene Kinder, wovon mir der Commandeur des Bataillons, Major Haack, ein Beispiel erzählte. Ein Soldat schreibt seinen Eltern nach Dresden, daß sie Hunger und Noth in Schleswig-Holstein litten, und bittet dringend, ihm ein sächsisches Weizenbrod zu senden. Das Brod, ein sechspfündiges, kommt an, während das Bataillon in Ripen, der Soldat aber in Flensburg im Lazareth lag. Von Ripen marschirte das Brod mit bis auf meinen Hofplatz, wo es verschimmelt und verdorben meinen Hühnern zur Speise dienen mußte. Der arme hungrige Sachse schmeckte es nicht und mußte noch dazu 1 Thlr. 4 Sgr. Porto bezahlen. An militärischer Dressur fand sich bei den Sachsen wenig vor, aber sie schlugen sich gut. Die Disciplin schien bei ihnen viel weniger rigorös, als bei den andern deut-

schen Truppen. Der alte Gepäckwagen des Bataillons, der auf meinem Hofe stand, hatte, wie der Major mir sagte, den russischen Feldzug mitgemacht, und sah auch in der That danach aus. In denselben setzte sich der Compagniearzt, der Korbdeckel ward zugemacht und vorwärts ging es. Die letzte Einquartirung waren wieder Hannoveraner. So war der Sommer, so waren sechszehn Wochen in Unruhe vergangen und endeten in schweren Sorgen. Am 6. Juli war die blutige, entsetzliche Schlacht bei Fridericia geschlagen, die zahllose Opfer der Unsrigen forderte. Man hat über Verrath nach allen Seiten hin geschrien. Bonin und Prittwitz gleicher Weise sollten die Schuld tragen. Ob General Prittwitz ganz frei von Schuld war, ob er nicht früher hätte Succurs senden können, als er that, das mögen Andere entscheiden. Aber Bonin trug gewiß keine Schuld, außer der, daß er, wie die Schleswig-Holsteinische Armee, zu sicher geworden war. Es war der ganze schwere Schlag wol nur die unglückliche Folge dieser Sicherheit. Diese war nach den siegreichen Kämpfen so groß geworden, daß eine Compagnie Schleswig-Holsteiner es kaum für der Mühe werth hielt, sich mit einem dänischen Bataillon zu messen. Singend und jubelnd zogen unsere Truppen in den Kampf. Sie verachteten den Feind, und darum mußten sie so schwer gestraft werden. Auch Bonin mag von dieser Sicherheit eingewiegt gewesen sein. Die Dänen schifften ja unter seinen Augen ihre Truppen ein und aus. Er war gewarnt; er war stark genug, um den Angriff mit eigenen Kräften abzuschlagen, wenn diese concentrirt waren. Als die Nachricht von der entsetzlichen Niederlage durch die Herzogthümer drang, weckte sie einen Schmerz, der jeden früheren übertraf. Wenige Familien

waren, welche nicht nähere oder fernere Opfer hatten bringen müssen.

Daß unsere Landeskinder auch in dieser Niederlage die Ehre gerettet und dem Feinde den Sieg theuer gemacht, war ein trauriger Trost, denn gleich darauf erscholl auch die Nachricht, daß Preußen unterm 10. Juli mit Dänemark Frieden geschlossen und das Herzogthum Schleswig, von Holstein abgelöst, der Willkür der Dänen übergeben hatte. Wir sahen damit unser kommendes Elend voraus, und die Ahnung, daß wir nun bald im eigenen Vaterlande keine Heimath mehr haben würden, zog mit jener Nachricht in unsere Brust ein und sollte nur zu sehr Wahrheit werden. Noch leben die Erinnerungen an den unsäglich bittern Schmerz um das theure Vaterland, den in jenen Tagen alle treuen Herzen Schleswig-Holsteins in sich trugen. Es war ein schöner Julitag, als ich jene Nachricht erhielt. Schon der erste Passus des Friedens vernichtete alle Hoffnungen; denn sein Inhalt besagte, daß Schleswig, getrennt von Holstein, eine eigene Verfassung haben sollte. Die Trennung Schleswigs von Holstein war seit Jahrhunderten das Bestreben Dänemarks gewesen. Diese abzuwehren, war eben so die Ursache alter und neuer blutiger Kämpfe gewesen; denn in beiden Feldlagern, dem dänischen, wie dem unsrigen, war dies die eigentliche Lebensfrage. Die Verbindung der Herzogthümer aber ruhete auf vierhundertjähriger Rechtsbasis, und war verkittet durch die einheitliche deutsche Nationalität, durch alle Bande der Religion, des Lebens, der Politik, der Sympathie, der Gesinnung. Nun war trotz aller blutigen Opfer, diese Trennung ausgesprochen und sanctionirt durch P r e u ß e n und D e u t s c h l a n d! Wir, die wir Dänemark und seine Intentionen kannten, wußten, was

wir von Dänemark zu erwarten hatten. Und wir haben nicht mehr und kaum so viel erwartet und gefürchtet, als später die vollzogene factische Incorporation Schleswigs in Dänemark, die Unterdrückung der deutschen Nationalität, die Verbannung der Landeskinder, die Aufhebung der Landesrechte und Landessprache u. s. w. gebracht hat. Damals zuerst lernten wir eine neue Empfindung, einen neuen Schmerz kennen: Es war das bittere Gefühl der Heimathlosigkeit, in der eigenen von Gott gegebenen Heimath. Und an den Schmerz dieses Gefühls reicht kaum ein anderer. Das Heimweh, das Sehnen nach der verlorenen fernen Heimath ist nichts dagegen; denn auch das Heimweh hat noch eine Heimath und hat diese in seinem Sehnen mehr und inniger, wenn auch Fernen zwischen ihm und dem Vaterlande liegen. Nein, heimathlos in der Heimath zu sein, keine, keine Brücke, nicht einmal die des Sehnens, der Erinnerung, der Wünsche, die heimwärts ziehen, zu haben, das ist ein wunderbar tiefer Schmerz. Haben sich zwischen uns und der Heimath nur Wegestrecken und Verhältnisse gelegt, die Erinnerung, die Wünsche überbrücken diese: sind wir aber in der Heimath heimathlos geworden, finde ich für mein Rechtsbewußtsein, für meine Sympathien, für die ganze Welt des religiösen und sittlichen Lebens in mir, in der Heimath keine Stätte mehr, so ist es zu einem schmerzlichen Lebensabschluß gekommen, für den nur die Grenze des Lebens, der Tod, eine Analogie hergiebt. Ich sage, nur der Tod giebt eine Analogie her für das vollendete Bewußtsein der Heimathlosigkeit.

Es ist aber damit nur der Tod als physische Macht, als natürliches Lebensende gemeint, nicht der christliche Lebensausgang und Anfang. Denn die physische Gewalt des Todes

ist auch Vernichtung alles seitherigen Lebens, wie ähnlich die Heimathlosigkeit. Und Gott giebt dieser Letzteren nicht wieder ein Neues, eine neue Heimath, ein neues Vaterland, wie dem Christen nach dem Tode und durch diesen zuerst das Thor der rechten Heimath sich aufschließt. Der Begriff des Vaterlandes wird auch gewöhnlich zu eng und einseitig gefaßt. Es hat eine tiefere Bedeutung, daß Gott dem Menschen nur ein irdisches, wie nur ein himmlisches Vaterland gegeben hat. Es würde keiner ein Vaterland überhaupt haben, wenn dies weiter nichts, als eine Erdscholle, weiter nichts, als die Stätte wäre, wo die Wiege stand und das physische Leben seine Geburt, Ernährung und Fortdauer fand. Ist aber das Vaterland der von Gottes Gnade und Liebe geordnete Menschenacker, in dem Beides, die physische und psychische Natur, seine Lebenskeime findet, seine Lebenswurzeln schlägt; die Stätte wo das erste wahre Empfinden, das Empfinden der Liebe in das Bewußtsein des Herzens tritt, der Altar, an dem der Mensch Leben, Beten und Lieben lernt, und lebend, betend, liebend seines Lebens Länge verlebt hat, so ist es der Schnitter, der über das Saatfeld hinfährt und ihn von der Wurzel im Lebensacker gewaltsam ablöst, wenn die Gewalt der Umstände ihn heimathlos macht. Das Vaterland ist dem Christen die Stätte seiner somatischen Lebensfreude, seines wahren Lebens in Liebe, in Familie, in Sympathie, in Recht, in Genossenschaft aller sittlichen und ewigen Interessen, und vor Allem die Stätte, wo er sein religiöses Leben in Gott gefunden, genährt und gelebt hat. Es giebt keinen Theil des Menschen, der noch Mensch bleibt im eigentlichen und ethischen Sinne der Bestimmung Gottes, ohne die Wurzel seines Lebens, ohne das Vaterland. Der Spruch scheint hart, denn

die Erde ist des Herrn überall, und auch dem Heimathlosen lebt ein Gott und bereitet ihm wieder auf Erden eine Heimath. Verliert der Christ nur nicht die Heimath in Gott, dann wird er auf der Gotteserde überall eine Heimath haben. Wol, er hat dies! Er findet eine neue Heimath, wo er seinem Herrn ein neues Glaubens- und Liebesleben anfängt, wo er seinem treuen Herrn die Opfer seiner Anbetung, seines Dankes darbringt; denn dieser hatte am Eingang der neuen Heimath die güldenen Worte geschrieben: „Siehe, auch die Haare eures Hauptes sind gezählet.“ Aber ein Vaterland im vollen Sinne des Worts hat er damit in der neuen Heimath nicht gefunden. Im Vaterlande begann sein Leben mit der Wurzel und ward ein starker Stamm; hier in der neuen Heimath soll der Stamm umgekehrt die Wurzel treiben. Das aber läuft wider den natürlichen Organismus. Und wenn darum auch ein heimathliches Wohnen am neuen Orte, wenn darum auch neue Bande der Liebe sein Leben neu mit Menschen und Gott verknüpfen, wenn darum auch der Christ im täglichen Danken vor Gott seine Hände faltet, ein Vaterland ist ihm damit die neue Heimath nicht geworden, so wenig wie die Vergangenheit jemals Gegenwart wird.

Im vollen Sinne des Worts hat der Mensch wie nur ein himmlisches, so nur ein irdisches Vaterland. Und nun kam der Schmerz der Heimathlosigkeit in der Heimath über uns. Wir sollten uns daran gewöhnen, den bekämpften Feind im usurpirten Recht und uns rechtlos zu wissen. Dies traf uns um so schwerer, als unser Rechtsbewußtsein während der Kämpfe der letzten Jahre ein starkes, ethisches Leben in uns gewonnen hatte. —

Es war ein schöner Julitag, als mir zuerst die Nachricht

von dem abgeschlossenen Waffenstillstande bekannt ward. Die sächsische Einquartierung hatte sich in meinem Garten gelagert und die Offiziere freuten sich an der Musik des Bataillons und an Getränken. Wir vermochten es nicht, in der Nähe der Fröhlichen auszuhalten, nicht, die Töne der Musik zu ertragen und flohen unser eigenes Haus, um auf dem Felde einsam uns den Gedanken näher zu bringen, daß wir nun bald keine Heimath mehr haben würden. Bald fingen nun auch die deutschen Schwalben an, heimwärts zu ziehen. Unsere Landestruppen mußten die Eider überschreiten, die Preußen besetzten den südlichen Theil Schleswigs, Schweden rückten als neutrale, d. h. dänische, Truppen in Nordschleswig ein und eine Landesregierung, oder Landesverwaltung, bestehend aus dem Preußischen Grafen zu Eulenburg und dem fanatisch Dänischen Kammerherrn v. Tillisch, sollte das arme Land regieren. Es ward einsamer und einsamer um uns. Eine kurze Zeit hoffte das Land, daß Graf Eulenburg ein deutscher Mann sein und die Rechte des Landes schützen werde. Aber nur kurze Zeit dauerte diese Hoffnung, denn Eulenburg war weder jenes, noch that er dieses. Im Lande Schleswig lebt die Erinnerung an ihn nicht im Segen.

Graf Eulenburg beging ein schweres Unrecht an meinem armen Vaterlande. Aber er war zu diesem so zu sagen prädestinirt. Er kam ohne Kenntniß und ohne Glauben an das Recht, das er schützen sollte, in unser Land, brachte dazu ungewöhnliches Selbstvertrauen mit, und konnte so von den schlauen Dänen auch leicht hintergangen werden, wie er dies auch in einem seltenen Maaße ward. In welchem Sinne die Landesrechte geschützt werden würden, das zeigte

sich bald. Schleswig sollte weder von unseren, noch von dänischen Truppen betreten werden und sofort nach dem Abgang der deutschen Truppen zogen die Dänen in Schaaren von und nach Alsen, dänische Ingenieure nahmen das Land auf, die Düppeler Schanzen wurden zerstört, eine Menge von gesetzlichen Bestimmungen aufgehoben, wozu, so wie zu der Absetzung der durch die Statthalterschaft und frühere gemeinsame Regierung angestellten Beamten, der Landesverwaltung das Recht nicht züstand.

Die intendirte Absetzung meines Freundes und Verwandten, Pastor Arelsen in Düppel, brachte mich in persönliche Beziehung zum Grafen Eulenburg. Wir glaubten bei ihm Schutz gegen die Angriffe des dänischen Consistoriums auf Alsen finden zu können, glaubten durch eine Darlegung der Sachlage ihn von unserm Rechte überzeugen zu können. Wir sollten uns schwer täuschen. Graf Eulenburg machte den Eindruck eines Mannes von Redensarten, der ein ungemein hohes Selbstbewußtsein trägt. Wie nach uns viele Andere, so hörten wir eine Menge Redensarten, von Schutz, der dem Landesrechte und uns zu Theil werden solle u. s. w. Graf Eulenburg's Schutz des Landesrechts ist aber nicht einmal eine Redensart geblieben, sondern in dänische Kränkung des Landesrechts verwandelt worden. In jener Zeit, wo wir zwar sehr fürchteten, daß Eulenburg von dänischen Verlockungen verführt sei, dennoch aber noch nicht alles Vertrauen zu dem deutschen Manne und Grafen verloren hatten, schrieb ich im Drange eines überfließenden Herzens einen Brief an den Grafen, den dieser drei Monate später durch meine Absetzung beantwortete. Da dieser Brief in die damalige Situation einführt, so theile ich ihn hier mit:

Hochgeborener Herr Graf.

Wenn ein Prediger des Evangeliums sich erlaubt, einige Zeilen an Ew. Hochgeboren zu richten, so geschieht dies aus bestimmten Gründen und in klar erkannter Absicht. Die Versicherung, daß ich unintereſirt bei diesem Briefe bin, gebe ich hier nicht. Ich habe ein bestimmtes Interesse, das der Wahrheit. Schon einmal, am 8. September, hatte ich die Ehre, persönlich vor Ihnen zu stehen. Seitdem hat Ihr Bild, eng verwebt mit der traurigen Geschichte meines Vaterlandes, oft vor meiner Seele gestanden. Aus dieser betrachtenden Seelenanschauung ist dieses Schreiben ein naturgemäßes, gebotenes Werk. In Ihrem Auge, Herr Graf, aus Ihrem Worte, habe ich damals den redlichen Willen des ehrlichen Mannes zu lesen geglaubt — seine Pflicht zu thun. Keine Erfahrung, kein Anschauung hat bis jetzt diese Ueberzeugung in mir verdrängt. Ich bin, betend für Sie, mit Ihnen hingetreten vor den Gesalbten des Himmels, dessen Knechte wir Beide sind. Weil ich diesen Weg mit Ihnen gemacht habe, darum darf dies freie offene Wort, zu dessen Vertretung Sie in jeder Stunde mich bereit finden werden, den Weg zu Ihnen machen. Denn, Herr Graf, ich erzittere in christ-brüderlicher Theilnahme vor der Verantwortung, welche der König der Könige auf Ihre Schultern gelegt hat, und mehr noch vor dem Gedanken, welchen ich nicht los werden kann, daß Sie den Umfang Ihrer Verantwortung im Verhältnisse zu Ihren Kräften nicht genügend erwogen haben. Sie sind hingestellt: ein Wächter für das Recht Schleswig-Holsteins, in specie Schleswigs; für die Ehre Deutschlands, in specie Ihres Vaterlandes und Königs zu sein. Der Name: „Graf zu Eulenburg" ist der Geschichte anheim gegeben und

Segen oder Fluch werden die Söhne dieses Landes und Deutschlands an Ihren Namen hängen. Sie waren zu Mißgriffen prädestinirt, denn Sie kamen ohne vollen Glauben an die Geschichte und das Recht unsrer Lande, ohne Kunde der wirklichen Zustände hierher; die Prädestination haben Sie zur That werden lassen, ob, weil Sie zu sehr vertrauten, oder aber, weil Sie aus trüben Quellen schöpften, weil Sie zu Werkzeugen übereilter Maaßregeln Solche wählten, welche die eigne Mutter, das Vaterland, nur mit Erröthen Söhne nennt. Herr Graf, nun Sie den Grund meiner Furcht kennen, mögten Sie nun Glauben haben zu dem Wort eines gläubigen Predigers, wenn er sagt: ich zittere vor dem Richterspruch der Geschichte, vor dem des richtenden Gottes über Sie? Und ich mögte Sie so gern als ein Gefäß der Gnade für mein theures Vaterland ansehen und vor Gott tragen in meinem Dankgebet; mögte so gern den Enkel dieses Landes segnend noch Ihrer gedenken sehen. Herr Graf, haben Sie Glauben an Christum? — möge das folgende Wort dann auch Ihnen ein im Glauben gesprochenes sein.

Dies Wort will aus sicherer, wahrheitlicher Kunde zu Ihnen von den Zuständen Nordschleswigs, in specie Sundewitts reden. Und wenn der Mann und Christ spricht, der, ein Sohn dieser Gegend, inmitten des Volks, mit einem Herzen für das Volk, sein Leben hingebracht hat, der Mann, der wie auf Schwertesschneide, so auf die Spitze dieses Wortes, Brod, Amt, Existenz, Alles aus Liebe zum theuren Vaterlande hinstellt, so muß der Ehrenmann und Graf diesem Manne vollen Glauben geben. Solchen Zuständen gegenüber weicht die Täuschung, flieht die Lüge.

Vom Jahre 1846 bis 1848 war ich Prediger auf Alsen.

Es sind Acten in den Händen der Dänen, welche beweisen, daß ich im Geiste evangelischer Prediger auf amtlichem Wege nur Dem gedient habe, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. In elfjähriger Dienstzeit ist kein Sonntag gewesen, an welchem ich nicht für den König gebetet habe. Das Unrecht, dem Rechte Schleswig-Holstein's angethan, erst das hat mich gezwungen, ihn Landesherrn und König-Herzog zu nennen. Wir alle lernten erst durch Unrecht die Distinctionen des Rechtes für wichtig halten. Es giebt kein Mitglied meiner früheren Gemeinde, mit dem ich von Politik gesprochen habe. Monarchisch-conservativ war ich und bin es noch, denn ich will keinen andern Fürsten, als den König-Herzog. Im Beginn unsrer hochherzigen Erhebung gegen dänisches Unrecht, den 7. April 1848, stellte ich, aufgefordert, eine loyale Erklärung aus, welche der Herr Kammerherr v. Tillisch auf Augustenburg, wo er damals mit dem Könige war, selbst gelesen und für völlig genügend erklärt hat. Am Abend desselben Tages ward ich ohne Grund und Ursache von meinem lieben, theuren Amte suspendirt, drei Wochen später in Gefangenschaft geschleppt; kehrte erst nach sechsundzwanzig Wochen zu meinem Hause und meinem theuren Weibe zurück, um fünf Tage später durch Anwendung roher Gewalt aus ihren Armen gerissen und brodlos auf die Straße gesetzt zu werden. Herr Graf, was hatte ein friedlicher, sich mit der Politik nicht befassender Prediger gethan? Ich trug im ehrlichen Herzen Sympathien für Schleswig-Holstein, dessen Geschichte und Recht kennen zu lernen, das Studium vieler Jahre gewesen war; ich bekannte mich frei und ehrlich zu diesem, wo offenes Bekenntniß Pflicht war. Das war mein

Verbrechen, von Dänemark dazu gestempelt, weil eine schlechte Sache schlechte Wege gehen muß.

In der Türkei sind bis jetzt noch Gedanken und Sympathien straflos; nur der Richter der Lebendigen und der Toden legt, was Herzen und Nieren verschließen, in seine Wagschale. Sie haben es ausgesprochen, Herr Graf, — in der Unterredung, welche ich mit Ihnen hatte, — daß das Unionsrecht Schleswig-Holsteins keine klare Geschichte habe. Wissen Sie aber auch gewiß, daß die Geschichte, weil Ihnen nicht, so überhaupt nicht Klarheit und Wahrheit habe? Sie haben es wiederholt ausgesprochen: der einzelne Staatsbürger dürfe sich kein Staatsrecht bilden. Wehe, sage ich dagegen, dem lebendigen Gliede in der Kette des Staates, das kein Wissen von, keinen Glauben an das Recht seines Staates hat. Sehen Sie, darum, weil wir ein so lebendiges Wissen vom Rechte haben, darum stehen in unserm Feldlager alle intelligenten Männer des Landes, darum ist nur bornirte Selbstsucht und Verblendung hinüber getreten in's Feindeslager; und darum, weil wir Wissen haben und Gewissen, darum bin ich nur Einer der Vielen, die freudig Gut und Blut einsetzen für's theure Vaterland. Herr Graf, wir sind ehrliche Söhne unsres Landes. Sie können dies an unsern offenen, oft starren Wegen sehen und ich habe es Ihnen sagen müssen, um Sie zu fragen, ob Sie dasselbe von unsern Gegnern, den an der Mutterbrust des eignen Landes genährten Gegnern zu sagen wissen, und um Ihnen, als Folgerung aus ihren eigenen Worten, eine ernste Frage vorzulegen: Ist die Union Schleswigs mit Holstein nicht die rechte Geschichte, so ist die Union Schleswigs mit Dänemark Geschichte und Recht — Tertium non datur — weil Schleswig nicht in der

Luft schweben kann, und in vier Jahrhunderten nicht geschwebt hat. Negiren Sie den Vordersatz, so erheben Sie nothwendig den Nachsatz zur Thesis. Schütze Gott Sie, Herr Graf, vor solchen Folgerungen — diese sind ja grade der innerste Nerv meiner Befürchtung für Sie. Ihre gewiesene Aufgabe ist: Schleswig's Selbstständigkeit in der Union mit Holstein. Fassen Sie dieses Mandat aber als in der Schwebe zwischen dem Rechte Schleswig-Holsteins und Dänemark, ist die alleinige Spitze Ihres Denkens nicht allein Schleswig's Recht, so müssen Sie vom Wege abirren, denn Sie haben dann ein getheiltes Princip und Ihre Kraft ist der principiell einheitlichen Ihres Gegners unmöglich gewachsen. Unmöglich — denn da ist Kunde der Verhältnisse, da ist ein voller, ungetheilter Glaube an das Recht Dänemarks auf Schleswig, da sind endlich schlechte Helfershelfer, welche der ehrliche, aber einseitige Sohn Dänemarks für ehrliche Männer halten mag. Herr Graf, ich will Ihnen ein Stück aus dem Leben erzählen, wol auch aus meinem Leben. Wegen Ungehorsams gegen die auch von Ihrem Könige eingesetzte Regierung wurden hier in Sundewitt drei Prediger ihres Amtes entsetzt, darunter mein Vorweser, Pastor Feilberg. Dieser, geboren und gebildet in Dänemark, ist hier im Ganzen acht Monate im Amt gewesen, hat aber zwei von diesen auf Reisen zugebracht. In den sechs Monaten hat er etwa zwanzig Predigten gehalten, auch einige Taufen und Ministerialia verrichtet. Seine Predigten wurden schlecht besucht und fanden keinen Beifall. Um die Schulen hat er sich nie bekümmert, Kranke nie besucht, nie Seelsorge getrieben; dagegen ist er täglich im Wirthshause gewesen, hat dort und anderswo Versammlungen gehalten, hat am Exerciren des damals von Alsen aus hier

errichteten Landsturms Theil genommen, hat sich an die Spitze der Bauern gestellt, um die dänische Armee mit Hurrah zu empfangen. Das ist seine priesterliche Wirksamkeit gewesen. Ich würde erröthen, bedürfte es hier der Versicherung, daß ich nur Wahrheit rede, oder daß ich sie aus irgend einem Sonderinteresse rede. Gottes weite Erde hat überall Brod für mich. Acht Monate bin ich jetzt hier gewesen. Ich habe, wenn man bedenkt, daß die Gemeinde sich verbündet hatte, nicht bei mir zur Kirche zu gehen, daß die Namen derer, welche doch kamen, im Sonderburger Wochenblatt an den Pranger gestellt wurden, einen guten und bessern Kirchenbesuch, als Feilberg gehabt. Der Noth am Leibe und am Geiste habe ich mich soviel wie möglich angenommen, Schul- und Gemeindeangelegenheiten nach Kräften gefördert. Nur die Berufswege bin ich gegangen, denn Buhlen um Volksgunst verbietet mir mein priesterlicher Stolz. Politik ist nicht meines Amtes und nur die Absicht würde man mir untergelegt haben. Nun kommt Pastor Feilberg vor drei Wochen hierher, geht von Haus zu Haus, greift auf der Straße jeden Knecht auf, um ihn zu fragen: haben die deutschen Schurken auch dich fortschleppen wollen? und eine Petition entsteht unter seinen Augen und Händen, worin er als das Musterbild eines Geistlichen dargestellt wird. Sie wird von Vielen unterschrieben, denn die Furcht, nicht für dänisch gehalten zu werden, ist groß, die Gewissenhaftigkeit unter Null. Stellen Sie, an der Hand dieser Thatsachen, Betrachtungen über den Volkscharacter an. Meine Landsleute sind ein guter Schlag, aber die Zeit ist wie ein Gewittersturm über sie gekommen und hat sich nicht vorher Brücken des Verständnisses gebaut. Wollen sie dänisch werden? —

Nordschleswig spricht dazu ein entschiedenes: Nein; oder deutsch? — noch lauter klingt die Verneinung. Sie wollen bleiben, was sie sind und fassen es nicht, daß die Uebergriffe Dänemark's die Fragen zu einem Entweder-Oder hingedrängt haben. Sie haben keine bewußte Nationalität, sie haben kein Wissen von Geschichte und Recht, sie haben keine Sympathien, nur den materiellen sorgenden Sinn, daß sie nach deutscher Seite hin mit mehr Abgaben und Steuern geplagt werden könnten. Und weil sie den Unterschied zwischen Provinz und Staat nicht fassen, so wird ihnen leicht jeder Kampf für ein selbstständiges staatliches Sein als Aufruhr gedeutet. Ueber das Volk Nordschleswigs, das ich kenne und liebe, spreche ich im Allgemeinen das harte Wort: wer ihm verspricht, daß es die wenigsten Steuern zahlen soll, dem fällt es zu in Massen. Sähen Sie nun, wie dänische Söldlinge es aufregen, wie gelogen ist und betrogen in den Schmutzblättern, die in Sonderburg, Apenrade, Hadersleben, Dänemark herausgegeben worden sind, als ob das Halten am Gesammtvaterlande und seinem Rechte eine Verdeutschung, ein Raub an der Sprache und Nationalität, ein Hineinziehen in die vielen Kriege Deutschlands wäre: Sie würden die dänischen, auf Lug und Trug gebauten Sympathien Nordschleswigs begreifen.

Hätten Sie den Arbeiten, der Organisirung, den Geldspenden und der feilen Journalistik der dänischen Propaganda, wie ich in den letzten zehn Jahren, zusehen können, Sie würden die entarteten Söhne Nordschleswigs und Dänemarks bitterer, als ich es thue, richten. Und was ist denn erreicht? Wahrhaft dänische Sympathien sind nicht geweckt. Nur Haß und Bitterkeit ist die ausgestreute Saat. Es steht der Bruder

auf wider den Bruder, es sind Familienbände zerrissen, es ist das Vertrauen zu den Beamten und Privaten vernichtet: — es ist elend geworden unter uns, aber nicht dänisch, nur specifisch schleswigisch und antideutsch. Das ist die Saat der Drachenzähne. Herr Graf, mögte getheilt, mögte Nordschleswig in Dänemark einverleibt werden — so spricht auch in mir der Ueberdruß und fleischliche Rachsucht, welche diesem Volke seine Strafe gönnt. Nur eine Theilung bringt Heilung der tiefen, blutenden Wunde, welche den Staatsleib Schleswigs zerreißt. Möge Nordschleswig Dänemark anheimfallen; es hat sich unwerth gemacht, ein Theil des freien Ganzen zu sein. Und erwacht es bald aus seinem Traume, richtet es dann sehnsuchtsvoll den Blick nach den Brüdern im Süden, seufzt es über fleischlich interpretirte Geschichte und verlorne Rechte — habeat sibi, es ist verdienter Lohn — Nordschleswig's Volk ist ein entarteter Sohn freier Altvordern, welche einst Gut und Blut eingesetzt haben, um die jetzt leichtsinnig verschleuderten Rechte zu erkämpfen. Oder aber, wäre wirklich hier dänische Nationalität, wirklich das Heil nur in Dänemarks Armen? Gehe dann hin, du mein theueres engeres Vaterland, werde glücklich, werde dänisch! Ich hemme deinen Lauf nicht. Das soll meine letzte Liebe für dich sein, daß ich meine Stimme erhebe und für die Förderung deines Wunsches nach Dänemark mit letzter Kraft arbeite, dann dich verlasse und dem Süden zupilgere. Ich kann mich dir ganz opfern, aber mit dir in Dänemark's Armen elend werden, deine Verwünschungen hören, mit welchen Du bald Dich und Deine Verführer verfluchst — das will ich nicht. Ich habe gewirkt, so viel erlaubt war, um heilge Rechte zu bewahren, für welche deine Vorfahren Gut und Blut einsetzten — jetzt

bin ich müde — bin deiner elenden Halbheit überdrüssig — gehe, werde dänisch; ich will nicht mehr Nordschleswig's Sohn sein.

Wenn aber der Gedanke bei dem theuren Rechte des Landes weilt, an die blutigen Kämpfe der Väter für dies Recht gedenkt; wenn der Gedanke sich das Verfahren des weisen Vaters vorstellt, der dem unmündigen Kinde nicht den Willen gibt; wenn endlich die den Irrthum tragende Geduld vor den Geist tritt, so spricht der Mund: Schleswig muß nicht zerschnitten werden, die Scholle an der Königsau ist von dem Fleisch und Bein, wie die an der Eider. Das muß die Staatsweisheit thun, daß sie ein selbständiges Schleswig, unirt usque ad mit Holstein, hinstellt, daß sie so wenig Rechte als möglich mit Füßen tritt, der Zeit und dem Lenker der Zeiten das Uebrige anheimgiebt, nicht ihm freventlich vorgreift.

Herr Graf, dahin zu wirken, ist Ihre geschichtliche Aufgabe; Ihre Pflicht aber ist, uns, die wir dieses fordern, zu vertrauen. Warum mißtrauen sie uns? Wir, die sogenannten renitenten Beamten, sind nicht so feile Söhne unsres Vaterlandes, daß wir um Brod die Rechte desselben verkaufen möchten. Wir sind nicht revolutionär, wir sind conservativ; wir wollen Dänemark kein Recht nehmen und keins geben; aber stehen und fallen wollen wir mit dem Rechte des theuren Landes. Unser Landesrecht ist uns Brod, Ehrenkleid und Amt.

Wir haben zu Ihnen, Herr Graf, kein Vertrauen und können dies nicht haben. Sie kamen, und wir hofften viel von Ihnen und liebten Sie viel, um dieser Hoffnung willen; aber der Mißgriff mit der Proclamation schreckte uns. Sie mußten Mißgriffe thun, das wußten wir; als aber Sie sich

von uns abwandten, immer mehrere von unsern Renegaten sich in Flensburg sammelten, immer mehr Gesetze und Administrativmaaßregeln aufgehoben wurden, ohne daß Ihr Mandat es zu einer klaren Nothwendigkeit machte, da, Herr Graf, fingen wir an zu fürchten, daß Sie Mißgriffe thun wollten. Lenken Sie ein — geben Sie uns ein Vertrauenszeichen, und das Vertrauensvotum des redlichen Herzens Schleswigs soll Ihnen nicht entstehen. Wissen Sie denn nicht, daß der Lorbeerkranz nur dann Ihre Stirne schmücken wird, wenn der dänische Fanatiker Ihnen flucht? Dann wird Schleswig-Holstein und Gesammtdeutschland Sie segnen und die wahrheitliche Geschichte aller Staaten Ihrem Namen einen Ehrentempel aufbauen. Ist aber Vermittlung Ihre Tendenz, nicht das Halten an der klaren Vorschrift Ihres Mandats, also, daß Sie dies als ein zweischneidiges Schwert, als eherne Mauer den Uebergriffen Dänemarks entgegenstellen — dann hat die Geschichte keinen Namen für Sie, den ich hier eintragen mögte. Noch einmal, Herr Graf, warum mißtrauen Sie uns? Daß wir es wissen und durch unsere Erhebung und Opfer es ausgesprochen haben, Schleswig-Holstein hat heilige unveräußerliche Rechte, die Gesalbten hat der Herr um der Völker willen berufen und gesalbet, — das unantastbare heilige Recht der Kronen ruht auf dem Felsen: Schutz dem Volksrecht; daß wir dieses Wissen haben, das macht uns nicht zu Revolutionärs. O, verstünden Sie die Freudigkeit unserer Brust, ahneten Sie den Nerv der Liebe zu dem theuren Vaterlande, mit dem wir geistliche und weltliche Beamte, bereit sind, Amt und Brod und Alles dem heiligen Rechte als rechte Söhne zu o.fern, Sie trauten uns mehr, als denen die ihr Vaterland an Dänemark verkauften. Und hätten wir das

klare Wissen vom Rechte des Vaterlandes nicht, glauben Sie es mir, der Wille wäre nicht so klar, so fest, so treu, so zu jedem Opfer bereit.*)

Daß wir, die intelligenten Söhne des Landes, es vor unserm Gewissen nicht haben verantworten können, in den zehnjährigen Kämpfen mit dänischen Uebergriffen still zu sitzen, daß wir mit Treue an dem Quell des Rechts und der Geschichte gesessen, das dürfen Sie von uns voraussetzen. Dänische Uebergriffe haben unsere Begriffe geläutert. Darum muß der Diener am Wort es Ihnen als Sünde anrechnen, wenn Sie uns nicht vertrauen. O, schlagen Sie ein in unsre dargebotene Hand, stehen Sie zu uns, und unsre Söhne sollen Ihnen Segen nachrufen!

Herr Graf, ich kehre zu mir zurück. Warum bleibe ich hier auf dem äußersten Vorposten, wo Gefahr und Schmach, Schmerz und Verdächtigung tagtäglich auf das arme Herz einstürmen? So weit meines Gottes Himmel, so weit wächst auch mir Brod aus meines gnädigen Gottes Hand. Weg' hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht; Sein Thun ist lauter Segen, sein Weg ist lauter Licht. Das ist mein Glaube. Warum bleibe ich hier, wo ich gleichsam ein Verstoßener bin, und das Vaterland fast verloren habe im Vaterlande? Gefangenschaft, Sorgen, Stürme haben meine Gesundheit erschüttert; das Erworbene hat ungerechtes Kriegsleiden meistens gefressen; ach, und Sie dürfen es mir

*) Graf zu Eulenburg, mit Liebe und Vertrauen empfangen, entsprach sehr bald nicht mehr diesem Vertrauen. Es war vergeblich, daß Leute, wie der treffliche und gründliche Dr. Lübker u. A., sich bemühten, den Grafen über die rechtlichen Landesverhältnisse zu unterrichten.

glauben, das Herz ist dieser traurigen Kämpfe oft so müde, die Seele begehrt in vielen Stunden nur auf rein priesterlichem Gebiete zu stehen, und Christum, fern von den politischen Wirren, zu predigen: das Brod hält mich nicht. Warum bleibe ich? Ich darf mein Vaterland, mein Volk nicht aufgeben, ich darf nicht ohne vollen Antheil an den Leiden meines Landes bleiben, ich darf nicht von diesem Posten weichen, auf welchen Gott und das Recht des Landes mich gestellt haben. Weil Bleiben hundert Mal schwerer als Gehen, darum muß ich bleiben. Die irrenden Brüder rings um mich, gerade ihr Irrthum bindet mich an sie. Lassen Sie mir Raum und Recht, im Frieden Prediger zu sein und in Jahresfrist will ich durch die helfende Gnade meines Gottes eine Gemeinde um mich gesammelt haben, die mich in Liebe versteht. Der geborene Däne, welchen die fetten Pfründen nach Nordschleswig führen, versteht mein Volk nicht und bleibt ewig ein Fremdling im Weinberge. Der Gott darum, der hierher meine Wiege stellte, der mich an diese Scholle band, hier den inneren wie den äußeren Menschen werden ließ — dessen heiliges Gebot ist es auch, daß ich bleibe, so lange bis ich kein Vaterland mehr habe.

Herr Graf! Diese Zeilen sind ein Probierstein der Größe Ihres Herzens. Ich bleibe ruhig dabei: Aus meinem Kämmerlein habe ich zu Ihnen im Kämmerlein gesprochen. Zwischen Ihnen nur und mir hat dies Wort Leben; es soll, so viel an mir ist, nie ein anderes bekommen. Thun Sie mit demselben, was Gott und Ihr Gewissen gestatten. Daß es aber Ihnen zum Segen gereichen, daß Gott aus Gnade gewähren möge, daß ich, sein Priester, Sie nah und

fern betend möge segnen können — in diesem Sinne spreche ich Amen, ja so geschehe es — Amen.

Ulderup, den 4. Oktober 1849.

Petersen."

Die Antwort des Grafen ließ nicht lange auf sich warten. Sie bestand darin, daß mir unterm 7. Januar das Decret meiner Absetzung zugesandt wurde. Wiefern mein Brief dazu beigetragen, oder aber die Agitationen meines dänischen Vorwesers, der bald mein Nachfolger ward, will ich dahingestellt sein lassen. Indeß kann ich nicht umhin, schließlich zur Characteristik der dänischen Nation, in specie der dänischen Geistlichen, mit einem kurzen Bilde des Pastor Feilberg diese Darlegung abzuschließen.

Einen Monat vor Ausbruch des Krieges war Feilberg als Hauptpastor in das Pfarramt zu Ulderup eingeführt worden. Er stand früher als Pastor in Jytland und war demnach einer der begünstigten Dänen, welche die fetten Pfründen Nordschleswigs den Landeskindern wegnahmen. Ihn begleitete ein guter Ruf, denn man sagte von ihm, daß er ein gläubiger Mann von tüchtiger Durchbildung und besonderer Begabung sei. Wiefern er diesem Ruf entsprochen hat, darüber will ich zuerst seinen damaligen Collegen, den zweiten Pfarrer, Zeugniß ablegen lassen. Derselbe richtete nemlich nachstehendes berichtliches Schreiben an den Schleswigschen Generalsuperintendenten Rehhoff, und zwar zu der Zeit, als Pastor Feilberg von der legitimen Regierung des Landes mit seinem ersten Gesuche um Wiedereinsetzung in sein Amt zu Ulderup abschlägig beschieden worden war. Der Bericht lautet wie folgt:

„Am 27. Februar 1848 wurde Feilberg in Ulderup

introducirt und verhielt sich, so viel ich bemerken konnte, anfangs in jeder Rücksicht ruhig, indem er freilich auch für sein Amt sehr wenig Interesse zeigte. Als aber Ende März die Kunde von der Erhebung des Vaterlandes zu uns kam, entwickelte er in politischer Agitation eine ganz besondere Thätigkeit; begab sich mehrmals nach Sonderburg, versäumte sogar eine Predigt und hielt sich einen großen Theil des Tages im Wirthshause bei den dort versammelten Bauern auf. Was er dort that, weiß ich nicht, auch nicht ob die Demonstration der Bauern gegen mich sein Werk war. So trieb er es bis zum 23. April, an welchem Tage er nach seiner früheren Pfarrei reiste. Nach zwei Tagen indessen kam sein Wagen zurück mit der Nachricht, er wage nicht auf dem gewöhnlichen Wege nach Hause zurückzukehren, sondern werde über Fühnen nach Alsen gehen, um von da nach Ulderup zu kommen. Daß es ihm damit aber nicht Ernst war, zeigte er, als ich, auf Bitten seiner Frau, ihm mehrmals durch Parlamentäre die Nachricht sandte, er könne ungehindert nach Hause kommen. Er kam nicht, und wir erfuhren nichts von ihm, bis er am 24. Mai wieder erschien, nachdem er, seiner Aussage nach, seine Zeit theils auf Alsen, theils auf Fühnen, theils in Kopenhagen zugebracht hatte. Von nun an blieb er zu Hause, stand aber in der Zeit, während welcher wir zwischen den Vorposten lagen, in steter Verbindung mit Alsen, sandte und erhielt Boten und Briefe, auch der berüchtigte Lieutenant Petersen von Heils (ein bekannter dänischer Spion) besuchte ihn. — Die Erlasse der provisorischen Regierung publicirte er nicht; er widerrieth der Gemeinde, die geforderte Fourage zu liefern, verweigerte auch selbst, unter dem Vorgeben keinen Knecht zu haben, die

Fuhren. Als er am 22. Oktober seine Entlassung erhielt, protestirte er bekanntlich dagegen, unterwarf sich indessen und räumte am 24. November das Pastorat, blieb aber noch 14 Tage in der Gemeinde, bis wir Dragoner als Einquartierung erhielten. In dieser Zeit setzte er selbst ein Gesuch an mich auf, und ließ es von den Kirchenjuraten und Achtmännern unterschreiben. In diesem sagte er ganz bescheiden, nur er könne jetzt Gottes Wort predigen, und möge ich ihm deshalb des Nachmittags die Kirche einräumen. Zugleich setzte er eine Petition um seine Wiedereinsetzung in Bewegung, die auch zahlreiche Unterschriften fand, sowie er denn jetzt wieder eine solche nach Ulderup gebracht hat. Daß aber die Bauern, Knechte, Kinder u. s. w., welche unterschrieben haben, nur den Menschen Feilberg wünschen und nicht daran denken, was er ihnen als Prediger und Seelsorger sein soll, mag aus folgendem hervorgehen. Acht Monate ist er in Ulderup Prediger gewesen. Von dieser Zeit war er acht Wochen abwesend. Um das Schul- und Armenwesen kümmerte er sich nicht, führte nicht einmal Protokolle über die Sitzungen des Armencollegiums. Er hielt zwanzig Predigten, oder richtiger, Reden, indem er eine Stunde über allerlei sprach und sagte, wie er dies oder jenes im Evangelium, oder der Epistel verstehe, wie es nach seiner Meinung auszulegen sei u. s. w. Er hielt ferner drei Leichenreden, eine Beichtrede, kopulirte ein Paar und taufte etwa zehn Kinder. Dies enthält seine ganze Thätigkeit als Prediger. Um die Seelsorge kümmerte er sich gar nicht, hatte keinen Kranken besucht, so daß demnach die Ulderuper Gemeinde ihn als Prediger und Seelsorger nicht kennt: und dennoch sucht sie eifrig ihn wieder zu bekommen, weil, wie Jemand in Blans (Dorf der Gemeinde)

den dort versammelten Bauern sagte: „er roth und weiß (dänische Farben) angestrichen sei.“ —

So weit der College des Pastor Feilberg. Ich habe nur wenige Züge zum Bilde hinzuzufügen.

Bereits im Anfang des September erschien Pastor Feilberg zu Ulderup, in der Absicht, einmal, meine amtliche Wirksamkeit zu stören, und dann, eine Petition der Gemeinde, betreffend seine Wiedereinsetzung, herbeizuführen. Er ging von Haus zu Haus, er hielt Versammlungen in den Schulen er griff Knechte und Kinder auf, um durch diese die Petition unterschreiben zu lassen. Wie stark diese Bemühungen an das revolutionäre Dänemark, an das souveräne Volk erinnerten, braucht kaum erst bemerkt zu werden. Gewiß stand es ihm frei, auf dem Wege der Ordnung und des Rechts seine Wiederanstellung zu versuchen. Er hatte Alles für sich, denn die Landesverwaltung verheimlichte nicht mehr ihre dänischen Tendenzen, und hatte bereits mit der Absetzung schleswig-holsteinischer Geistlichen und Beamten den Anfang gemacht. Er hätte seine Rechte bei der ihm günstigen Landesbehörde geltend machen können, zog es aber vor, dies durch das souveräne Volk vollziehen zu lassen. Auch dies beweist, wie tief die demokratischen Tendenzen in Dänemark Wurzel geschlagen haben und wie die Geistlichen Träger dieser sind. Sie sind von jeher bemüht gewesen, sei es durch einen flachen Rationalismus, sei es durch leblose Orthodoxie, die nur im Gedächtniß und im Wissen ruht, nicht die dänische Nation christlich, sondern das Christenthum dänisch national zu machen. Und es ist ihnen durch Verflachung des Volks geglückt. In jener Sturm- und Drangperiode trat dies nun besonders hervor. Das Christenthum ward national ausge-

beutet. Mit mir sind gegen hundert Geistliche abgesetzt worden. Ich übernehme die Bürgschaft, daß von diesen, wenn die Verhältnisse sich zu unsern Gunsten änderten, auch nicht Einer durch Vermittelung des souveränen Volkes die Restitution suchen würde, sondern nur durch die eingesetzte Obrigkeit.

Und diesmal ward Feilberg noch nicht durch Vermittelung des Volks restituirt. Zwar, da er selbst ihr Colporteur war und Kind und Knecht aufgriff, so erhielt er viele Unterschriften; aber weder erreichte er es, daß ich sofort abgesetzt wurde, noch gelang ihm das zweite Anliegen, meine Kirche von Zuhörern leer zu machen. War Letzteres für mich und viele Brüder, die mit mir in gleicher Lage waren, eine Erquickung? Ich weiß es fast nicht. Wir wußten wohl, daß das Damocles-Schwert über unserm Haupte hing, wir sahen und erfuhren es täglich, daß wir recht- und schutzlos waren und waren doch die rechten Kinder des Landes. Das deutsche Mitglied der Landesverwaltung hinderte nicht, daß Schleswig wie ein erobertes Land von den Dänen behandelt ward. Uns mußte dabei das Herz schwer werden, und wir fühlten uns längst schon heimathlos im Vaterlande.

Als Feilberg nicht zum Ziel kam, erschien er im Dezember wieder, hielt in den Schulen jedes Dorfes öffentliche Versammlungen und Reden. Eine dieser ist mir mitgetheilt worden, und verdient erwähnt zu werden. Feilberg hatte sich, um seine Interessen besser verfolgen zu können, bei einem der größeren Bauern einlogirt und betrieb von dort Wochenlang die Agitation wider mich. So versammelte er auch im Schullocal des Dorfes Auenbüll die dortigen Bauern und leitete die Verhandlungen mit folgenden Worten ein:

„Freunde, ich habe es zwar recht gut. Ich wohne mitten unter Euch, kann täglich zu Euch kommen, um mich mit Euch zu unterhalten, mit Euch eine Partie L'hombre zu spielen und einen Braten zu theilen; dennoch aber scheint es mir an der Zeit, daß Ihr euren alten Prediger wieder erhaltet, daß ich wieder in das Pastorat einziehe, damit ich Euch, meine Freunde, dort wieder bei mir sehen kann. Was meint Ihr dazu, wenn wir eine Deputation an die Landesverwaltung absendeten, damit diese meine Wiedereinsetzung dringend beantrage?“ — So redete Feilberg und diese classisch priesterliche Rede machte Eindruck. Drei Bauern wurden nach Flensburg committirt und die Frucht ihrer Bitten war meine unterm 7ten Januar 1850 datirte Absetzung. Es war nicht zu den Befugnissen der Landesverwaltung gehörig, Beamte ohne Urtheil und Recht abzusetzen. Geistliche zudem konnten nur nach Vernehmung des Generalsuperintendenten abgesetzt werden. In den Grenzen der Billigkeit lag es, daß ich wenigstens nicht ohne Urtheil und Recht abgesetzt würde. Die Landesverwaltung wählte den kürzeren Weg der Gewalt. Ich legte Protest ein, und in Folge dessen erschien reichlich acht Tage später die Polizeibehörde, um mich eventuell mit Gewalt auf die Straße zu setzen. In Wintersturm und Schnee mußten wir abziehen. Ich erörtere die Drangsale solcher Zeiten nicht weiter. Auch über sie hilft der Herr hinweg. Bald verließen wir das Herzogthum Schleswig, das ja damals schon eine dänische Provinz zu werden anfing, und dies seitdem mehr und mehr geworden ist. Ich habe mein theures specielles Vaterland nicht wiedergesehen und bei dem Herrn steht es, ob ich es jemals wiedersehen soll. Auch darauf leiste ich willig Verzicht, wenn nur meine armen Landsleute von

den Miethlingshänden solcher Geistlichen, wie sie im Vorstehenden gezeichnet sind, solcher Lehrer und Beamten befreit würden. Daß aber dänische Verflachung, dänischer Unglaube, dänische Unsittlichkeit nun auch dem gesunden deutschen Leben in Schleswig eingeimpft werden, das ist ein größeres Unglück, selbst als die empörende Gewaltmaaßregel jenes Dänen Tillisch, wodurch hunderttausend Deutschen die Anbetung Gottes in ihrer deutschen Muttersprache geraubt ward. Wer hier Uebertreibungen zu hören vermeint, der gehe hin und schaue sich an Ort und Stelle um. Nicht blos stehen in dem deutschredenden Südschleswig die Kirchen leer, sondern auch in dem dänisch redenden Nordschleswig und zwar hinauf bis zur Königsau. Nicht blos dort, sondern auch hier ärgert man sich an dem weltlichen Treiben der Geistlichen, die mit der Einnahme ihrer Pfründen, wovon hier in Preußen oft vier Pfarrfamilien leben müssen, nicht auskommen, weil sie zu viel gastiren, weil sie öffentliche Bälle besuchen, tanzen, jagen, Karten spielen. So erschien ein Bild, welches zwei Prediger auf Alsen darstellt, wie sie einen armen Hasen zerreißen, an dem jeder von ihnen von seinem Jagdgebiete aus Antheil zu haben behauptete. So stand eines Tages an einem Wegweiser, der in der Nähe des Pfarrhauses von Ulkebüll auf Alsen an einem Kreuzwege steht, geschrieben: „Dieser Wegweiser ist gerade wie unser Prediger; er zeigt den Weg, aber geht ihn nicht.“ Es könnten zahllose Belege hierfür gegeben werden, aber ich schweige, da ich schon genügend nachgewiesen habe, wie schwer das Joch dänischer geistlicher und weltlicher Beamtung auf dem theuren Volke meiner Heimath lastet. Ich wiederhole: nicht der großartige Druck, der die deutsche Zunge trifft, ist das Hauptleiden, sondern die von

Dänemark nach Schleswig verpflanzte Irreligiösität und im Geleite dieser die Demoralisation. Bei den dänischen Geistlichen ist die religiös-sittliche Haltung Ausnahme, nicht Regel. Das ist das schwerste Leiden, welches mein Vaterland trifft. Wer aber den Schilderungen der dänischen Nationalität, des dänischen Studien- und Schulwesens gefolgt ist, der wird die nationale Anlage zur Oberflächlichkeit, zur Sinnlichkeit, zur Eitelkeit u. s. w. begreifen können. Möchte, so sprach der alte Klaus Harms kurze Zeit vor seinrm Tode, möchte der Herr bald sein gefangen Volk (in Schleswig-Holstein) erlösen! Ps. 14, 7. — —

Ich könnte hier schließen. Es hat sich aber zwischen mir und meinem früheren Amtsvorweser und Nachbar, der später auch mein Bischof war, von hier aus eine Korrespondenz entwickelt, welche ich, auf Verlangen des Herrn Bischofs Hansen zu Guderup auf Alsen der Oeffentlichkeit übergeben muß. Die Veranlassung ist folgende gewesen. Im Jahre 1853 brachten die Zeitungen die Nachricht, daß von dänischer Seite Kriegsentschädigungen ausbezahlt würden. Freunde von mir reichten auch wirklich bei den Ständen in Flensburg Anträge auf Entschädigung für ihre während des Krieges erlittenen Verluste ein. Auch mir hat der Krieg schwere Verluste gebracht und ich glaubte — und glaube noch — das Recht zu haben, eine Entschädigung zu beantragen. Diese Eingabe reichte ich bei dem Bischof, meinem früheren Vorgesetzten, ein. Es geschah dies zu Anfang October 1853. Ich erhielt keine Antwort und schrieb daher Ende November wieder an den Bischof, mit dem Bemerken, daß ich um eine Antwort bitten müsse, widrigenfalls ich mich gezwungen sähe, einen andern Weg einzuschlagen, um einigermaßen einen Ersatz für meine Ver-

luste zu suchen; dieser andere Weg würde die Schriftstellerei, eine actenmäßige Darlegung meiner Erlebnisse vor und während dem Kriege sein; ungerne entschlösse ich mich zu diesem, weil ich, da ich auf Alsen in seinem Bisthum Prediger gewesen sei, ja nicht umhin könne, die dänisch-kirchlichen Zustände Alsens einer eingehenden Erörterung zu unterziehen, ich aber der Meinung sei, daß eben die Zustände seines bischöflichen Sprengels eine öffentliche Beleuchtung nicht gut ertragen könnten. Der Herr Bischof sah in diesen Worten eine Drohung, die ich nicht beabsichtigt hatte. Aber der Brief rief eine Antwort hervor, welche ich hier in wortgetreuer Uebersetzung, denn das Original ist dänisch, mit meiner damaligen Antwort folgen lasse.

„In Veranlassung des gefälligen Schreibens (behagelige Skrivelse) Ew. Hochwürden vom 26sten November habe ich die amtliche Mittheilung nicht unterlassen dürfen, daß ich bereits unterm 11. October an das Ministerium über Ihren Antrag vom 4ten selbigen Monats berichtet habe. Ich beantwortete Ihr Schreiben nicht, da dies weder verlangt, noch in solchen Fällen Geschäftspraxis ist. Da es nicht zu meiner Amtswirksamkeit gehört, das, was außerhalb dieser liegt, zu beurtheilen, oder Kriegsentschädigungen zu bestimmen, so habe ich nur kurz wiederholen und mich auf meine Berichte von 1848 und 1849 beziehen können. Ich werde auch über Ihr erstes Schreiben berichten. (Der Herr Bischof hatte ja, wie er oben sagt, dies bereits unterm 11. October gethan?) Indeß lassen die von der Regierung als Bedingung der Kriegsentschädigungen aufgestellten Prinzipien, sowie die Natur der angeführten Posten, kaum ein erwünschtes Resultat erwarten. Die Regierung läßt sich nicht auf dit Erstattung von Ver-

lusten ein, welche eine Folge von privaten Angelegenheiten, persönlichen Veranstaltungen oder von Verbindungen mit den insurrectionellen Behörden gewesen sind, während jedoch Ihnen wie Jedem der Zugang zu den Gerichten freisteht. In Beziehung auf Ihre Verluste bei der Abrechnung in Nottmark habe ich Aufklärung gesucht; indessen während ich auf der einen Seite bemerken muß, daß nichts Sie verhindern konnte, Ihre Forderungen geltend zu machen, und daß Sie mit meinem Wissen und Willen nicht um einen Pfenning hätten gravirt werden sollen, scheint mir anderer Seits die Quittung, welche Sie Pastor Fangel gegeben haben, und die in derselben ausgesprochene Zufriedenheit, anzuzeigen, daß Sie sich damals nicht für beeinträchtigt gehalten haben.

„Ihrer eigenen Beurtheilung muß ich es anheimgeben ob es sich für einen Mann von Ehre geziemt, durch die Drohung der Schriftstellerei sich die Anerkennung von Forderungen verschaffen zu wollen, in Beziehung auf welche der Weg der Gesetze offen steht; sowie, ob es klug sein dürfte, durch Auftreten im Auslande bei der Regierung den Gedanken zu wecken, daß eine größere Strenge gegen die im Lande zurückgebliebenen politischen Freunde und Elemente nothwendig sein dürfte.

„Die innern Zustände der kirchlichen Verhältnisse hier auf der Insel sind von einer solchen Beschaffenheit, daß ihre Veröffentlichung mir nur angenehm sein kann, und daß jede andre Darlegung nur eine Bestätigung der Worte des Grafen Moltke an den Königlichen Commissär sein dürfte. Ich kann um soviel weniger etwas gegen eine solche Veröffentlichung haben, weil ich nach vielen Mittheilungen an mich voraussetzen muß, daß selbige mir schmeichelhaft sein dürfte.

In jedem Fall werden ähnliche Drohungen nicht den geringsten Einfluß auf mein Verhalten ausüben. Noch weniger wird sich die Regierung darauf einlassen, Summen zu bezahlen, welche sie sich nicht für schuldig hält, um die Alsener Geistlichkeit vor öffentlichem Tadel zu bewahren, welcher, wenn er begründet ist, Strafe herbeiführen muß, wenn er unbegründet ist, aber nur mit Verachtung behandelt werden kann."*)

Der Herr Bischof geht so in das politische Gebiet über, wie folgt: „Da eine auf unrichtige Voraussetzungen gegründete actenmäßige Darlegung leicht ein entgegengesetztes Resultat als beabsichtigt war, herbeiführen kann, so kann ich es nicht unterlassen, auf einen Irrthum hinzuweisen, welcher sich in allen Eingaben Ew. Hochehrwürden, in Betreff der äußeren Verhältnisse der Geistlichen hier findet. Wie diese seit 1022 bestanden, bewahrt unter allen politischen Umwälzungen und beschützt wider alle Versuche der separirten Herzöge, und noch

*) Hier werden nachstehende Erläuterungen nöthig. Es lag mir fern, durch Drohung, wie der Herr Bischof meint, die Erstattung meiner Verluste erzwingen zu wollen. Meine Absicht war offen erklärt; wenn ich nicht meine rechtlichen Forderungen anerkannt sähe, so müßte ich einen anderen Weg einschlagen. Manche meiner Forderungen mochten in der That, wie der rechtskundige Bischof sagt, unbegründet sein, andere, z. B. Einquartierungsgelder, Entschädigung für Gefangenschaft, Umzugsgelder nach der Vertreibung, Verluste am Eigenthum durch den Krieg u. s. w., hatten gewiß eine rechtliche Begründung. Der Zugang zu den Gesetzen stand mir nicht offen, denn ich war ja Insurgent. Wenn ich hätte drohen wollen, so vergilt der Herr Bischof ja Gleiches mit Gleichem, denn er droht meinen politischen Freunden. Die große Naivität des Hrn. Bischofs in Beziehung auf die Bedeutung eines geistlichen Amtes und des geistlichen Trägers desselben wird meine Antwort herausstellen.

bestehen, zuletzt durch die Königliche Verordnung vom 7. November 1832, namentlich §. 1. regulirt, standen diese stets und stehen noch unter der Reichshoheit (?), den Autoritäten und der Gesetzgebung des Königsreichs. Nie hat eine Regierung im Herzogthum Schleswig, Minister, oder sonst welcher Gewalthaber einen directen Einfluß auf diese ausgeübt, namentlich um Geistliche zu ernennen, zu suspendiren, zu restituiren, zu entlassen. Der Herzog von Augustenburg übte seine Patronatsgerechtsame nach Maaßgabe der Gesetze des Königreichs aus, und die auf den Inseln während der Insurrection eingesetzte, separate Regierung, deren Mitglied ich selber war, befaßte sich nicht mit diesen Verhältnissen. Der Malmöer Waffenstillstand vom August 1848 berührte die Gesetze und Autoritäten des Königreichs nicht, und konnte daher ebensowenig einen Einfluß auf die hiesigen geistlichen Zustände, auf Sie und Ihre Suspension ausüben, als auf Verhältnisse oder Geistliche des Stiftes Fühnen, von welchem die Inseln nur ein abgetheiltes Bisthum sind. Selbst aber wenn diesem Waffenstillstande ein solcher Einfluß beigelegt werden könnte, so hatte derselbe alle vor dem 17. März 1848 bestehenden Gesetze sanctionirt, also auch die Verordnung vom 7. November 1832 und die Verhältnisse, welche dazu in Beziehung traten. Da Sie nun im November 1848 geradezu gegen alle rechtlichen Formen in Beziehung auf die Aufhebung Ihrer Suspension protestirten, so nöthigten Sie mich dadurch, das Ministerium zu bitten, den bereits eingesandten Bericht bei Seite zu legen.*)

*) Es ist mir nicht recht klar, was der Herr Bischof hierunter versteht. Als ich im Nov. 1848, nach 28 Wochen Entfernung, auf einige Tage nach Nottmark zurückkehrte, verlangte ich vom Bischof,

„Hat der damalige Kriegsminister, oder sonst Jemand sich damit befaßt, Rath und Vorschriften in geistlichen Dingen zu geben, welche Sie entweder nicht kannten oder nicht kennen wollten, so wurde damit, wie sich von selbst versteht, nicht irgend welche Berechtigung begründet, eine Gesetzgebung zurückzusetzen, welche klar und deutlich das vorschreibt, welches zu beobachten war, ganz ohne Berücksichtigung der Qualification der Autorität, welche im Herzogthum Macht hatte.

„Ihrer Behauptung von Anarchie auf Alsen muß ich entschieden widersprechen, wenn nicht das Anarchie genannt werden soll, daß man den Gesetzen und dem Könige gehorcht und sich dem Aufruhr und dem Mißbrauch der Gewalt widersetzt. Polizeivergehen finden überall Statt. Sie selbst haben ein solches hervorgerufen, indem Sie der aufgeregten Stimmung des Volkes (sic!) nicht bloß Trotz boten, sondern sogar den Versuch machten, Ihr Amt ohne Berücksichtigung der gesetz-

---

daß mir mein Amt ausgeliefert würde. Der Bischof erwiederte, daß dies nur durch die Behörde, welche mich suspendirt hätte, geschehen könne. Hiergegen, wie gegen die Einmischung jeder unbeikommenden Behörde protestirte ich, weil ich von einer dänischen richterlichen Behörde untersucht und freigelassen war, weil der Malmöer Vertrag besagte: alle Gefangene sollen ohne Verzüg und ohne Vorbehalt frei gegeben werden. Da nun Dänemark diesen Waffenstillstand contrahirt, da durch denselben Dänen, die in Kriegsgefangenschaft waren, auch ihre Freiheit und frühere Stellung wieder erhielten, so mußte ganz entschieden der Malmöer Vertrag die rechtliche Herstellung bewirken können, die restitutio in integrum; war diese in beiden Feldlagern bewirkt, dann hat der Herr Bischof Recht, dann traten die Betheiligten wieder unter die eigenen Landesgesetze. Demnach ist die ganze Folgerung des Herrn Bischofs — falsch. —

lichen Formen anzutreten, gegen welche Sie mir sogar einen Protest zustellten, welcher weitere Verhandlungen unmöglich machte. Das Volk entfernte Sie, ehe die Autoritäten bestimmen konnten, was zu thun sei. (sic! Ist auch dies noch nicht Anarchie? aber nein: der Herr Bischof appellirt an das souveräne Volk.) Aehnliche und schlimmere Excesse wurden oft auf dem Festlande verübt. Hier wurde eine Wiederholung verhindert und nicht, wie jenseits, ein „lustiger Streich" benannt. Hier erlaubten die civilen Autoritäten sich nie, Verdächtige zu entfernen, und diejenigen, welche von den Militär-Behörden entfernt wurden, erhielten Subsistenzmittel, soweit sie im Bereich der Armee waren; jenseits wurden solche Personen von den Civilen und dem Militär fortgewiesen, und Sie wissen, daß Pastor Feilberg mit seiner zahlreichen Familie ohne alle Subsistenzmittel fortgewiesen ward.

„Wir wollen eine noch nähere Vergleichung der Behandlung, welche Ew. Hochehrwürden, und der, welche Pastor Feilberg erfuhr, dessen Amt Sie einnahmen und dem Sie wieder weichen mußten, anstellen. Sie wurden suspendirt, behielten aber Ihre volle Amtseinnahme, versuchten es, ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen, Ihr Amt in Nottmark wieder anzutreten, ja Sie protestirten sogar gegen diese und behielten dennoch Ihre Einnahme, bis Sie mir officiell meldeten, daß Sie für Ulderup ernannt wären und daher in Nottmark niederlegten. Sie erhielten Ihre Beamtung von einer Autorität (die von Dänemark und Preußen eingesetzte gemeinsame Landesregierung), über deren insurrectionellen Charakter Se. Majestät sich schon vorher (15. Dez.) feierlichst ausgesprochen und seine Unterthanen gewarnt hatte. Es kann daher weder Sie noch sonst Jemanden wundern,

daß Sie wieder zu Gunsten Feilberg's zurücktreten mußten, sobald die Regierung Sr. Majestät wieder Einfluß gewann.*)

„Die Regierung ist nicht geschaffen, welche anders gehandelt haben würde. Sie werden vergebens den Beweis zu führen suchen, daß die gesetzlichen Formen bei Ihnen zurückgesetzt, bei Feilberg angewendet worden sind. Von Humanität wollen wir nicht erst reden. Soll nur das Eine Anarchie, das Andre Gesetzlichkeit sein, das Eine Gerechtigkeit, das Andre Ungerechtigkeit, mit andern Worten: soll die Behandlung, welche Feilberg erfuhr, gerecht und gesetzlich, die, welche Sie erfuhren, ungerecht und ungesetzlich genannt werden — war auf Alsen Anarchie, auf dem Festlande Gesetzlichkeit — dann freilich hört alle Discussion auf.

„Was nach subjectiver Anschauung hätte geschehen müssen oder nicht, darauf habe ich mich nicht einlassen wollen. Ansichten werden immer verschieden sein. Wünschen Sie aber, daß Ihr Verfahren als Unterthan untersucht werde, so steht dem Nichts im Wege, daß Sie sich hier stellen und ich bürge Ihnen dafür, daß Ihnen nach dem Gesetze kein Unrecht geschehen soll.

„Ebenfalls habe ich mich nur auf die eine Seite des formalen Rechts, auf die Beobachtung des Gesetzes eingelassen, die andre aber, die Berechtigung der verschiedenen Machthaber, gänzlich bei Seite liegen lassen. Meine deßfalsigen Anschauungen sind bekannt und Ihre Erklärung beim Beginn

*) Die obigen Folgerungen sind unhistorisch und falsch. Mit der letzteren erkennt der Herr Bischof es wenigstens an, daß die Landesverwaltung (Graf Eulenburg, Kammerherr Tillisch, Oberst Hodges) eine königl. dänische Behörde war; denn sie hat mich abgesetzt.

der Insurrection enthielt dieselben Anschauungen. Daß die Regierung Sr. Majestät und die Beamten nur das als Aufruhr betrachten konnte, sich seinen Gesetzen und Befehlen zu widersetzen, eine Armee zu organisiren, um die Waffen wider ihn zu führen, diese zu führen, oder dazu Andre zu ermuntern, dürfte wol klar sein.

„Sollte die in Ihrem Schreiben vom 26sten v. M. als möglich angedeutete actenmäßige Darlegung zur Ausführung kommen, so darf ich vielleicht erwarten, daß auch dieser Brief aufgenommen wird, als ein nicht unwesentliches Actenstück mit Rücksicht auf Ihre Schreiben vom Nov. 1848, October und November 1853.

„Da ich übrigens die Anschauungen des Grafen Moltke über die Insurrection theile, so werden weitere Verhandlungen kaum ein Resultat herbeiführen. Da meine Pflicht als geistlicher Oberbeamte mir nicht erlaubt, solche Aeußerungen über die Regierung Sr. Majestät, wie sie sich in Ihren Briefen finden, ungerügt hinzunehmen, so muß ich es sehr beklagen, daß Sie selbst es mir zur Unmöglichkeit gemacht haben, Briefe von Ihnen anzunehmen, oder mich in eine fernere Correspondenz einzulassen, es sei denn, daß ich unverzüglich mittheile, was mir unter dieser Bestimmung von der Regierung in Folge meiner Berichte zugestellt werden dürfte.

„Das Vorstehende ist eine Folge meiner amtlichen Stellung und es soll nicht meine Wünsche für das Wohl Ihrer Zukunft schwächen, noch mein Bedauern wegen Ihres Schicksals und Ihrer geschwächten Gesundheit. Indem ich daher die Gelegenheit benutze, Ihnen meine Theilnahme und Wünsche zu erkennen zu geben, zeichne ich mich Ew. Hochwürden

ergebenster J. Hansen."

Guderup, Decbr. 1853.

Meine Antwort.

Ew. Hochwürden kann ich in Wahrheit für Ihr letztes Schreiben nur dankbar sein. Ich weiß jetzt, woran ich bin, und da ich nichts Anderes erwartet habe, so fühle ich mich auch nicht getäuscht. Amtlich habe ich fernerhin nichts mehr mit Ihnen zu verhandeln. Da aber Ihr Schreiben von vielen unrichtigen Voraussetzungen ausgeht, welche mich und mein Verfahren Ihnen unbegreiflich erscheinen lassen; da ich aus Ihrem Schreiben mit tiefem Schmerz erkenne, daß Ihr Herz noch in den alten Ketten schmachtet, so halte ich mich vor Gott berufen, Ihnen diese privaten Zeilen zu senden, und bitte Gott, daß er Das, was Wahrheit in ihnen ist, was nicht fleischlich sondern geistlich ist, tief in Ihr Herz eingraben möge. Ich bin nicht zu jung, um nicht Ihr Beichtvater sein zu können. Sie bedürfen in Ihrer Stellung als Bischof, als Geistlicher, als Mensch, der Wahrheit in Liebe. Keiner außer mir wird Ihnen diese so geben können und wollen. Sehen Sie darin meinen Beruf vor Gott und meine Pflicht zu diesem privaten Briefe. Ihr Fleisch wird zwar über denselben ergrimmt werden, Ihr kritischer Verstand wird ihn Gallimathias nennen; Gott aber, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche, kann dennoch geben, daß die Wahrheiten dieses Briefes, wenn auch erst in Ihrer Todesstunde, Buße und Gnade Ihnen nahe bringen. Wenn nicht, dann: wenigstens dixi et salvavi animam meam.

Was die Rechtsfragen zwischen uns betrifft, so erörtere ich diese gar nicht. Ich glaube zwar das halbe Europa auf meiner Seite zu haben, wenn ich in vielen Punkten Ihre Ansicht als irrig bezeichnete. Dies soll nicht geschehen. Das aber mögen Sie mir nicht verübeln, wenn ich behaupte, daß

Sie Sünde thun vor Gott und seinem Recht, wenn Sie, ein geborner Schleswiger, das historische Recht Ihres engeren Vaterlandes dänisch interpretiren; daß Sie blind sind am Geiste, wenn Sie die Mißhandlung dieses Rechts, wie sie durch Graf Moltke geschieht, billigen. Wäre Ihr Lebensweg in andere Geleise gekommen, als die engen von Alsen nach Kopenhagen und zurück, so würden Sie der Welt außerhalb Alsen und Dänemark nicht alle Intelligenz, Rechtsbewußtsein und Moralität so unbedingt, wie Sie es thun, absprechen. In den Fürsten und Völkern Deutschlands lebt noch dieselbe Rechtsidee, welche letztere einst in den Kampf trieb für das geheiligte Recht Schleswig-Holsteins. Sie werden sich nicht die Mühe gegeben haben, die Schriften der ersten Theologen, eines Hoffmann, Nitzsch, Lücke, Dorner, ja selbst die Rudelbach'sche Zeitschrift und die Hengstenberg's zu lesen, sonst würden Sie wissen, wie die gesammte Theologie Deutschlands über das göttliche Recht dieser Sache denkt. Ich weiß es nicht, ob sich in dieser allgemeinen Volksstimmung ein kommendes Gottesgericht vorbereitet, oder uicht; ich wünsche dies nicht zu erleben: denn es wird ein blutiges Gericht über Dänemark werden, aber ich weiß, daß ein allgemeiner Schrei des Erstaunens und Unwillens sich erheben wird, wenn Ihr Brief, wie Sie es ja verlangen, einst gedruckt wird. Das aber ist eine res publica und mit dieser will ich zwischen Ihnen und mir abgeschlossen haben, da mir nur Privates obliegt. Sie behaupten: ich wolle durch Drohungen mir die Anerkennung meiner Forderungen erzwingen und fragen, ob sich das für einen Mann von Ehre gezieme? Ihre Behauptung ist unwürdig und unbegründet. Ich bin durch den Krieg in schwere Geldverluste gerathen, diese zu decken, halte ich für Pflicht.

Ich habe versucht, es auf dem Rechtswege zu erreichen: das ist mißlungen, weil Ihr Recht nur dänisch ist. So bin ich auf mich selbst angewiesen, und meine einzige Hülfsquelle ist, Mittheilungen aus meinem Leben zu geben. Da ich nun auf Alsen Prediger gewesen bin, so ist es wol nothwendig, daß die innern kirchlichen Zustände Alsens von mir einer Erörterung unterzogen worden. Diese Zustände nennen Sie vortrefflich, ich nenne sie faul und krank bis zum Tode. Wer von uns beiden Recht hat, darüber wird die Welt richten. Sollte ich aber nicht ganz Unrecht bekommen, so mögen Sie ermessen, daß es mich schmerzt, schreiben zu müssen. Diese Deduction muß Ihnen beweisen, daß die moralische Nothwendigkeit, in welcher ich mich befinde, nur aus Parteistellung von Ihnen eine Drohung genannt wird. Sie fragen: ob sich Solches für einen Mann von Ehre gezieme? Hier nun tritt die Differenz zwischen uns grell hervor. Sie sind Rationalist und weil ich Sie als einen solchen kenne, muß ich Ihnen überhaupt jedes Urtheil über den Begriff der Ehre eines gläubigen Christen und Geistlichen absprechen, bis Sie die Herrlichkeit des Gottmenschen erkannt, bis Sie den Heiland, der auch für Sie geblutet, in Buße und Glauben voll erwählet haben, bis dahin muß ich Sie bitten, über das, was ich für Ehre halte, nicht aburtheilen zu wollen.

Gegen die Veröffentlichung der innern kirchlichen Zustände Alsens haben Sie aus dem Grunde nichts, weil Sie theils diese Zustände für vortrefflich halten, theils aus vielen Mittheilungen, welche ich Ihnen früher gemacht habe, wissen, daß eine solche Schilderung nur für Sie schmeichelhaft ausfallen könnte. Hierin irren Sie, Herr Bischof, und irren darum, weil Sie den Mann und den Geistlichen confundiren.

Habe ich je Ihnen als Geistlicher oder Bischof eine Anerkennung in meinem Briefen gezollt? Ich konnte es nicht, denn Sie waren weder Geistlicher, noch Bischof im Geiste des Wortes Gottes. Hätten Sie im Geiste des Glaubens 1. Tim. 3. gelesen, so würden Sie es leichter begreifen, daß man Menschen ehrenhaft nennen kann und doch über den Geistlichen und Bischof beten muß: gieb ihm, Herr, ein neues Herz und einen neuen gewissen Geist.

Was den Menschen betrifft, so haben Sie Recht. Ja ich habe Ihre persönliche Biederkeit, Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit immer hochgeachtet und thue dies noch. Weil ich Sie als ehrenhaft erkannte, wenn auch nicht im gläubig ethischen Sinne, deshalb habe ich Sie immer höher geachtet, als irgend einen Ihrer Amtsbrüder. Ihre persönliche Liebenswürdigkeit zog mich an, wie oft auch die Leere Ihres Rationalismus mich abstieß und der Schmerz mich deshalb meisterte, weil Sie gar nicht wußten, daß „so Jemand ein Bischofamt begehret, der begehret ein köstlich Werk.“ Die Ehrenhaftigkeit Ihrer Persönlichkeit habe ich offen und ehrlich gegen Jedermann vertreten. Was darum in meinen Briefen steht, ist Wahrheit, zu der ich mich noch bekenne. Aber Sie sind Geistlicher und Bischof. Ein Bischof soll „unsträflich sein, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei, lehrhaftig.“

Unter dem Bewußtsein, daß Gott mir in dieser Stunde es giebt, an Ihnen das Amt eines Seelsorgers zu treiben, stehe ich. Herr Bischof, sehen Sie denn nicht, daß in Ihrem Bischofssprengel Unglaube, Unsittlichkeit und leibliches wie geistiges Proletariat im Wachsen begriffen sind? Sehen Sie denn nicht, daß die glaubenslose Predigt der Ihnen untergeordneten Prediger und die glaubenslose Lehre der Schul-

lehrer, daß das zum Theil leichtfertige Leben beider, ihr Gasteriren, ihr Kartenspielen, die Ueppigkeit ihres Haushaltes, neben der mangelnden lauteren Predigt und Lehre des Evangeliums und der mangelnden Seelsorge, Grund und Ursache davon ist? Ueben Sie Zucht, Herr Bischof, führen Sie die lautere Milch des Evangeliums ein in Kirchen und Schulen, treiben Sie die Geistlichen in die Hütten und Häuser, zu Gesunden und Kranken, um die theuer erkauften Seelen mit rechter Nahrung zu sättigen; halten Sie die Geistlichen und Lehrer an, statt daß diese das Buch der vier Könige so fleißig in die Hand nehmen, die Hände vor dem ewigen Himmelskönige zu falten, die Knie zu beugen und durch Forschen in der Schrift, durch Wachen und Beten, täglich an Ihm zu wachsen, der das Haupt ist. Wenn Sie aber dies thun, dann werden Sie den schönen Traum aufgeben müssen, daß die innern Zustände Ihrer Kirche vortrefflich sind, dann werden Sie einmal geistlich zu Gerichte sitzen müssen und fragen: ob Ihre Prediger, — nur diese richte ich, nicht die Menschen — in Predigt, Lehre, Seelsorge und Wandel die Waffen geistlicher Ritterschaft an sich tragen — dann müssen Sie zuerst bei sich und Ihrem eigenen Herzen den Anfang machen.

Herr Bischof, es giebt einen religiös-ethischen und dogmatisch-kirchlichen Standpunkt der Beurtheilung, welchen in neuerer Zeit die deutsche Wissenschaft und das Kirchenregiment, ja auch die gläubigen Theile der Nationen adoptirt haben. Nur Ihre Isolirung kann daran Schuld sein, daß der Geist, welcher durch die Kirche geht, Ihnen fremd geblieben ist. Wäre er Ihnen nicht fremd geblieben, so dürften Sie schwerlich die innern Zustände der Kirche Alsens für vortrefflich

halten. Sie nöthigen mich dadurch, Ihnen einige der Schlagschatten Ihrer kirchlichen Zustände vorzuhalten.

Gestatten Sie mir, bei Ihnen selbst anzufangen. Sie sind Geistlicher und Bischof der evangelisch-lutherischen Kirche. Als solcher haben Sie sich eidlich verpflichtet, den Glauben dieser Kirche, wie er in dem Bekenntniß derselben niedergelegt ist, zu predigen und zu lehren. Können Sie vor diesem eidlichen Gelübde bestehen? Sie sind Rationalist und zwar aus der älteren ungläubigen Schule. Sie predigen Tugend und Selbstgerechtigkeit, Verdienst und gute Werke. Ich selber habe Sie stundenlang reden hören, ohne daß der Name Gottes auch nur in Ihrer Rede genannt wurde. Tugend und ihr Lohn war damals und ist Ihr einziges Schiboleth. Die Fundamentallehren Ihrer Kirche, die Lehren von Sünde und Gnade, Rechtfertigung durch den Glauben, verleugnen Sie; den Herrn der Herrlichkeit, Christum Jesum, haben Sie nie im Geiste der Kirche und des Bekenntnisses bekannt. In dieselben Fußtapfen treten Ihre Prediger. Nur zwei derselben hatten einen leisen Anfang des Evangeliums, Ihr Schwager und F a n g e l in (Oxbüll). Ich habe es mit meinen Ohren gehört, wie einer Ihrer Prediger das köstliche Nicodemus-Evangelium so mißhandelte, daß die Wiedergeburt als ein freier Act menschlicher Thatkraft und Gesittung dargestellt ward. Und die beiden Hauptmomente dieser waren Intelligenz und Bildung. Wer aus der Gesittung wieder heraus fiele, der beginge die sogenannte Sünde wider den heiligen Geist. Das habe ich mit meinen eigenen Ohren gehört. Soll nun dieser elende Predigtschemen Christenthum sein, so hat es nie eine christliche Kirche und eine Reformation gegeben. Ich halte mit weiteren Belegen zurück. Sonst könnte

ich auch Betrachtungen über eines Ihrer eigenen naturalisirenden Predigtthemas bringen, welches lautete: über den Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere. Es war das in der Fastenzeit. Daß Sie Prediger haben, welche Reden aus den bekannten Stunden der Andacht übersetzen und halten, welche nur die trivialste Moral zu predigen wissen, das sollte Ihnen nicht unbekannt sein.

Folgen Sie mir nun auf das religiös-ethische Gebiet. Ueber Sie, Herr Bischof, circulirt eine Redensart auf Alsen und diese ist mir, als von Ihnen selbst herrührend, mitgetheilt. Sie lautet: jeg er kommen paa en forkeert Hülle — ich bin in einen verkehrten Beruf gekommen. Sie haben damit wenigstens einmal das Rechte getroffen. Sie sind als Mensch achtungswerth, aber die geistliche Weihe haben Sie nicht empfangen. Sie sind ein guter Jurist und Administrativbeamter. Ich will Ihnen die zahllosen Häuser meiner früheren Gemeinde, an welcher Sie 16 Jahre vor mir gestanden hatten, nachweisen, in welchen von Ihnen verfaßte Contracte, Acte, Testamente u. s. w. sich vorfinden; ich will Ihnen die Menschen nachweisen, welchen Sie in Processen und Streitigkeiten Rath und juristische Anweisung ertheilt haben. Sie hatten ja als Jurist einen großen Ruf, so daß man selbst aus der Fremde her Sie als Rechtsconsulenten aufsuchte, und Sie waren die Hauptstütze derer, welche mit dem fürstlichen Gutsherrn Streit führen wollten.

Wollen Sie mir dagegen die Häuser und Herzen nachweisen, wohinein Sie den Trost des Evangeliums, während Ihres sechszehnjährigen Pfarramts in Nottmark, getragen haben, ja auch nur ein einziges Sterbelager, an welchem Sie als Priester Jesu Christi gestanden haben? Sie sind ein

armer Mann, denn Sie glauben selbst nicht an den Heiland der Sünder, daher müssen Sie auch die armen, Ihrem Hirtenamte anbefohlenen Seelen ohne diesen Trost hinschmachten lassen. Wissen Sie es denn nicht, daß aus Ihrer jetzigen Gemeinde Seufzer Sie vor Gott darum verklagen, weil Sie die lautere Milch des Evangeliums nicht predigen noch lehren? Wissen Sie es denn nicht, daß selbst auf Alsen nur eine Stimme darüber ist, daß Sie Alles, nur nicht Geistlicher hätten werden müssen? Und Sie sind in der genannten Beziehung ein wahrer dux gregis. Nennen Sie mir auch nur einen Ihrer Prediger, der vom rechten Geiste getrieben, das Evangelium von Christo mit lebendigem Glauben predigt, den Kranken und Gesunden das: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen" verkündigt, der die cura animarum ernst und geistlich treibt, der durch Lehre und Wandel zugleich erbaut?

Herr Bischof, es fehlt Ihnen daran, daß Sie selber nicht Buße thun, selber nicht an das Evangelium von Christo recht glauben, sonst würden Sie den innern Zustand Ihrer Kirche nicht für so vortrefflich halten. Ich selber habe Sie am Samstage um elf Uhr Abends mit den l'hombre-Karten in der Hand gesehen; am Confirmationstage Ihrer Kinder arrangirten Sie persönlich die Spieltische, ehe noch der Abend kam. Sie wissen, daß in Ihrem Sprengel sich ein Mann und Geistlicher befindet, dessen beste Thatkraft in Fluchen und Kartenspiel besteht; daß ein Anderer durch sein luxuriöses Gastmahl die Gäste in einen Zustand versetzte, worin Sparta seine Sklaven zu versetzen pflegte, um seinen Söhnen früh einen Abscheu vor der Trunkenheit einzuimpfen: Wollen Sie noch mehr Belege? Ich halte dafür, es sind ihrer genug und

übergenug, um die Sicherheit Ihrer Behauptung von der Vortrefflichkeit Ihrer Kirche in Zweifel zu stellen.

Und nun habe ich Ihnen nur noch wenig zu sagen. Zwischen einem Manne, der unter Carl Moltke's Fahne tritt, und mir, ist eine Erörterung streitiger Punkte nutzlos. Da hört in der That alle Discussion auf. Wenn nicht, dann mögte selbst einem Juristen, wie Sie es sind, gegenüber Manches zum Beweis der Anarchie auf Alsen, der falschen Auslegung des Malmöer Vertrags, der ungerechten Handhabung desselben, noch anzuführen sein. Aber wozu? Sie waren beim Beginn des Krieges kein fanatischer Däne, denn Sie erklärten im März 1848 noch die Herzogthümer für prägravirt; Sie sind aber im Laufe der Zeit, wie Ihr Brief erweist, ein fanatischer Däne geworden. Was ich in dieser Beziehung anzuführen habe, behalte ich mir für später vor, namentlich einige Notizen, betreffend die Behauptung, daß ich mich gewaltsam in mein Amt habe eindrängen wollen.

In Beziehung aber auf die von Ihnen gezogene Parallele zwischen der Behandlung, welche Pastor Feilberg und welche ich erfahren habe, kann ich nicht umhin, Ihrer sehr kühnen Schlußfolgerung mit der Bemerkung entgegenzutreten, daß Sie über diese Sache sehr schlecht unterrichtet sind. Da ich auch über Feilberg's Geschichte die Acten seiner Zeit gesammelt habe, so dürfte ich Sie darüber aufklären können. Feilberg hatte kaum sein Amt in Ulderup angetreten, als er es auch zu politischen Agitationen mißbrauchte. Bald entfernte er sich und kehrte in zwei Monaten nicht wieder zurück. Er zog, obwohl die Deutschen keinen Krieg mit Predigern führten, es vor, Weib, Kinder und Amt Monate lang im Stiche zu lassen, und auf Alsen zu bleiben.

Nach dem 28. Mai kehrte er wiedet zurück und nahm wieder seine politische Thätigkeit auf. In Folge dessen ward er endlich seines Amtes entsetzt. Nur Fanatismus wird das Verfahren gegen ihn ein parteiisches nennen können.

Herr Bischof, wollen Sie auch noch zwischen Feilberg und mir die Parallele ziehen?

Welcher politischen Thätigkeit, welches Ungehorsams gegen die Landesregierung konnten Sie mich anklagen, als ich suspendirt, in Gefangenschaft geschleppt und ohne Urtheil und Recht vertrieben ward? Bestand meine Schuld etwa darin, daß ich es nie für zum priesterlichen Beruf gehörend zählte, politische Reden in Wirthshäusern zu halten, die Volksbewaffnung zu organisiren und Karten zu spielen? Wie mögen Sie nur sagen, daß die Kriegsgefangnen Subsistenzmittel erhielten, wenn sie „i Armeens Omraade" waren, da Sie ja das Gegentheil von mir und vielen meiner Mitgefangnen wissen? Sie beklagen, daß Feilberg ohne Subsistenzmittel abgesetzt sei? Sind diese etwa mir und den zahllosen geistlichen und weltlichen Beamten nach unsrer Absetzung ertheilt worden? Herr Bischof, Sie halten sehr viele Illusionen dänischer Parteistellung fest. Wie mögen Sie nur sagen, daß auf Alsen niemals die Civilbehörde Beamten in Gefangenschaft geschleppt habe? Wissen Sie denn gar nichts von den großen Thaten des dänischen Danaidengeschenks, des „Folkeraads", Volkraths oder Gemeinderaths, der in jeder Gemeinde Alsens regiert? Ihr Gedächtniß muß schwach geworden sein, sonst würden Sie auch wissen, daß ein hochgestellter dänischer Beamter gerade Sie als den Urheber unsrer Deportation und Gefangenschaft nannte. Herr Bischof, Ihr dänischer Fanatismus macht Sie blind.

Ich habe geschrieben und will Ihnen zum Schlusse noch einen Vorschlag machen.

Was hier geschrieben ist, wird gedruckt werden und noch mehr dazu. Aber ich will darauf verzichten, diesen Brief drucken zu lassen, kein Auge soll eine dieser Zeilen lesen, kein Ohr ein Wort hören, wenn Sie die bittre Wahrheit hinnehmen und ein Bischof nach dem Herzen Gottes werden wollen. Geben Sie Ihren todten Rationalismus auf, bitten Sie den Herrn um ein neues Herz und einen neuen gewissen Geist, gönnen Sie dem Herrn und Heilande eine Glaubensstätte in Ihrer Brust, erbarmen Sie sich derer, die da seufzen nach dem Licht und Troste des Evangeliums von Christo, und ich werde zu Gott für Sie und Ihr heiliges Amt beten, aber keine dieser Zeilen drucken lassen. Schlagen Sie ein und der Herr wird Amen dazu sprechen.

Januar 1854.

Petersen."

N. S.

„Als Antwort auf den Brief Ew. Hochwürden vom Dez. 1853 ward dieser Brief geschrieben. Da Sie indeß in Ihrem Schreiben bestimmt erklärt haben, keine Zuschrift von mir annehmen zu wollen, da ich ferner mit dem bezeichneten Manuscript damals noch nicht einen Anfang gemacht hatte, so blieb der Brief liegen.

Jetzt wird in nächster Zeit das Manuscript gedruckt und am Schlusse desselben Ihr Schreiben und diese meine Antwort. Ich glaube daher verpflichtet zu sein, Ihnen diese Abschrift meines Briefes zu senden. Gehen Sie auf den zum Schluß gemachten Vorschlag ein, so bleibt derselbe un-

gedruckt. Wo nicht, so erhalten Sie durch diese Mittheilung Gelegenheit, die bald erscheinende Druckschrift durch die Ministerien für Schleswig und Holstein verbieten zu lassen. Im Gewährungsfalle sehe ich umgehend einer Antwort entgegen. Mit dem herzlichen Wunsche, daß Sie es begreifen möchten, daß ich so an Sie schreiben und dennoch für Sie beten kann, unterzeichne ich mich

Februar, 1856.

Petersen."

Petersen, Friedrich,

Erlebnisse eines Schleswig'schen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1838 bis 1850 ein Beitrag zur Beurtheilung der dänischen kirchlichen und nationalen Zustände

Frankfurt am Main 1856